Ce livre

est à

Martin Beck

?dans

Neckargemünd.

1865.

Theel

Festgabe.

Denkwürdige, nützliche Geschichten

und

lehrreiche Lesestücke

für lernbegierige Kinder,

herausgegeben

von

F. W. Theel,

Schullehrer in Gossow bei Bärwalde.

[1851]

Berlin und St. Adelaide.

Verlag von Justus Albert Wohlgemuth.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Seite

Zweiter Abschnitt.

Realien.

Erster Abschnitt.

Kinderlieder und Gebete.

Erster Unterricht von Gott.

Einer ist euer Vater, der im Himmel ist. Matth. 23, 9.

Liebe Kinder, ihr seid doch eurem Vater und eurer Mutter gewiß recht gut; denn sie lieben euch und geben euch täglich zu essen und zu trinken, und machen euch immer gern Freude. Aber wißt ihr auch schon, daß noch Jemand ist, der euch noch mehr liebt als eure Aeltern, und der auch euren Vater und eure Mutter liebt, und ihnen Alles giebt, was sie gebrauchen? — Das ist der gute Vater im Himmel, der uns am Morgen die Sonne an den Himmel führt, und am Abend den Mond und die Sterne anzündet, daß sie uns leuchten. Das ist der gute Vater, der allen Thieren ihr Futter giebt, und der im Sommer die schönen Blumen wachsen läßt, und der die Bäume gemacht hat, und die Birnen und Aepfel und alle die Früchte werden läßt, die uns so wohl schmecken. Wir hätten ja alle kein Brot und kein Fleisch, wenn's nicht dieser liebe Vater gäbe; wir hätten kein Holz, um im Winter unsere Stuben warm zu machen und Speise zu kochen, wenn er nicht Bäume und Sträucher hätte wachsen lassen; auch hätten wir keine Kleider, unsern Leib zu decken und vor Kälte zu schützen, ohne seine Güte. — Daß es Tag wird und wieder Nacht, daß Regen und Schnee aus den Wolken fällt, und daß wir am Morgen gesund erwachen, das alles hat der liebe Gott gemacht; denn so heißt dieser große Vater. Ach, Kinder, freuet euch recht, daß ihr einen solchen Gott habt, dem die ganze Welt gehört; denn wenn auch Vater und Mutter nicht mehr sind, und wenn euch Niemand etwas geben kann, und ihr ganz arm und verlassen seid, aber ihr bittet den lieben Gott im Himmel: so sorgt er für euch und giebt euch alles, was euch gut ist. — Nicht wahr, Kinder, diesen lieben Vater im Himmel wollt ihr recht kennen lernen, daß ihr seinen Willen thun, und ihm wohlgefallen möget, als seine guten Kinder? — Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist, wohl dem, der auf ihn trauet! Ps. 34, 9. (Hänel.)

Was mich kleidet, was mich nährt, hat der liebe Gott bescheert. Gott ist's, der uns alle liebt, Gott ist's, der uns Alles giebt.

Wo wohnt der liebe Gott?

Im Himmel wohnt der liebe Gott, der hat viel Aeugelein; Sonn' und Mond sind seine Aeugelein, die Sterne sind sein' Aeugelein, die schauen mir in's Herz hinein.

Im Himmel wohnt der liebe Gott, der hat viel Boten fein; seine Boten sind die Engelein, die sind wie klarer Schnee so rein, die hüten mich arm's Kindelein.

Im Himmel wohnt der liebe Gott, der hat ein Kindelein, das ist das liebe Christkindlein, das denket alle Tage mein, das wäschet mich von Sünden rein.

Unser Gott ist im Himmel, er kann schaffen, was er will. Ps. 115, 3.

Jesus Christus.

Aber können wir denn den lieben Gott nicht mit Augen sehen? so fragt ihr vielleicht, weil ihr ihn gewiß alle recht genau kennen möchtet, da er euch so viel Gutes thut, und Alles von ihm kommt und von ihm gemacht ist. Aber, liebe Kinder, das geht nicht an; so lange wir auf der Erde leben, können wir ihn nicht sehen, und wir würden wenig von ihm wissen, wenn er nicht seinen lieben Sohn einmal auf die Erde gesandt hätte, der uns Alles bekannt gemacht hat, was wir von dem himmlischen Vater wissen und verstehen können. Dieser, sein Sohn, heißt Jesus Christus; der ist, wie ihr alle, ein kleines Kind gewesen und wollte euer Bruder sein, und hat die Kinder und alle Menschen gar herzlich geliebt. Und als er groß war, that er den Menschen lauter Gutes, und war gegen alle freundlich. Wenn eines weinte, da tröstete er es, und wenn jemand krank war, da betete er zu seinem Vater und heilte den Kranken; und wenn einer kein Brot hatte, da speisete er ihn; einer armen Mutter hat er auch ihren Sohn wieder lebendig gemacht, der schon gestorben war, und eben begraben werden sollte; auch eine Tochter hat er wieder in's Leben gerufen; eben so seinen Freund Lazarus, der schon vier Tage im Grabe gelegen hatte, als ihn Jesus wieder lebendig machte. — Ach, Kinder, wenn ihr diesen Sohn Gottes recht kennt, dann kennt ihr auch den Vater; denn er war ganz des himmlischen Vaters Ebenbild, und kam blos auf die Erde, daß die Menschen wissen sollten, wie sie der Vater liebt; und darum ist er auch für die Menschen gestorben und ist nun im Himmel bei seinem Vater, und wird uns alle, wenn wir recht gute Menschen werden, einmal zu sich nehmen in den Himmel, wo es weit schöner ist, als auf der Erde, und wo wir mit Aeltern, Geschwistern und allen guten Menschen und mit den Engeln Gottes in lauter Freude leben werden.

(Hänel.)

Gespräch eines Vaters mit seinem kleinen Töchterlein.

Kind. Vater, weißt du's ganz gewiß, wenn ich heute sterbe, daß ich dann das Paradies und den Himmel erbe?

Vater. Ja, mein Herzenstöchterlein! Engel werden kommen und dich sanft aus aller Pein holen zu den Frommen.

Kind. Werd' ich meinen Heiland dann auch im Himmel sehen? blickt er mich auch freundlich an, wird mich nicht verschmähen?

Vater. Nein, er wird dich inniglich an sein Herze drücken, und mit Liebesküssen dich süßiglich erquicken.

Kind. Wird man dorten auch noch krank, wie in diesem Leben? — und welch' eine Speis' und Trank wird mir da gegeben?

Vater. In dem schönen Himmelssaal weiß man nichts von Leiden, nichts von Krankheit, Nacht und Qual, sondern nur von Freuden.

Manna wird von seinem Tisch dir der Heiland schenken und mit Lebenswasser frisch wunderbar dich tränken.

Kind. Bitte, Vater! Eines noch möchtest du mir sagen: Was für Kleider werd' ich doch in dem Himmel tragen?

Vater. Herrlich ist das Himmelskleid und von weißer Seide, Christi Blutgerechtigkeit ist dort dein Geschmeide.

Ja, wenn du im Vaterland stehst vor seinem Throne, schmückt dich seine Liebeshand gar mit einer Krone.

Eine Harfe giebt er dir freundlich in die Hände, daß du ihn mit Lieb'sbegier preisen kannst ohn' Ende.

Kind. Vater, ach wie freu' ich mich auf das liebe Sterben, weil ich dann ja sicherlich soll den Himmel erben! (G. Knak.)

Die Bibel.

Alles, liebe Kinder, was ihr bis jetzt vom lieben Gott und dem Herrn Jesum Christum, seinen Sohn, gehört habt und noch viel mehr können wir in einem großen Buche lesen, welches die Bibel oder die heilige Schrift heißt. Diese hat Gott von frommen Männern schreiben lassen und für alle Menschen gegeben. Die Bibel wird in zwei Theile getheilt. Der erste Theil, das alte Testament genannt, zeigt uns, wie der Vater im Himmel schon von Anfang der Welt an so liebreich für seine Menschenkinder gesorgt hat. Im andern Theil, den wir das neue Testament nennen, finden wir geschrieben, wie Gott also die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Darin steht alles, was der Herr Jesus Christus gethan hat, so lange er auf Erden lebte,

und von dem heiligen Geiste, den er seinen Jüngern und andern frommen Menschen sandte, als er wieder zum Himmel aufgefahren war.

Das heilige Buch.

Die Bibel ist ein heilig Buch, es steht vom lieben Gott darin, und wer es liest mit frommem Sinn, dem bringt es Freud' und Glück genug.

Es steht darin von Jesus Christ: wie er vom Himmel kommen war; und Gut's gethan, und immerdar so fromm und lieb gewesen ist.

Und auch vom Himmel steht darin; wie ich hinein einst kommen kann, und Gott zum Kinde mich nimmt an, wenn ich einmal gestorben bin.

Christus der Helfer.

Es zog ein guter Mann durch's Land, war allen Leuten gar wohl bekannt. Durch welche Stadt er ging, da kamen die Armen all', wer krank und wund, und all' die Blinden, all' die Lahmen, und riefen: Herr, mach uns gesund! Und er mit freundlichem Erbarmen blieb gleich auf seinem Wege steh'n, und sprach so liebreich zu den Armen: Was ihr begehrt, soll euch gescheh'n. Da konnten gleich die Blinden sehen, vorüber war der Kranken Leid, die Schwachen und die Lahmen gehen so froh von dannen nah und weit. Und alle danken laut und loben den Mann, der solche Hülf' erweis't, und daß er Jesus Christus heißt. D'rum ist umher im ganzen Land sein Name allen wohl bekannt. (Hey)

Jesus der Kinderfreund.

Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes. Mark. 10, 14.

Laßt die Kindlein zu mir kommen! Jesu, welch' ein süßes Wort! Ich auch werde aufgenommen, an ihm häng' ich immerfort. Meine Freude bleibet Er, hab' ich ihn, was will ich mehr? Nichts auf Erden soll mir wehren, Jesu Christo zu gehören.

Der Hirte.

Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Ps. 23, 1.

Wir haben einen Hirten, und der hat uns so lieb, das Elend der Verirrten ihn zu uns auf die Erde trieb.

Daß wir den Heiland finden, ergriff uns seine Hand; sonst wär'n wir wie die Blinden in einem fremden, fremden Land.

Er will uns treu bewahren, der treue Kinderfreund: wir sollen einst erfahren, wie gut er es mit uns gemeint.

Wir preisen dein Erbarmen, du treues Vaterherz. Halt uns in deinen Armen und führe du uns himmelwärts!

Des Hirten Schäflein.

Er wird seine Heerde weiden, wie ein Hirte; er wird die Lämmer in seine Arme sammeln, und in seinem Busen tragen. Jes. 40, 11.

Weil ich Jesu Schäflein bin, freu ich mich nun immerhin über meinen guten Hirten, der mich schön weiß zu bewirthen, der mich liebet, der mich kennt und bei meinem Namen nennt.

Unter seinem sanften Stab geh' ich aus und ein, und hab' unaussprechlich süße Weide, daß ich keinen Hunger leide; und so oft ich durstig bin, führt er mich zur Quelle hin.

Sollt' ich nun nicht fröhlich sein, ich beglücktes Schäfelein? Denn nach diesen schönen Tagen werd ich endlich heimgetragen in des Hirten Arm und Schooß; Amen! Ja, mein Glück ist groß.

(Louise v. Hain.)

Der beste Freund.

Mein Freund ist mein, und ich bin sein. Hohel. 2, 16.

Der beste Freund ist in dem Himmel, auf Erden sind nicht Freunde viel, und bei dem falschen Weltgetümmel steht Redlichkeit oft auf dem Spiel. Drum hab ich's immer so gemeint: mein Jesus ist der beste Freund.

Die Menschen sind wie eine Wiege, nur Jesus stehet felsenfest; und ob ich gleich darnieder liege, doch seine Treu' mich nie verläßt. Drum hab' ich's immer so gemeint: mein Jesus ist der beste Freund.

Der ließ sich selber für mich tödten, vergoß für mich sein theures Blut, steht mir noch bei in allen Nöthen und spricht für meine Sünden gut. Drum hab' ich's immer so gemeint: mein Jesus ist der beste Freund.

(Schmolk.)

Christus der Gärtner.

Ein Gärtner geht im Garten, wo tausend Blumen blühn; und alle treu zu warten, ist innig sein Bemüh'n. Der schickt er sanften Regen, und jener Sonnenschein. Das nenn' ich treues Pflegen, da müssen sie gedeih'n.

In heiligen Gedanken sieht er sie freudig blüh'n, sie möchten mit den Ranken den Gärtner selbst umzieh'n. Und wenn ihr Tag gekommen, legt er sie an sein Herz; und zu den sel'gen Frommen trägt er sie himmelwärts.

Zu seinem Paradiese, zu seiner schönern Welt, die nimmermehr

wie diese, in Staub und Asche fällt, hier muß das Herz verglühen, das Waizenkorn verdirbt, dort oben gilt ein Blühen, das nimmermehr erstirbt.

Du Gärtner treu und milde! O laß uns fromm und fein zum himmlischen Gefilde, zum ew'gen Lenz gedeihn! Gieb deinen Pflanzen Säfte, damit sie herrlich stehn, und gieb den Schwachen Kräfte, sonst müssen sie vergehn. (Max v. Schenkendorf.)

Lied der Treue.

Ein getreues Herz zu wissen, hat des höchsten Schatzes Preis; der ist selig zu begrüßen, der ein solches Kleinod weiß. Mir ist wohl beim höchsten Schmerz, denn ich weiß ein treues Herz.

Gunst kehrt oft sich nach dem Glücke, Gold und Ueberfluß zerstäubt, Schönheit läßt uns bald zurücke, ein getreues Herz nur bleibt. Mir ist wohl beim höchsten Schmerz, denn ich weiß ein treues Herz.

(Paul Flemming.)

Des Herrn Erdenwallen.

Einst unser Herr auf Erden war, uns hergesandt von Gott; der war ein Retter in Gefahr, ein Helfer in der Noth.

Er zog umher von Haus zu Haus in niedriger Gestalt, und eine Kraft ging von ihm aus, die heilete die Welt.

Wer elend war blieb schüchtern stehn und klagte ihm sein Leid, ein Wort, ein Blick, dann war's geschehn, das war ein' sel'ge Zeit.

Wie kamen sie doch jung und alt auf Bett und Bahr zu ihm, und gingen alle alsobald geholfen wieder heim.

Geholfen gingen sie davon und fröhlich all' und frisch: der Knecht, der blindgeborne Sohn, das Hündlein unterm Tisch.

Der arme Knabe, taub und stumm, Jairus Töchterlein, der durch's Dach zu Kapernaum im Bette kam herein.

Und jene Frau, die all' ihr Gut mit Aerzten schier verthan, sie hatte nicht zu sprechen Muth und rührte heimlich an.

Sie stand und stand und wagt es kaum und trat von hinten her, und rührte an des Kleides Saum und hatte ihr Begehr.

O wär' er hier doch, dieser Mann, wir liefen gleich zur Stund' auch hin zu ihm und rührten an und dann wär'n wir gesund.

(Claudius.)

Vom heiligen Buch.

Immer muß ich wieder lesen in dem alten, heil'gen Buch, wie er ist so sanft gewesen, ohne List und ohne Trug.

Wie er hieß die Kindlein kommen, wie er hold auf sie geblickt, und sie in den Arm genommen und sie an das Herz gedrückt.

Wie er Hülfe und Erbarmen allen Kranken gern erwies, und die Blöden und die Armen seine lieben Brüder hieß.

Wie er keinem Sünder wehrte, der bekümmert zu ihm kam, wie er freundlich ihn bekehrte, ihm den Tod vom Herzen nahm.

Immer muß ich wieder lesen, les' und weine mich nicht satt, wie er ist so treu gewesen, wie er uns geliebet hat.

Hat die Heerde sanft geleitet, die sein Vater ihm verlieh'n, hat die Arme ausgebreitet, alle an sein Herz zu ziehn.

Laß mich knie'n zu deinen Füßen, Herr, die Liebe bricht mein Herz, laß in Thränen mich zerfließen, selig sein in Wonn' und Schmerz.

Einladung.

Habt ihr denn noch nie erfahren, wie er ist so reich, so gut? Wie er seit viel tausend Jahren allen Wesen Liebes thut.

Liebend hat er ausgesehen manches lange Jahr nach euch. Lernet endlich ihn verstehen, Menschen, kommt in Gottes Reich.

Segnend in der Menschen Mitte, ist er jeder Seele nah, zu gewähren jede Bitte steht er immer freundlich da.

Soll der Taumel ewig währen? Ach! wie lang ihr sucht und irrt! Wollt ihr nicht zu Jesu kehren, welcher winkt, ein treuer Hirt?

Kommt, und laßt uns Herberg nehmen, kehret bei dem Heiland ein, da wird Sehnen bald und Grämen, Welt und Schmerz vergessen sein.

Wie sich alle Blumen wenden nach dem hellen Sonnenlicht, nehmt aus den durchbohrten Händen jeder an, was ihm gebricht.

Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ.

Du lieber, frommer, heil'ger Christ, der für uns Kinder kommen ist, damit wir sollen weis' und rein, und rechte Kinder Gottes sein;

Du Licht, vom lieben Gott gesandt in unser dunkles Erdenland, du Himmelslicht und Himmelsschein, damit wir sollen himmlisch sein;

Du lieber, frommer, heil'ger Christ, weil heute dein Geburtstag ist, drum ist auf Erden, weit und breit, bei allen Kindern frohe Zeit.

O segne mich, ich bin noch klein, o mache mir den Busen rein, o bade mir die Seele hell in deinem reinen Silberquell.

Daß ich wie Engel Gottes sei, in Demuth und in Liebe treu, daß ich dein bleibe für und für, du heil'ger Christ, das schenke mir.

Kindersinn.

Mein Heiland du hast uns gelehrt: Wer nicht von Herzen umgekehrt, nicht niedrig wird und Kindern gleich, der kommt nicht in das Himmelreich.

So laß uns Kinder kindlich sein! An Jahren sind wir jung

und klein; die Unart aber wächst bald groß, und reißt uns Arme von dir los.

O Jesu, nimm uns wieder hin, gieb uns den sel'gen Kindersinn, daß wir in deinem Willen ruhn, und nicht nach unsern Willen thun!

Mach' uns voll froher Zuversicht zur Gnade, die dein Wort verspricht; o zeig' uns, wie man Buße thut, und gieb uns Glauben an dein Blut.

Weihnachten.

Es weht der Wind und ist so kalt, es knarrt der Schnee im dürren Wald, die Sterne glänzen hell darein, da nahet sich ein Kindelein:

Ein Knabe, lieb und wunderhold, mit seinem Himmelsschein von Gold erhellet er die Dunkelheit und streuet Segen weit und breit.

Er bricht so manches Bäumelein im dunkelgrünen Tannenhain, und bringt's den Kindern, die beglückt das Bäumchen schauen vielgeschmückt.

Ihr kennt das Knäblein allzugut, das opferte sein eigen Blut, und gab sein Leben hin für euch, ein Leitstern in das Himmelreich.

So betet denn zum Kinde fromm. Du lieber Jesu, komm o komm, und zieh' in unsere Herzen ein, zu schenken uns den Frieden dein. —

Den Frieden, den die Engel dort verkündigten am stillen Ort, den Frieden, den du uns gebracht, in jener heil'gen ernsten Nacht.

Meinen Jesum ich erwähle.

Meinen Jesum ich erwähle, denn Geliebtres find ich nicht; seiner freut sich meine Seele, Jesus ist mein Lebenslicht. Darum, darum ruf ich dir mit Begier: Komm, o Jesu, liebe mich! Meine Seele liebet dich.

Meinen Jesum ich erwähle, weil er meine Schuld gebüßt; Jesus tröstet meine Seele, er ist's, der den Tod versüßt. Darum darum ruf ich dir mit Begier: Komm, o Jesu, liebe mich, meine Seele liebet dich.

Meinen Jesum ich erwähle, weil er hold und lieblich ist. Stündlich suchet meine Seele meinen süßen Jesum Christ. Darum, darum ruf ich dir mit Begier: Komm, o Jesu, liebe mich, meine Seele liebet dich.

Meinem Jesum ich erwähle; er ist's, dem ich in der Noth sterbend meinen Geist befehle, Jesus läßt mich nicht im Tod. Darum, darum ruf ich dir mit Begier: Komm, o Jesu, liebe mich, meine Seele liebet dich.

Meinen Jesum ich erwähle; ihm will ich einst rufen zu: Jesu, mich zu denen zähle, die da haben ew'ge Ruh. Darum, darum ruf ich dir mit Begier: Komm, o Jesu, liebe mich, meine Seele liebet dich.

(Schwämlein.)

Kinderliebe Jesu.

Liebster Jesus! voll Erbarmen trugst du Kinder auf den Armen, freutest dich, sie anzublicken, und an deine Brust zu drücken.

Freund der Jugend! zwar wir sehen, ach! dich nimmer vor uns stehen; doch du liebst uns auch nicht minder, als die dort beglückten Kinder.

Jetzt noch schaust du voll Vergnügen selbst die Kleinen in den Wiegen; ja, du wachst, wenn sanft sie schlafen, wie der Hirt bei frommen Schafen.

Du, o Jesus, siehst mit Freuden, wenn wir gern das Böse meiden! Mehr, als hier den Menschen allen, möchten wir dir wohlgefallen.

Laßt, o Brüder, uns bestreben, ihn zu lieben, ihm zu leben! Laß dereinst mit allen Frommen uns zu dir, o Jesu, kommen!

(Lavater.)

Gottvertrauen.

Mein Vater, der im Himmel wohnt, als König aller Welten thront, der ist mir nah' bei Tag und Nacht und giebt auf meine Schritte Acht.

Er nährt den Sperling auf dem Dach, und schmückt zur Früh' die Vögel wach: er schmückt mit Blumen Wald und Flur und pflegt die Zierde der Natur.

Von meinem Haupte fällt kein Haar, mein Vater sieht es immerdar; und wo ich auch verborgen wär', in Herz und Nieren schauet er.

Geschrieben stand in seiner Hand mein Name, eh' ich ihn gekannt; an seinem Arm geh' ich umher, und er ist Gott, was will ich mehr?

O Vater mein, wie gut bist du! Gieb, daß ich niemals Böses thu'! Mach' mich den lieben Engeln gleich in deinem großen Himmelreich!

(H. Bone.)

Gebet.

Lehr' mich beten, Herr der Herrlichkeit! kindlich vor dich treten, wie das Herz gebeut.

Mach unschuldig, mache fromm dein Kind! denn die Welt ist schuldig überall von Sünd'.

Rein und selig wird, der dir vertraut; gleich den Engeln fröhlich, hier schon Himmelsbraut.

Nach dem Bilde schufest du mich dein, Vater aller Milde, laß mich heilig sein!

Nimm die Erde, nimm die Schuld von mir! daß ich Engel werde, wohne du in mir!

O Gedanke, Himmelsschein voll Licht! Erd' und Himmel wanke, Gott verläßt mich nicht. (Arndt.)

Des Kindes Engel.

Es geht durch alle Lande ein Engel still umher, kein Auge kann ihn sehen, doch Alles siehet er; der Himmel ist sein Vaterland, vom lieben Gott ist er gesandt.

Er geht von Haus zu Hause, und wo ein gutes Kind bei Vater oder Mutter im Kämmerlein sich find't, da bleibt er gern und wohnet da und ist dem Kindlein immer nah!

Er spielet mit dem Kinde so traulich und so fein, er hilft ihm fleißig lernen und stets gehorsam sein. Das Kind befolgt's mit frohem Muth; drum bleibt es auch so lieb und gut.

Und geht das Kind zur Ruhe, der Engel weichet nicht, er hütet treu sein Bettchen bis an das Morgenlicht; er weckt es auf mit stillem Kuß zur Arbeit und zum Frohgenuß.

Wenn ich den Engel sähe, ich fiele vor ihm hin, und dankte ihm mit Thränen für solchen treuen Sinn, und bäte: laß mich mit dir geh'n, so gute Kindlein stets zu seh'n.

Altdeutsches Wiegenlied.

Schlaf' sanft und wohl, schlaf' liebes Kind, dieweil die Engel bei dir sind. Sie sehen Gottes Angesicht; sie wachen hier und schlummern nicht.

Du schläfst und liegest weich dabei, dein Heiland lag' auf Stroh und Heu, im finstern Stall, auf Holz und Stein; du liegst in deinem Wiegelein.

Dir störet Niemand Schlaf und Ruh'; ihm setzten tausend Feinde zu. Du lebst ohn' einigen Verdruß, da er das Elend leiden mußt'!

Gott segne deiner Mutter Schooß; nimm zu, gedeih', und werde groß, fromm und an deiner Seele reich, an Weisheit deinem Jesu gleich.

Dein Gott verkläre für und für dein liebes Jesus-Kind in dir, daß deine Seel' erkennt und faßt, was du am Kindlein Jesus hast.

Schlaf', liebes Kind! schlaf' unbetrübt: Wenn Gott Verstand und Jahre giebt, so wachs' im Geiste Tag und Nacht, bis dich Gott ewig selig macht.

Winterlied.

Wie ruhest du so stille in deiner weißen Hülle, du mütterliches Land! Wo sind die Frühlingslieder, des Sommers bunt Gefieder und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet; kein Lamm, kein Schäflein weidet auf deinen Au'n und Höh'n. Der Vöglein Lied verstummte, kein Bienlein mehr das summte; doch bist du auch im Schlummer schön.

Die Zweig' und Aestlein schimmern und tausend Lichter flimmern, wohin das Auge blickt. Wer hat dein Bett bereitet, die Decke dir gebreitet und dich so schön mit Reif geschmückt?

Der gute Vater droben hat dir dein Kleid gewoben; er schläft und schlummert nicht. So schlumm're denn in Frieden! der Vater weckt die Müden zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald, bei des Lenzes Wehen, wirst du verjüngt erstehen zum Leben wunderbar! Sein Odem schwebt hernieder; dann, Erde, prangst du wieder mit einem Blumenkranz im Haar! (Krummacher.)

Sehnsucht nach dem Frühlinge.

O wie ist es kalt geworden und so traurig, öd' und leer! rauhe Winde weh'n vom Norden und die Sonne scheint nicht mehr.

Auf die Berge möcht' ich fliegen, möchte seh'n ein grünes Thal, möcht' in Gras und Blumen liegen und mich freu'n am Sonnenstrahl.

Möchte hören die Schallmeien und der Heerde Glockenklang, möchte freuen mich im Freien an der Vögel süßem Sang.

Schöner Frühling, komm doch wieder! lieber Frühling, komm doch bald! bring' uns Blumen, Laub und Lieder, schmücke wieder Feld und Wald! — (H. Hoffmann.)

Frühlings Ankunft.

Der Lenz ist angekommen! Habt ihr ihn nicht vernommen? Es sagens euch die Vögelein, es sagens euch die Blümelein: der Lenz ist angekommen!

Ihr seht es an den Feldern, ihr seht es an den Wäldern; der Kuckuk ruft, der Finke schlägt, es jubelt, was sich froh bewegt: der Lenz ist angekommen!

Hier Blümlein auf der Haide, dort Schäflein auf der Weide. Ach, seht doch, wie sich Alles freut, es hat die Welt sich schön erneut: der Lenz ist angekommen! (Wunderhorn.)

Der Mai.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün, die kleinen Maienglocken blühn, und Schlüsselblumen d'runter, der Wiesengrund ist schon so bunt und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt, und freue sich der schönen Welt und Gottes Vatergüte, die diese Pracht hervorgebracht, den Baum und seine Blüthe. (Hölty.)

Beim Aufgang der Sonne.

Im Morgenroth gekleidet, beginnt sie ihren Lauf, die schöne, große Sonne, wie herrlich geht sie auf.

Willkommen uns, willkommen, des guten Gottes Bild! so groß und so erhaben, und doch so sanft und mild!

Wie frisch hervor in's Leben sich Alles, Alles drängt! Wie schön an jedem Gräschen des Thaues Perle hängt!

Der dich erschuf, o Sonne! wie freundlich muß er sein! O laßt uns ihm, ihr Brüder! ein reines Leben weih'n! (Demme.)

Die Sonne, wie sie untergeht.

Wie geht so klar und munter die liebe Sonne unter! wie schaut sie uns so freundlich an von ihrer hohen Himmelsbahn!

Das ist so ihre Weise. Sie zeuget still und leise: wer flink am Tage Gutes thut, dem ist am Abend wohl zu Muth!

Sie läuft den Weg behende vom Anfang bis zum Ende, erhellt und wärmt die ganze Welt aus ihrem himmlischen Gezelt.

Auf allen ihren Wegen ist lauter Licht und Segen; dann schließt sie freundlich ihre Bahn und lächelt uns noch einmal an.

Jetzt geht sie klar und munter am Abendhimmel unter; bald aus des Morgenhimmels Thor steigt sie mit neuem Glanz empor.

Drum wallet frohen Muthes, wie sie und thuet Gutes! Dann schließt ihr fröhlich euren Lauf und steht frohlockend wieder auf.

Beim Mondschein.

Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar. Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille, und in der Dämm'rung Hülle so traulich und so hold, als eine stille Kammer, wo ihr des Lebens Jammer verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? — Er ist nur halb zu sehen, und ist doch rund und schön! So sind wohl manche Sachen die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehen.

Wir stolze Menschenkinder sind eitel arme Sünder, und wissen gar nicht viel. Wir spinnen Luftgespinnste, und suchen viele Künste, und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß dein Heil uns schauen, auf nichts Vergänglich's bauen, nicht Eitelkeit uns freu'n. Laß uns einfältig werden, und vor dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein.

Wollst endlich sonder Grämen, aus dieser Welt uns nehmen

durch einen sanften Tod; und wenn du uns genommen, laß uns im Himmel kommen, du, unser Herr und unser Gott.

So legt euch denn, ihr Brüder, in Gottes Namen nieder; kalt ist der Abendhauch. Verschon' uns Gott mit Strafen, und laß uns ruhig schlafen, und unsre kranken Brüder auch. (Klaudius.)

Der Mond.

Im stillen, heitern Glanze tritt er so sanft einher! Wer ist im Sternenkranze so schön geschmückt wie er?

Er wandelt still bescheiden, verhüllt sein Angesicht, und giebt doch so viel Freuden mit seinem trauten Licht.

Er lohnt des Tag's Beschwerde, schließt sanft die Augen zu, und winkt der müden Erde zur stillen Abendruh'.

Schenkt mit der Abendkühle der Seele frische Lust; die seligsten Gefühle gießt er in unsre Brust.

Du, der ihn uns gegeben mit seinem trauten Licht, hast Freud am frohen Leben, sonst gäbst du ihn uns nicht.

Hab' Dank für alle Freuden, hab' Dank, daß uns dein Mond des Tages Last und Leiden so reich, so freundlich lohnt!

(Caroline Rudolphi.)

Mein Wunsch.

Eines wünsch' ich mir vor allem Andern, eine Speise früh und spät; selig läßt's im Thränenthal sich wandern, wenn dies Eine mit uns geht: Unverrückt auf einen Mann zu schauen, der mit blut'gem Schweiß und Todesgrauen auf sein Antlitz niedersank und den Kelch des Vaters trank.

Ewig soll er mir vor Augen stehen, wie er, als ein stilles Lamm, dort so blutig und so bleich zu sehen, hängend an des Kreuzes Stamm; Wie er dürstend rang um meine Seele, daß sie ihm zu seinem Lohn nicht fehle, und dann auch an mich gedacht, als er rief: Es ist vollbracht!

Ja, mein Jesu, laß mich nie vergessen meine Schuld und deine Huld! Als ich in der Finsterniß gesessen, trugest du mit mir Geduld; hattest längst nach deinem Schaf getrachtet, eh' es auf des Hirten Ruf geachtet, und mit theurem Lösegeld mich erkauft von dieser Welt.

Ich bin dein! — sprich du darauf dein Amen! treuster Jesu, du bist mein! drücke deinen süßen Jesusnamen brennend in mein Herz hinein! Mit dir alles thun und alles lassen, in dir leben und in dir erblassen, das sei bis zur letzten Stund' unser Wandel unser Bund! (A. Knapp.)

Gebete.

Alle gute Gabe, und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts. Jak. 1, 17.

So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben. Joh. 16, 23.

Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen. Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren, und höret ihr schreien, und hilft ihnen. Ps. 145, 18. 19.

Ich bin klein, mach' mein Herzchen rein; soll Niemand d'rin wohnen als Jesus allein.

Ach, lieber Gott, ich bitte dich, ein frommes Kind laß werden mich, und sollt' ich aber dies nicht werden, so nimm mich lieber von der Erden, nimm mich in dein Himmelreich, mache mich deinen lieben Engeln gleich!

Vater im Himmel, ich preise dich! Du hast mir Gesundheit und Leben, hast mir Vater und Mutter gegeben. Was mich erfreut, ich hab' es durch dich. Vater im Himmel, ich preise dich!

Vater im Himmel, erhöre mich! Gieb mir, o gieb mir an jeglichem Morgen Liebe zum Lernen und Lust zum Gehorchen, weiser und besser zu werden durch dich! Vater im Himmel, erhöre mich!

Alles, was unser Thun und Anfang ist, das gescheh' im Namen Jesu Christ, der steh' uns bei, heut' früh und spat, bis unser Thun ein Ende hat.

Gott, nach einer sanften Nacht, bin ich fröhlich aufgewacht. Du hast gnädig mich beschützt, gieb auch heute, was mir nützt. Leite mich und steh' mir bei, daß ich fromm und fleißig sei.

Gott im Himmel, es beginnt jetzt ein neuer Tag; hilf mir denn, daß ich dein Kind heute bleiben mag; daß ich Niemand thu' ein Leid, fromm und folgsam sei, meine lieben Aeltern heut und auch stets erfreu.

Ich danke dir, Herr Jesu Christ, daß du bei mir gewesen bist in dieser langen, finstern Nacht, und hast mich gnädiglich bewacht.

Vor Krankheit hast du mich bewahrt, vor allem Unglück jeder Art, kein böser Traum hat mich erschreckt, du hast mich freundlich zugedeckt.

Ich kann das Licht der Sonne seh'n, getrost aus meinem Bettlein geh'n, entflohen ist die Müdigkeit, zu jedem Werk bin ich bereit.

Behüte mich, Herr Jesu Christ, also die ganze Lebensfrist, daß ich am lieben jüngsten Tag so froh mein Bett verlassen mag! —

Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich; wenn ich erwache, so rede ich von dir. Ps. 63, 7.

Mein lieber Gott, ich danke dir, daß du so treu geholfen mir; der Krankheit und dem bittern Tod, dem Hunger und so vieler Noth hast du den ganzen Tag gewehrt und deinen Willen mich gelehrt.

Mein lieber Gott, ich bitte dich, in dunkler Nacht behüte mich; erhalte mir mein Herze rein, dein lieber Sohn zieh' selbst hinein, daß ich auch auf den neuen Tag ein frommes Kindlein bleiben mag.

Und auch die lieben Aeltern mein laß deiner Gnad' empfohlen sein, die Brüder, Schwestern, klein und groß, nimm väterlich in deinen Schooß. Herr Gott, verstoß' dein Kindlein nicht, und höre freundlich, was es spricht.

Lieber Gott, wenn Unrecht heut' hat dein Kind gethan, siehe nun, wie sehr mich's reu't; nimm mich gnädig an. Recht von Herzen bitt' ich dich: meine Schuld vergieb, selbst zum Guten stärke mich, und behalt' mich lieb.

In Jesu Namen schlaf' ich ein, laß mich dir, Gott, befohlen sein, nimm Leib und Seel' in deine Händ', und gieb mir einst ein sel'ges End'.

Müde bin ich, geh' zur Ruh', schließe beide Aeuglein zu: Vater, laß die Augen dein über meinem Bette sein!

Hab ich Unrecht heut' gethan, sieh' es, lieber Gott, nicht an! Deine Gnad' und Jesu Blut macht ja allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt, Gott, laß ruh'n in deiner Hand. Alle Menschen, groß und klein, sollen dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh', nasse Augen schließe zu; Vater, hab' auf Alle Acht, schenk' uns eine gute Nacht!

Meinem Heiland im Herzen, da schlaf' ich so süß, da träum' ich so selig vom Paradies.

Meinen Heiland im Auge, da schreckt mich kein Feind, er bleibet dem betenden Kinde vereint.

Meinen Heiland im Sinne, bleibt Böses mir fern, die Sünde entweichet vor Gott, meinem Herrn.

D'rum will ich ihn halten fest, fest und getreu; mein Vater im Himmel, o stehe mir bei.

Ihr esset nun, oder trinket, oder was ihr thut; so thut es alles zu Gottes Ehre. 1 Cor. 10, 31.

Herr Gott, himmlischer Vater! segne uns diese deine Gaben, die wir von deiner milden Güte zu uns nehmen, durch Jesum Christnm, unsern Herrn.

Du schenkst uns, Gott, so väterlich jetzt Speis' und Trank; wir preisen dich, denn alles, was uns stärkt und nährt, wird uns durch deine Huld gewährt.

Sieh, deine Gaben nehmen wir mit Freuden, Vater, hin von dir. O laß uns den Genuß gedeih'n, und dir dafür auch dankbar sein.

Wenn du gegessen hast und satt bist, so lobe den Herrn, deinen Gott! 5 Mos. 8, 10.

Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Ps. 118, 1.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat Ps. 103, 1. 2.

Wir danken dir, Herr Gott, himmlischer Vater, durch Jesum Christum unsern Herrn, für alle deine Wohlthaten; der du lebest und regierest in Ewigkeit.

Wir danken dir für deine Gaben, die wir auch heut empfangen haben, und bitten dich, den lieben Herrn, du woll'st uns ferner mehr bescher'n; du woll'st uns speis'n mit deinem Wort, daß wir satt werden hier und dort.

Der Name des Herrn sei gelobet und gepriesen von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Liturgisches Schulgebet.

Lehrer. Unser Anfang geschehe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Kinder. (Alle zusammen im Chor sprechend) O Herr, hilf, o Herr, laß wohl gelingen!

Lehrer. Herr, unser Gott! sei uns freundlich, und fördere das Werk unsrer Hände.

Kinder. Ja, das Werk unsrer Hände wollest du fördern.

Lehrer. Ohne dich, Herr, können wir nichts thun.

Kinder. Aber deine Kraft ist in uns Schwachen mächtig.

Lehrer. Wo Zwei oder Drei versammelt sind in deinem Namen, da bist du, Herr und Heiland, mitten unter ihnen.

Kinder. So sei auch mitten unter uns und segne uns, jetzt und immerdar. Amen.

Zweiter Abschnitt.

1. Ein goldenes ABC.

Aller Anfang ist zwar schwer;
doch ohn' ihn kein Ende wär!
Benütz' die Zeit; sie eilet sich,
und kommt nicht wieder ewiglich.
Christensinn und Christennamen
laß in dir allstets zusammen.
Der Eine arm, der Andre reich;
vor Gott sind alle Menschen gleich.
Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist besser als viel Geld und Gut.
Fleiß und Kunst liebt Jedermann,
wer nichts kann, kommt nirgends an.
Genügsam sich mit Arbeit nähren
läßt Gold und Reichthum leicht entbehren.
Hast du genug und Ueberfluß,
denk an den, der darben muß.
Jugend, gieb dem Alter Ehr',
rede wenig, höre mehr!
Kind denke nie: ich bin allein,
denn Gott wird immer bei dir sein.
Lieb' und Dankbarkeit gefällt,
Undank haßt die ganze Welt.
Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf,
dies ist der schönste Lebenslauf.
Nicht nur der Sonnenschein und Regen,
auch Freud' und Leid ist Gottes Segen.
Ordnung halt in allen Dingen,
so wird Alles wohl gelingen.
Prahle nicht mit deinen Sachen,
eitlen Sinn muß man verlachen.
Quäle nie ein Thier zum Scherz,
denn es fühlt wie du den Schmerz.
Redlich sei des Herzens Grund,
redlich spreche auch der Mund.

Schäme dich des Schmutzes sehr;
    Reinlichkeit bringt Gunst und Ehr.
Thu' Gutes jeden Augenblick
    wer nicht vorangeht, geht zurück.
Unrechtes Gut bring' nicht in's Haus,
    es treibt den Segen dir hinaus.
Vorgethan und nachbedacht,
    hat Manchen in groß Leid gebracht.
Was du nicht willst, daß man dir thu',
    das füg' auch keinem Andern zu!
X für U mach' Keinem vor;
    Trug haßt jedes Herz und Ohr.
Ysop, niedrig an der Wand
    wird, wie Demuth, doch erkannt.
Züchtig, fromm, bescheiden sein,
    das steht allen Menschen fein.

---

2. Morgen.

Wenn der Tag ergraut, wird's im Hause laut, tönet Morgensang, heller Stimmen Klang. Vater und Mutter, beide bringen Preis und Ehre dem Herrn mit Singen.

Und wie das Kindlein wächst heran, will's auch mit singen und beten an. Da mischt es am frühen Morgen schon in's Lied der Aeltern seinen Ton. Möchte ihm kein Morgen gefallen, wo es nicht hörte Psalmen schallen.

3. Abend.

Die liebe Sonne ging unter, Kind blieb nicht lange mehr munter, Mutter führt es in's Kämmerlein, hüllt' es in sein Bettchen ein, sprach: du Liebes, nun wende zu Gott dich und falte die Hände.

Und wie's die liebe Mutter vorsprach, so lallte das fromme Kind es nach. Da sah der Herr seine Freude dran, und blickte die beiden so freundlich an. Dann fielen dem Kinde die Augen zu, es schlummerte ein in süßer Ruh'.

4. Bilderbibel.

Mutter: Siehst du das Buch, das neue, hier?

Kind: Ach, was helfen die Bücher mir? Kann nicht lesen bin noch so klein.

Mutter: Sieh nur erst in das Buch hinein! Brauchst nicht zu lesen, brauchst nur zu sehen, wirst das liebe Buch schon verstehen.

Kind schlägt's auf: es ist voll von Bildern, die des Erlösers Leben schildern. Und wie die Mutter die Bilder erklärt, wird dem Kinde das Buch so werth, kann sich daran nie sehen satt, weil es so lieb den Heiland hat.

5. Kindersegnung.

Mutter: Jesus war immer der Kinder Freund, hat es mit ihnen so treu gemeint, Mütter zu ihm mit den Kleinen kamen, da segnet' er sie in des Vaters Namen.

Kind: Wär' es gescheh'n in unsern Tagen, hättest mich wohl auch hingetragen?

Mutter: Kind, das thun wir Mütter noch heut. Ist doch der Herr von uns nicht weit, schwebt unsichtbar in unsrer Mitten, sieht, was wir denken, hört, was wir bitten. Hab' ihm dich auch an's Herz gelegt, weiß, daß er dich in den Händen trägt.

6. Vater im Himmel.

Kind saß da zu der Mutter Füßen, ließ nicht ab, ihr die Hand zu küssen. Ach, wo fänd' ich auf Erden doch eine so gute Mutter noch? Könnte nimmer so fröhlich sein, wär' ich nicht dein, wärst du nicht mein.

Mutter: Finde nicht Worte, daß ich's sage, wie auf dem Herzen ich dich trage. Droben, da ist noch Einer, so wie Er liebt Keiner. Wenn dich Vater und Mutter verlassen, Gottes Hand wird dich schützend umfassen.

7. Schauen Gottes.

Kind: Darf ich den lieben Gott nicht sehen?

Mutter: Da müßtest du in den Himmel gehen.

Kind: Flög' ich zu ihm doch gleich durch die Luft!

Mutter: Das geht nicht eh'r, als bis er dich ruft.

Kind: Ei rief' er doch! bald stieg' ich hernieder und dir erzählt' ich Alles wieder.

Mutter: Ach Kind, die bei ihm weilen dort, nie läßt er sie wieder von sich fort.

Kind: So dürft' ich nicht wieder zurück zu dir? Dann bleib' ich lieber noch länger hier.

Mutter: Nun wie er will! sei nur gut und fromm, so kann er jeder Zeit rufen: Komm!

8. Wunsch.

Ein gutes Kind gern wär' ich nun, und wollte nie was Böses thun, daß Vater und Mutter, Alle hier sähen ihre Lust und Freude an mir! Du lieber Gott, der Alles thut, o, hilf auch mir und mach' mich gut!

9. Was ich habe.

Zwei Augen hab' ich, klar und hell, die drehn sich nach allen Seiten schnell, die sehn alle Blümchen, Baum und Strauch, und den hohen blauen Himmel auch; die setzte der liebe Gott mir ein, und was ich kann sehen, ist alles sein.

Zwei Ohren sind mir gewachsen an, womit ich alles hören kann, wenn meine liebe Mutter spricht: Kind, folge mir, und thu' das nicht! wenn der Vater ruft: komm her geschwind, ich hab dich lieb, mein gutes Kind.

Einen Mund, einen Mund hab' ich auch, davon weiß ich gar guten Gebrauch; kann nach so vielen Dingen fragen, kann alle meine Gedanken sagen, kann lachen und singen, kann beten und loben den lieben Gott im Himmel droben.

Hier eine Hand und da eine Hand, die rechte und die linke sind sie genannt; fünf Finger an jeder, die greifen und fassen; jetzt will ich sie nur noch spielen lassen; doch wenn ich erst groß bin und was lerne, dann arbeiten sie auch alle gar gerne.

Füße hab' ich, die können stehn, können zu Vater und Mutter gehn; und will es mit dem Laufen und springen nicht immer so gut, wie ich's möchte, gelingen, thut nichts! wenn sie nur erst größer sind, dann geht es noch einmal so geschwind.

Ein Herz, ein Herz hab' ich in der Brust, so klein, und klopft doch so voller Lust, und liebt doch den Vater, die Mutter so sehr. Und wißt ihr, wo ich das Herz hab' her? Das hat mir der liebe Gott gegeben, das Herz, die Liebe, und auch das Leben. (Hey.)

10. Die Lerche.

Die kleine Lerche wird nicht müd', sie singt ihr Lied Gott zu Lob und Ehren, wer möcht' es ihr wehren? Ein frommes Herz freut sich daran und stimmet selbst sein Lied mit an. (Bilder und Reime.)

11. Das Tischgebet.

Die Kinder springen herbei so frisch, sehen die Suppe auf dem Tisch, aber plötzlich stehen sie still, weil der Vater erst beten will; spricht: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du bescheret hast!“ Also gesegnen sie Speise und Trank, nur dem Miezchen wird die Zeit so lang. Mag es doch wohl nicht besser wissen, werden's ihm schon vergeben müssen. (B. u. R.)

12. Die Kinderspiele.

Spielt, Kinder, nur immer in guter Ruh', spielt nur immer in Frieden, die lieben Englein seh'n euch zu, und wollen euch behüten.

Gar treulich warten sie ihrer Hut, ihr lieben Kinder seid fromm und gut, dann seid ihr zu Spielkameraden in's Himmelreich eingeladen.
(B. u. R.)

13. Die Schulkinder.

Die Kinder in der Schule klein, die sollen wie die Blumen sein, wie Blumen gut, wie Blumen zart, von sittiger und stiller Art.

Die Blume, welche brennt und sticht, die lieben alle Menschen nicht; und einem Kind, das Böses thut, dem ist das Christkind auch nicht gut.

Die Blümchen loben Gott, den Herrn, und blüh'n in seinem Garten gern; sie steh'n beisammen dick und dicht, und lieben sich und streiten nicht.

D'rum laßt uns, wie die Blumen schön, in Frieden mit einander geh'n: so bricht uns, ist das Leben aus, der liebe Gott sich einst zum Strauß.
(Blumauer.)

Ihr Lieben, lasset uns unter einander lieb haben; denn die Liebe ist von Gott; und wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennet Gott. 1. Joh. 4, 7.

14. Die Schule.

In unserm Orte steht ein Haus, da gehn wir täglich ein und aus.
Da lernen wir so mancherlei, und sind gesund und froh dabei.
Die Schule ist ein Freudenort, da hören wir von Gottes Wort.
Die Kinder alle lieben sich so brüderlich, so schwesterlich.
Die Schule ist für uns gewiß ein liebes Kinder-Paradies.

15. Das verborgene Veilchen.

Dem kleinen Veilchen gleich, das im Verborg'nen blüht; sei immer fromm und gut, auch wenn dich Niemand sieht.

16. Guter Vorsatz.

Herr Gott, sie sagen, daß du uns liebst und dich in deinem Herzen betrübst, wenn eins von uns was Böses thut! Du lieber Gott und bist so gut, so will ich auch immer an dich denken und dich nie mehr betrüben und kränken.
(Hey.)

17. Was ich habe.

Die Schnecke hat ein Haus, ein Fellchen hat die Maus, der Sperling hat die Federn sein, der Schmetterling die Flügelein. Nun sage mir, was hast denn du? Ich habe Kleider und Schuh', und Vater und Mutter, Lust und Leben, das hat mir der liebe Gott gegeben.
(Hey.)

Die guten Aeltern sorgen für mich stets Tag und Nacht; am Abend, wie am Morgen, ihr treues Auge wacht. Möcht ich sie nie

betrüben, nur immerdar erfreu'n, die mich so herzlich lieben, die guten Aeltern mein! (Götze.)

18. Abendruhe.

Die liebe Sonne sagt gute Nacht! Das Vöglein hat nichts dawider, es hat sein Tagewerk vollbracht, gesungen all' seine Lieder, nun sucht es im weichen Nestchen Ruh', auch dem Kinde fallen die Augen zu.

So kommt denn und lasset uns danken, und loben den lieben Vater im Himmel droben. Er, der uns heute versorgt hat und bewacht, er bescher' uns allen eine gute Nacht. (B. u. R.)

19. Die verirrten Kinder.

Es irrten zwei Kinder und wurden so müd', Rothkehlchen sang ihnen das Abendlied, und bei des Mondes bleichem Schein, da sanken sie hin und schliefen ein. Doch auf die Schläfer unter dem Baum, da senkte sich nieder ein friedlicher Traum, und über die Schläfer in düst'rer Nacht, da hielt ein heiliges Auge Wacht.

O lieber Herr, wir bitten dich, hilf allen Kindern gnädiglich; und wo es eines nicht versteht und von dir in die Irre geht, da sende deine Boten aus, und führ's zurück in's Vaterhaus. (B. u. R.)

20. Winter.

Wenn der Schnee an's Fenster schlägt, und der Wind auf den Dächern fegt, und die langen, kalten Eisspitzen vor den Thüren und Fenstern sitzen; dann beten alle armen Leut': „Schütz' uns, Gott, in der harten Zeit, schütz' uns unsere Kindlein, frieren so sehr, sind noch so klein!" — Dann schlafen sie ohne Sorgen, der Herr beschützet sie heute wie morgen. (B. u. R.)

21. Der Mai.

Komm, lieber Mai, und mache die Bäumchen wieder grün, und laß uns an dem Bache die schönen Veilchen blüh'n! Wie möchten wir so gerne ein Blümchen wieder seh'n, ach, lieber Mai, wie gerne einmal spazieren geh'n!

Komm mach es bald gelinder, daß Alles wieder blüht, dann wird das Fleh'n der Kinder ein lautes Jubellied. O komm, und bring' vor allen uns viele Veilchen mit, bring auch viel Nachtigallen und schöne Kuckuks mit.

22. Vögel vor der Scheune.

Im Felde draußen, da giebt's nichts mehr; der Schnee deckt Alles umher. Da hörten wir euren Drescherschlag, und zogen dem lieben Klange nach. Manch' Körnlein springt wohl aus der Tennen, das könnt ihr uns armen Vöglein gönnen.

Die Drescher drin' schlugen nach dem Tackt, manch' Scheffel Korn ward eingesackt; das gab wohl Brot genug für's Haus. Manch' Körnlein sprang auf den Hof hinaus; das ließen die Vögel auch nicht liegen, sie holten es schnell mit Hüpfen und Fliegen. (Hey.)

23. Pferd und Sperling.

Sp. Pferdchen, du hast die Krippe voll; giebst mir wohl auch einen kleinen Zoll, ein einziges Körnlein oder zwei, du wirst immer noch satt dabei.

Pf. Nimm, kecker Vogel, nur immer hin, genug ist für mich und dich darin!

Und sie aßen zusammen, die Zwei, litt keiner Mangel und Noth dabei. Und als dann kam der Sommer so warm, da kam auch manch' böser Fliegenschwarm; doch der Sperling fing hundert auf einmal, da hatte das Pferd nicht Noth und Qual. (Hey.)

24. Kind und Schwalbe.

K. Schwälbchen, du liebes, nun bist du ja wieder von deiner Wand'rung da. Erzähle mir doch: Wer sagte dir, daß es wieder Frühling würde hier?

Sch. Der liebe Gott im fernen Land, der sagte mir's, der hat mich hergesandt.

Und wie sie so weit war hergeflogen, da hat sie sich nicht in der Zeit betrogen. Der Schnee schmolz weg, die Sonne schien warm, es spielte manch' fröhlicher Mückenschwarm; die Schwalbe litt keinen Mangel noch Noth, sie fand für sich und die Kinder Brot. (Hey.)

25. Kind und Taube.

K. Taube, wie muß dir das wehe thun, zupfst aus der Brust die Federn nun.

T. Thut es auch weh', ich freu' mich d'ran, daß ich ein Bettchen machen kann, d'rinnen die Täubchen, mein Vergnügen, können recht warm und weich dort liegen.

Da denkt bei sich selber gleich das Kind: „Wie die Taube, so alle Mütter sind, und sorgen treulich für ihre Kleinen, daß sie nicht dürfen frieren noch weinen. So thut auch meine Mutter an mir, das allerbeste hab' ich von ihr." (Hey.)

26. Der Hengst und die Wespe.

Eine kleine Wespe stach einen Hengst; er schlug nach ihr; und die kleine Wespe sprach: „Hengstchen, schlag' doch nicht nach mir! Sieh', ich sitz' an sicherm Orte, glaube mir, du triffst mich nicht!"

Endlich giebt er gute Worte, und die kleine Wespe spricht: „Sanftmuth findet stets Gehör! Sieh', nun stech ich dich nicht mehr." (Gleim.)

27. Knabe und Schmetterling.

Schmetterling, kleines Ding, sage, wovon du lebst, da du nur stets in Lüften schwebst? Blumenduft, Sonnenschein, das ist die Nahrung mein. Der Knabe, der wollt' ihn fangen, da bat er mit Zittern und Bangen: Lieber Knabe, thu' es nicht, laß mich spielen im Sonnenlicht. Eh' vergeht das Abendroth, lieg' ich doch schon kalt und todt. (Hey.)

28. Fuchs und Ente.

F. Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich? Komm' doch einmal her an das Ufer gleich; ich hab' dich schon lange was wollen fragen.

E. Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen; du bist mir so schon viel zu klug, d'rum bleib' ich dir lieber weit genug.

Herr Fuchs der ging am Ufer hin, und war verdrießlich in seinem Sinn. Es lüsterte ihm nach einem Braten, das hatte die Ente gar wohl errathen. Heut' hätt' er so gern schwimmen können; nun mußt' er ihr doch das Leben gönnen. (Hey.)

29. Die vier Jahreszeiten.

Frühlingszeit, schönste Zeit, die uns Gott, der Herr, verleiht! weckt die Blümlein aus der Erde, Gras und Kräuter für die Heerde, läßt die jungen Lämmer springen, läßt die lieben Vöglein singen. Menschen, eures Gottes denkt, der euch solchen Frühling schenkt!

Sommerzeit, heiße Zeit! Sonne brennt wohl weit und breit. Aber Gott schickt milden Regen, schüttet alles Feld voll Segen, schenkt dem Landmann volle Aehren, Brot genug, uns all' zu nähren. Menschen, merkt es, Gott ist gut, daß er so im Sommer thut.

Herbsteszeit, reiche Zeit! Gott hat Segen ausgestreut, daß sich alle Bäume neigen von den fruchtbelad'nen Zweigen, schaut nun her mit Vaterblicken, wie sich alle d'ran erquicken. Menschen, nehm't die Garben gern, aber ehret auch den Herrn!

Winterzeit, kalte Zeit! Aber Gott schenkt warmes Kleid, dichten Schnee der kahlen Erde, warmes Wollenfell der Heerde, Federn weich den Vögelschaaren, daß sie keine Noth erfahren; Menschen, Haus und Heerd' auch euch. Lobt ihn, der so gnadenreich! (Hey.)

30. Die Blumen.

Wer hat die Blumen nur erdacht, wer hat sie nur so schön gemacht? gelb und roth und weiß und blau, daß ich meine Lust d'ran schau'!

Wer hat im Garten und im Feld' sie so auf einmal hingestellt? Erst war's doch so hart und kahl, blüht nun alles auf einmal.

Wer ist's, der ihnen allen schafft in den Wurzeln frischen Saft, gießt den Morgenthau hinein, schickt den hellen Sonnenschein?

Wer ist's, der sie alle ließ duften noch so schön und süß, daß die Menschen groß und klein sich in ihren Herzen freu'n?

Wer das ist, und wer das kann, und nicht müde wird daran? — Das ist Gott in seiner Kraft, der die lieben Blumen schafft.

(Hey)

31. Der Maikäfer.

Schöner Mai, da bist du ja! Ist's Maikäferlein auch da? Hört! Hier summt jetzt eins vorbei, hier schon wieder eins — zwei — drei.

Aus der Erde kommt ihr her; dort gefiel's euch wohl nicht mehr? Ist auch schöner oben hier, wo sich freuen Mensch und Thier.

Komm' mal her, lieb' Käferlein! Sollst ein Wenig bei mir sein. Thu' nur nicht so ängstiglich; will mich freuen über dich.

Hier auf meinem Finger nun kannst du dich ein Weilchen ruh'n; hebst dann deine Flügelein, fliegst froh in die Luft hinein.

Lebst ja nur so kurze Zeit; thue dir gewiß kein Leid. Manches Kind macht dir oft Schmerz; hat d'rum ein recht böses Herz.

(Götzke.)

32. Warnung.

Keinem Würmlein thu' ein Leid! Sieh', in seinem schlichten Kleid' hat's doch Gott im Himmel gern, sieht so freundlich d'rauf von fern! führt es zu dem Grashalm hin, daß es ißt nach seinem Sinn; zeigt den Tropfen Thau ihm an, daß es satt sich trinken kann; giebt ihm Lust und Freudigkeit. Liebes Kind, thu' ihm kein Leid!

33. Der Sternenhimmel.

Abends schaut den Himmel an, wie viel Sterne sind daran! Groß und klein und weit und nah' stehen sie beisammen da.

Manche leuchten hell und schön, and're kann man kaum noch seh'n. Seh'n wie kleine Pünktchen aus an dem weiten Himmelshaus.

Kinder! welche große Freud' hat der Herr uns hier bereit't; er erschuf sie groß und klein und gab ihnen ihren Schein.

Alle schweben oben dort, und kein einziges fällt fort; denn die ganze weite Welt Gott mit seinem Arme hält.

Auch auf uns sieht er herab, ist auch unser Schutz und Stab. D'rum, weil er uns nimmer läßt, halten wir ihn liebend fest.

(Götzke.)

34. Spruch.

Wenn die Kinder schlafen ein, wachen auf die Sterne, und es steigen Engelein nieder aus der Ferne; halten wohl die ganze Nacht bei den frommen Kindern Wacht.

35. Das Erwachen der Blumen.

Wo sind alle die Blumen hin? Schlafen in der Erde d'rin, weich vom Schneebettchen zugedeckt. Stille nur, daß sie Niemand weckt. Ueber's Jahr mit dem Sonnenschein tritt der liebe Gott herein, nimmt die Decke hinweg ganz sacht, ruft: „Ihr Kinder nun all' erwacht!" Da kommen die Köpfchen schnell heraus, da thun sie die hellen Augen auf. (Hey)

---

36. Sonntagslied.

Heut' ist's Sonntag, heute sind gar so fröhlich Mutter und Kind. Wenn die hellen Glocken klingen, geht die liebe Mutter fort in die schöne Kirche dort, wo sie beten, wo sie singen, wo von Gott dem Herrn sie hören und vom lieben Jesus Christ, wie so treu und gut er ist, wie ihn alle Welt soll ehren.

Kommt nun meine Mutter wieder, — lang' schon sah ich aus nach ihr, — tritt sie schnell herein zu mir, setzt sich freundlich bei mir nieder; saget mir, was sie gesehen und gehört hat alles dort, und von Gott manch' gutes Wort, wie ein Kind es kann verstehen.

O wie hör' ich das so gerne, und wie gerne sagt sie's mir; welche Freude macht es ihr, wenn ich recht d'rauf acht' und lerne! —

Heut' ist's Sonntag, heute sind gar so fröhlich Mutter und Kind. (Hey.)

37. Weihnachtslied.

Kommet mit, ihr Kinder, all'; kommet mit nach Bethle'ms Stall! Da ist's Jesuskind zu finden, das uns rein macht von den Sünden. In der Krippe liegt es dort; kommt hin an den heil'gen Ort.

Alle Eng'lein freu'n sich sehr, kommen von dem Himmel her; sagen's laut für alle Ohren: „Jesus Christus ist geboren. Wer es suchen will, der find't in der Krippe Gottes Kind."

Wie die frommen Hirten nun lasset uns auch also thun; fleißig beten zu dem Kinde: „Mach uns rein von aller Sünde; daß wir werden fromm wie du, hilf, Herr Jesu, uns dazu!" (Götze.)

38. Weihnachtsfreude.

Welche Freude, weit und breit, bringt die liebe Weihnachtszeit! Seht die vielen schönen Gaben, die die frommen Kinder haben. — O, wer wollte denn nicht sein fromm und artig immer sein?

Welche Freude, weit und breit, bringt die liebe Weihnachtszeit! Gottes Sohn wird Kind auf Erden, daß wir gute Kinder werden. O, wer wollte denn nicht sein fromm und artig immer sein?

Welche Freude, weit und breit, bringt die liebe Weihnachtszeit! Bringt sie schon so viel auf Erden, was wird's erst im Himmel werden? O, wer wollte denn nicht sein fromm und artig immer sein?

(Götzke.)

39. Neujahrslied.

Ein neues Jahr hat angefangen, der liebe Gott hat's uns geschenkt. Viel hundert Jahr' sind hingegangen, seit er an seine Menschen denkt, und hört nicht auf für uns zu sorgen, und wird nicht müde, was er thut, und weckt und stärkt uns alle Morgen, und giebt so viel, und ist so gut.

Und sieht auch heut' vom Himmel wieder auf mich und jedes kleine Kind, und hilft uns dieses Jahr auch wieder, so lang' wir gut und folgsam sind. Du, lieber Gott, kannst Alles machen; o, mache mich recht treu und gut, hilf du mein Herze mir bewachen, daß nie dein Kind was Böses thut.

(Hey.)

40. Passionslied.

Habt ihn gar an's Kreuz geschlagen, Jesum, euren lieben Herrn! Und er half in seinen Tagen euch in aller Noth so gern! Ach, das habt ihr nicht bedacht, euch um euer Glück gebracht. Wenn er nun euch nicht mehr liebte, nicht mehr Gutes an euch übte! —

Jesu, Heiland, ach gedenke länger nicht an uns're Schuld! Bist so gut, ja komm' und schenke wieder neu uns deine Huld; mach' uns selbst von Sünden frei, mach' uns Herz und Leben neu, daß die Großen und die Kleinen all' es redlich mit dir meinen!

(Hey.)

41 Osterlied.

Gelobt sei Gott, daß Jesus lebt, und auferstanden ist; daß er in uns'rer Mitte schwebt, und ewig bei uns ist.

Ein neues Leben nimmt man hin entzückt aus seiner Hand; nun ist uns Sterben ein Gewinn, ein Gang zum Vaterland.

Er lebt und er wird bei uns sein, wenn Alles uns verläßt; d'rum soll sein Fest für Alle sein ein Auferstehungsfest.

42. Himmelfahrtslied.

Himmelfahrt ist heut'! Alle seh'n erfreut zu dem Himmel hell hinan, seh'n die Pforten aufgethan.

Weil ja Jesus Christ, der vom Himmel ist, heute wieder ziehet ein, will bei seinem Vater sein.

Und die Englein all' geh'n mit lautem Schall froh entgegen ihrem Herrn, daß er nun nicht mehr so fern.

Und wir Kinder steh'n, wollen's auch mit seh'n, weil ja der Herr Jesus Christ unser lieber Bruder ist.

Will vom Himmel nun uns viel Gutes thun, nimmt uns einst zu rechter Zeit auf in seine Seligkeit. (Hey.)

43. Pfingstlied.

Pfingsten ist es, Kinder hört, was uns dieser Tag beschert! Jesu Jünger, still verborgen, machten sich gar große Sorgen um der Menschen Haß und Spott. Doch da hat der liebe Gott seinen Geist auf sie gegossen, daß sie nun gar unverdrossen, stark und muthig sind gegangen, recht mit Eifer angefangen, viele Menschen treu belehrt, und zum lieben Gott bekehrt.

Geist des Herrn! ich bitte dich, Pfingsten ist's, komm auch auf mich! Laß von nun an mich auf Erden, einen Jünger Jesu werden. Lehre mich, und steh' mir bei, daß ich recht verständig sei, daß ich recht auf Gottes Werke und auf seinen Willen merke, recht mit Freuden ihn vollbringe, und mich keine Sünde zwinge. Geist des Herrn! o mach' mich fromm, daß ich in den Himmel komm'!

44. Die Kirche.

Was mag das für ein Haus dort sein? Es gehen so viele Leute hinein. Und ein so großer Thurm steht noch daran, der zeigt so ernsthaft zum Himmel hinan.

„Das ist eine Kirche, mein liebes Kind, wo viele Menschen versammelt sind; die sieht man da alle die Hände falten und mit dem lieben Gott sich unterhalten. Die Einen, um ihre Noth zu klagen, die Andern um ihren Dank zu sagen. Und ein Mann tritt auf, der erzählt von Gott, was er alles gethan, seit die Erde steht; wie er Jeden erlöset aus Noth und Tod, der nur auf guten Wegen geht; wie er gern es hat, wenn wir bei ihm bleiben und Herz und Hab' und Gut ihm verschreiben. Er giebt erst Alles, wie leicht zu denken, und freut sich doch, wenn wir's ihm schenken.

Auf dem Thurme da oben hangen die Glocken, die klingen, um recht viele Menschen zu locken, daß sie einmal lassen den weltlichen Braus und eilen zum lieben Vater in's Haus."

45. Der Kirchgang.

Zur lieben Kirche geh'n wir heut', haben uns lange darauf gefreut. Vater schüttelte erst das Haupt, endlich hat er es doch erlaubt; sprach: Ihr Kinder, ich seh' es wohl gern, doch bedenkt — es ist das Haus des Herrn! (B. u. R.)

46. Kindeswunsch.

Ich weiß, du lieber, heil'ger Christ, daß du gar fromm gewesen bist; ich bin ein kleines Kindelein, und möchte auch ein frommes sein.

Weil du gar sehr die Kinder liebst, und ihnen alles Gute giebst; so mach' auch mich recht gut und fromm, daß ich einst in den Himmel komm'.

Dort sind die lieben Engelein, die sich der frommen Kinder freu'n; und spielen auch mit ihnen schön. — O, ich möchte diese Freude seh'n!

D'rum will ich ja recht fromm nun sein, dann geh' auch ich zum Himmel ein; dann komm auch ich zum Jesuskind, wo nur die guten Kinder sind. (Götzke.)

47. Der Regen.

Kind wollte sein Spiel im Garten treiben, da konnt' es nicht lange bleiben, in Strömen floß der Regen herab, den ganzen Tag ließ das Rauschen nicht ab. „Nun muß ich auf der Stube sitzen. Was nur das schlechte Wetter mag nützen!" Tags darauf schien hell die Sonne wieder, da führte die Mutter das Kind hernieder.

Mutter: O sieh', wie sich Alles verschönert hat! Wie stand's noch gestern so welk, so matt, und lächelt uns heute so frisch entgegen!

Kind: Ach ja, das that der gnädige Regen.

48. Herzens Hingabe.

Ich bin ein kleines Kindelein und meine Kraft ist schwach; ich möchte gerne selig sein, und weiß nicht, wie ich's mach'.

Mein Heiland! du warst mir zu gut einst auch ein kleines Kind, und hast mich durch dein theures Blut erlöst von aller Sünd'.

Ach, liebster Heiland! rath' mir nun, was ich zur Dankbarkeit für alle deine Lieb' soll thun, und was dein Herz erfreut.

Ach, nimm mein ganzes Herz dir hin, nimm's, liebster Jesu Christ! Ich weiß, daß ich dein eigen bin und du mein Heiland bist.

Du hast mich in der Taufe ja mit deinem Heil bekleid't, und eh' ich etwas wußt' und sah', zu deinem Kind geweiht.

Kehr' nun in meinem Herzen ein und wohne stets in mir, bewahre mich von Sünden rein und nimm mich einst zu dir!

(v. Zinzendorf.)

49. Gottes Fürsorge.

Es ist kein Mäuschen so jung und klein, es hat sein liebes Mütterlein, das bringt ihm manches Krümchen Brot, damit es nicht leidet Hunger und Noth.

Es ist kein liebes Vögelein im Garten draußen so arm und klein, es hat sein warmes Federkleid; da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

Es ist kein bunter Schmetterling, kein Würmchen im Sommer so gering, es findet ein Blümchen, findet ein Blatt, davon es ißt, wird froh und satt.

Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt, dem nicht sein eig'nes Theil ist bestellt, sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus, darinnen es fröhlich geht ein und aus.

Und wer hat das alles so bedacht? Der liebe Gott, der alles macht, und sieht auf alles väterlich, der sorgt auch Tag und Nacht für mich. (Hey.)

50. Das Abendläuten.

In dem Dörfchen da drüben, vom Thurme herab, da läuten die Menschen den Tag zu Grab; sie läuten und läuten und ich und du, wir hören ja gerne dem Läuten zu.

Wann sie läuten, da sollen wir immerdar fein zum Singen und Beten gerüstet sein; wir halten die Glocke in größter Ehr'; denn's Läuten ist immer bedeutungsschwer.

Wann sie läuten am Sonntag, das klinget gar schön, da sollen wir stille zur Kirche geh'n, und sollen, versammelt am heil'gen Ort, uns predigen lassen des Herren Wort.

Und zur Tauf' und zur Trauung da läuten sie auch, das Läuten war immer ein heiliger Brauch; und wird uns die letzte Ehre gethan, so fangen die Glocken zu läuten an.

Bet' eifrig! — Jetzt schlagen sie dreimal drei, die schwere Arbeit ist nun vorbei. So schlagen zum Abend die Christenleut' zu Ehren der heil'gen Dreieinigkeit. (Fink.)

51. Der Hirtenknabe.

Auf dem Berge bin ich gesessen, hab' den Vöglein zugeschaut; hab'n gesungen, hab'n gesprungen, hab'n Nestlein gebaut.

In dem Garten bin ich gestanden, hab' den Bienlein zugeschaut; hab'n gebrummet, hab'n gesummet, hab'n Zellein gebaut.

Auf der Wiese bin ich gegangen, sah die Sommervöglein an; hab'n gesogen, hab'n geflogen, gar schön war's gethan. (Göthe.)

52. Der Zaunkönig.

Heiße wohl König, hab' aber wenig; hab' wohl ein sich'res Haus, bin aber lieber d'raus, schweifend in Feldern, jubelnd in Wäldern.

Lustig ohn' Unterlaß, scheu ich nicht kalt, noch naß, froh und gesellig, flink und anstellig, treib' ich die Jägerei Sommer und Winter frei.

Bleibe fein hübsch im Land, g'nüg' mich an meinem Stand. Heiß' ich gleich König, hab' ich gleich wenig; wißt, daß in meinem Sinn ich doch ein König bin.

53. Bestrafte Ungeduld.

Als einst Karl im Grase schlief, wagt's ein Bienchen, ihn zu stechen. Zornig sprang er auf, und rief: Wart' nur, wart', ich will mich rächen!

Eilig nahm er dann zur Hand, was er konnt zunächst ergreifen, und schlug nach dem Bienenstand dreist mit wiederholten Streichen.

Doch der kleinen Vögel Heer ließ die Schmach nicht ungerochen: Alles fiel ihn an, und er wurde jämmerlich zerstochen.

„Das war deine eig'ne Schuld! Keinem Menschen darfst du's klagen. Lerne künftig in Geduld ein geringes Unrecht tragen."

54. Das Leben des Bauern.

Ich bin das ganze Jahr vergnügt. Im Frühling wird das Feld gepflügt, da steiget die Lerche hoch empor und singt ihr frohes Lied mir vor.

Und kommt die liebe Sommerzeit, wie hoch wird da mein Herz erfreut, wenn ich vor meinem Acker steh' und so viel tausend Aehren seh'.

Im Herbst seh' ich die Bäume an, schau' Aepfel, Birnen, Pflaumen d'ran, und sind sie reif, so schütt'l ich sie, so lohnet Gott des Menschen Müh'.

Nun kommt die kalte Winterzeit, da ist mein Häuschen überschneit; das ganze Feld ist kreideweiß, und auf den Wiesen nichts als Eis.

So geht's Jahr aus, Jahr ein mit mir, ich danke meinem Gott dafür, und habe immer guten Muth und denke: Gott macht Alles gut.

55. Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde; es war ein Pudel und sein Sohn. Der junge, Namens Pantalon, vertrieb dem Herrchen manche Stunde; er konnte tanzen, Wache steh'n, den Schubkarr'n zieh'n, in's Wasser geh'n und alles dieses aus dem Grunde. Der schlaue Fritz, des Jägers Kind, war Lehrer dieses Hund's gewesen, und dieser

lernte so geschwind, als mancher Knabe kaum das Lesen. Einst fiel dem kleinen Junker ein, es müsse noch viel leichter sein, den alten Hund gelehrt zu machen. Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh; doch seine Herrschaft zog ihn nie zu solchen hochstudirten Sachen; er konnte bloß das Haus bewachen. Der Knabe nimmt ihn vor die Hand, und stellt ihn aufrecht an die Wand; allein der Hund fällt immer wieder auf seine Vorderfüße nieder. Man rufet den Professor Fritz; auch der erschöpfet seinen Witz. Umsonst! Es will ihm nicht gelingen, den alten Schüler zu bezwingen. „Vielleicht“, sprach Fritze, „hilft der Stock!“ Er holt den Stock und prügelt Schnurren; doch der bleibt steifer, als ein Bock, und endlich fängt er an zu murren. „Was wollt ihr?“ — sprach der arme Tropf; „ihr werdet meinen grauen Kopf doch nimmermehr zum Doktor schlagen. Geht, werdet durch mein Beispiel klug, ihr Kinder! Lernet jetzt genug; ihr lernt gar schwer in alten Tagen!“ (Gellert.)

56. Räthsel.

Von mir gewinnt deine Mutter kostbare Milch und Käs' und Butter. Dein Vater nimmt mir alle Jahr' mein dichtes, weiches, krauses Haar; das giebt dir Hut und Strümpf' und Kleider, das nährt den Weber und den Schneider. Mein Koth schafft eurem Feld Gedeih'n, mein Darm befördert Fröhlichsein; mein Fleisch [illegible]iebt euch gesunde Speise; mein Fell nützt ihr auf manche W[illegible]; [illegible] erleuchtet euch die Nacht; aus mir wird Tischlerleim gema[illegible] [illegible] ihr errathen, wie ich heiße?

57. Der Arzt.

Kind: Ach, liebe Mutter, du leidest so sehr, gleich lauf' ich zum Arzte und ruf' ihn her.

Mutter: Nach ihm ist jemand schon fortgeeilt, ruf' du einen andern, der besser heilt.

Kind: Wo wohnt er? Willst du mir das sagen? Ich laufe, so schnell mich die Füße tragen.

Mutter: Zum Himmel schlage die Augen auf, zum Heiland droben blicke hinauf, zu ihm empor streck' aus die Hände, und bitte, daß er Hülfe sende!

Da fleh'te das Kind zu jeder Stund': Ach Herr, mach' meine Mutter gesund!

58. Die Aepfel.

Der kleine Gregor sah eines Morgens aus seinem Fenster in dem Baumgarten des Nachbars eine Menge der schönsten, rothen Aepfel im Grase umher liegen. Gregor lief geschwind hinüber, kroch

durch eine Lücke des Zaunes in den Garten, und füllte alle Taschen in Rock und Weste mit Aepfeln an. Allein plötzlich kam der Nachbar mit einem Stock in der Hand zur Gartenthür herein. Gregor sprang, so schnell er konnte, der Zaunlücke zu, und wollte wieder hinauskriechen. Aber — o weh! wegen seiner vollgestopften Taschen blieb der kleine Schelm in der engen Lücke stecken. Er mußte die gestohlenen Aepfel wieder zurück geben — und wurde für seinen Diebstahl noch derb gezüchtigt. „Merk' dir's, sagte der Nachbar:

Das fremde Gut, das du genommen,
Läßt dich der Strafe nie entkommen."

(Ch. Schmidt.)

59. Das Auge Gottes.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: Komm', wir wollen im Hause etwas Gutes zu essen aufsuchen, und es uns recht wohl schmecken lassen. Anna sprach: Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es Niemand sieht, so will ich mitgehen. Nun, sagte Jakob, so komm mit in die Milchkammer; dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahm verzehren. Anna sprach: Dort sieht es der Nachbar, der auf der Straße Holz spaltet. So komm mit mir in die Küche, sagte Jakob, in dem Küchenschrank steht ein Topf voll Honig, in diesen wollen wir unser Brot eintunken. Anna sprach: Dort kann die Nachbarin hereinsehen, die am Fenster sitzt und spinnt. So wollen wir unten im Keller Aepfel essen, sagte Jakob, dort ist es so dunkel, daß es gewiß Niemand sieht. Anna sprach: O, mein lieber Jakob, meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sieht? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt und in's Dunkle sieht? Jakob erschrak und sagte: Du hast recht, liebe Schwester, Gott sieht uns auch da, wo kein Menschenauge uns sehen kann; wir wollen daher nirgends Böses thun. Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild, darauf war das Auge Gottes mit Strahlen umgeben, und darunter stand:

Gieb Gott, daß ich dein heilig' Auge scheu',
Und rein vor dir von jeder Sünde sei.

(Ch. Schmidt.)

60. Der Affenfang.

Wißt ihr wohl, wie man die Affen fängt? Gebt Acht, ich will es euch erzählen!

Wie es bei uns im Walde Hasen giebt und auf den Bäumen Eichhörnchen herumspringen, so giebt es in einer weit, weit entfernten Gegend gar viele Affen, die auch dort so, wie bei uns die Eich-

hörnchen, auf den Bäumen herumklettern. Wenn nun die Leute so ein Thier fangen wollen, so gehen sie in die Gegend, wo es recht viele dieser Affen giebt, stellen ein Faß mit Wasser unter den Baum und fangen an, sich tüchtig zu waschen. — Dann gießen sie aber das reine Wasser weg und füllen das Gefäß mit Leimwasser. Die Affen, welche dies Alles mit angesehen haben, kommen, wenn der Jäger fort ist, gleich von ihrem Baume herunter und fangen jetzt auch an, sich zu waschen. Aber, was geschieht nun? Das Leimwasser verklebt den albernen Thieren die Augen, sie können daher nicht gut mehr sehen und werden nun gar leicht gefangen.

61. Affe und Stiefeln.

„Stiefeln, ei Stiefeln! hab' immer geseh'n, wie die Leute darin so stattlich geh'n, will sie doch gleich einmal probiren und ein wenig herum spazieren. Wenn es nur gleich die Leute wüßten, wie sie sich wohl verwundern müßten."

Doch stille, da rauscht's hinterm Busche dort, der Jäger ist es. „Nun Aeffchen fort, geschwinde zieh' deine Stiefeln aus und nimm auf jenen Baum Reißaus! O wehe, nun merkst du's, sie kleben an, nun hat dich erhascht der böse Mann." (Hey.)

62. Die Verzeihung.

Sophie ein sechsjähriges Mädchen, saß einst vor der Hausthür und spielte. Sie hatte ihr ganzes kleines Küchengeschirr vor sich, backte und kochte nach Herzenslust und war so recht vergnügt. — Da kam ihr Bruder Anton, setzte sich lachend zu ihr und sprach: Nun, da du so schöne Kuchen gebacken hast, will ich mich zu Gaste bitten! Hiermit griff er nach den Tellerchen und ließ zwei der schönsten zur Erde fallen. Jetzt nahm er auch die übrigen Schüsseln, schüttete alles, was darauf war, weg, und verdarb seiner guten Schwester die ganze Freude.

Sophiens Augen füllten sich mit Thränen, allein kein böses Wort entschlüpfte ihrem Munde. Sie sammelte die Scherben der zerbrochenen Teller, packte Alles zusammen und ging still in's Haus zurück. Anton lief auch fort, und kam erst zur Essenszeit wieder, weil er fürchtete, Sophie habe ihn seines Muthwillens wegen bei den Aeltern verklagt. Aber auch dies hatte die gute Schwester nicht gethan und Anton bekam also keine Strafe. — Am Abend umarmte er sein Schwesterchen, weinte und sagte: Sophie, du bist doch besser als ich! Es war recht schlecht von mir, daß ich dein Spiel verdarb, und du hast nicht einmal darüber gescholten, sondern mir so gerne verziehen. Willst du mir einen Gefallen thun, so nimm von mir dies schöne Pennal, was dir neulich so wohl gefiel. Thue es nur,

dann erst bin ich wieder vollkommen ruhig. — Sophie nahm das Geschenk an und sagte: Sei nur zufrieden, lieber Anton, ich bin ja nie böse mit dir gewesen, und denke auch gar nicht mehr an die paar zerbrochenen Teller.

63. Das Nelkenbeet.

O Mütterchen, gieb uns jedem ein Blumenbeetchen, das uns zugehöre, mir eins und Gustav eins und Alwinen eins, und jeder pfleget dann des seinigen. So sprach der kleine Fritz zu seiner Mutter, und die Mutter gewährte ihm seine Bitte und gab jedem ein Blumenbeet voll schöner Nelken. Die Kinder aber freuten sich gar sehr und sprachen: Wann erst die Nelken blühen, das wird eine Herrlichkeit sein! Denn es war noch nicht die Zeit der Nelken, sondern sie hatten erst Knospen gewonnen.

Aber der kleine Fritz war ungeduldig in seinem Gemüthe und konnte die Zeit der Blüthe nicht erwarten. Er wünschte, daß seine Nelken zuerst vor allen blühen möchten. Da trat er hinzu und nahm die Knospen in seine Hand und beschaute sie in ihren Windeln und freute sich sehr, wenn aus der grünen Hülle schon ein Blüthenblättchen roth oder gelblich hervorschimmerte. Aber es währte ihm zu lange. Fritz brach die Knospen auf und lös'te die Blättchen allzumal aus einander. Nun rief er mit lauter Stimme: Seht, meine Nelken blüh'n! Allein als die Sonne darauf schien, neigten die Blumen ihre Häupter, trauerten und standen zerzauset und welk da, ehe es Mittag war. Und Fritz weinte um sie.

Die Mutter aber sprach: Ungeduldiges Kind, mögen dies die letzten Freuden deines Lebens sein, die du dir durch eigene Schuld verdirbst. Dann hast du die schwere und große Kunst, zu warten, nicht zu theuer erkauft! — (Krummacher.)

64. Das Bild.

Adolph's Vater war verreis't in ein fremdes fernes Land. Denket oft an mich, hatte er zu seinen Kindern und der Mutter gesagt, hatte sie alle geküßt und mit weinendem Auge Abschied genommen. Adolph konnte den Vater nicht vergessen. Der Vater war des Morgens sein erster, des Abends sein letzter Gedanke. Oft stand der gute Knabe vor dem Bilde des Geliebten, was in der Stube hing und Alle so freundlich anzulächeln schien. Einst bat er die Mutter, ihm einmal dies Bild von der Wand herunter zu langen. Als sie aber seinen Wunsch erfüllt hatte, da weinte Adolph laut, umarmte das Bild, küßte es und rief mit von Thränen erstickter Stimme: Vater, mein guter Vater!

Da trat der ältere Bruder Ernst hinzu und sprach: Wie magst

du nur weinen und das todte Bild so küssen! Das ist ja doch der Vater nicht! Schäme dich, so kindisch zu sein!

Aber die Mutter nahm das Wort und sprach: Laß unsern Adolph nur und spotte seiner nicht. Wer das Bild so liebt, muß wohl den Vater selbst noch unendlich mehr lieben! Seine Thränen quellen aus wahrhaft kindlichem Herzen! —

Sage doch nicht, daß du Gott liebst, wenn du kalt in der schönen Natur wandelst, oder mit gleichgültigem Herzen deinen Mitmenschen ansiehest. — Sind nicht der Mensch und die Natur auch Bilder des liebenden Allvaters? (Krummacher.)

65. Der Vater und der Großvater.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum gehen; seine Kniee zitterten, er hörte und sah nicht viel und hatte auch keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tische saß, und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Munde. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen, und noch dazu nicht einmal satt. Da sah er betrübt nach dem Tische und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zittrigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt; er aber sagte nichts und seufzte nur. Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein Paar Pfennige, daraus mußte er nun essen. Wie sie nun eines Tages da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?" fragte der Vater. „Ei," antwortete das Kind, „ich mache ein Tröglein, daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin." — Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten sofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete. (Grimm.)

66. Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ sich das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich halten, wie mein eigen Kind." Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?" — Der König sagte: „Wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeere? — Das Hirtenbüblein antwortete:

„Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus in's Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich auch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind." — Sprach der König: „Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel?" — Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier!" und dann machte es mit der Feder so viele feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papiere; zählt sie nur!" — Aber Niemand war dazu im Stande. — Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: Wie viel Sekunden sind in der Ewigkeit?" — Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt ein Demantberg, der hat eine Meile in die Höhe, eine Meile in die Breite und eine Meile in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran, und wann der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde in der Ewigkeit vorbei." — Sprach der König: „Ich will dich fortan halten, wie mein eigen Kind." (Grimm.)

67. Der Elephant.

Ein Elephant ward eines Tages, wie gewöhnlich, zur Tränke geführt. Auf diesem Wege kam er bei der Werkstatt eines Schneiders vorbei; der saß an seinem offenen Fenster, und arbeitete mit der Nadel, und hatte neben sich auf dem Fenster einige Aepfel liegen. Als der Elephant an die Aepfel kam, gefielen sie ihm, und er stand still, streckte seinen Rüssel aus, und holte sich einen nach dem andern hinweg. — Der Mann aber wollte seine Aepfel lieber selbst essen, und als der Rüssel zum dritten mal wieder kam, stach er mit seiner Nadel hinein, und der Elephant sagte: „B' r' r' r' r' m'!" — und anders nichts, und ging seines Weges weiter fort zur Tränke, trank sich satt, nahm auch zum Ueberfluß einen ganzen Rüssel voll Wasser mit zurück. — Und als er wieder zum Schneider kam, und dieser noch an seinem Fenster saß und arbeitete, stellte er sich gelassen gerade vor ihn hin, und blies ihm das Wasser in's Gesicht und über den ganzen Leib also, daß dieser nicht bloß durch und durch naß ward von unten bis oben, sondern sich auch darüber noch von den Andern mußte auslachen lassen.

Das war die Rache des Elephanten, und die Menschen sollten sich an der Feinheit dieses plumpen Thieres ein Beispiel nehmen, und wenn sie sich denn doch einmal durchaus rächen wollten, — nöthig ist es gerade nicht! — so sollten sie ihren Rüssel, wie er, nur voll Wasser nehmen, und nicht voll Gift und Galle, oder die Hand

voll Steine! Das wäre nicht ganz geschenkt, und Arm und Beine blieben ganz, und Ehre und guter Name ungekränkt; und wenn die Kleider wieder trocken sind, so ist's ein Spaß gewesen zum Auslachen und damit gut. (v. Schubert.)

68. Der Zaunkönig.

Die Vögel wollten einmal einen König wählen. Sie versammelten also in einem Eichenwald einen stattlichen Reichstag. Da waren sie alle zugegen von dem Adler an bis zum Goldhähnchen, und schrieen, pfiffen, sangen, schnatterten und schwätzten vom Morgen bis zum Abend, wer unter ihnen König sein solle. Sie wurden aber lange nicht einig. Endlich, nachdem sie sich müde geschrieen und geschnattert hatten, kamen sie mit einander überein, daß derjenige unter ihnen König sein solle, der sich am höchsten in die Lüfte zu schwingen vermöge. Es wurde also ein Tag zu dem Wettfliegen festgesetzt, und zur bestimmten Stunde erhob sich der ganze Haufe in die Luft. Einer suchte es dem andern zuvorzuthun. Da es aber fast keinem Zweifel unterlag, daß der Adler den Sieg davon tragen und König werden würde, so gedachte ihn der Zaunkönig mit einer List zu überkommen. Was that er? Er versteckte sich zwischen den Beinen des Adlers, indem er demselben in die Federhosen kroch, ohne daß es der Adler merkte. So ließ er sich in die Lüfte mit hinauftragen. Und als nun der Adler meinte, er habe den Sieg und sei König, da flog der Zaunkönig zwischen seinen Beinen hervor und über ihn hinauf, so daß alle Vögel ihn zu ihrem König anerkennen mußten. Weil er aber eine so gar kleine Gestalt hatte, so wurde er von allen Vögeln verfolgt und geneckt, so daß sich der kleine König zuletzt in die Zäune, Hecken und Holzstöße verkriechen mußte, um nur Ruhe zu haben. Und da treibt er denn sein Wesen bis auf den heutigen Tag. (Jubitz.)

69. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen. Kein Thier, sagte er, könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch wohl auf ihn losgehen! „Dazu kann Rath werden“, sagte der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein“, antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ —

„Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe, legte an und schoß dem Wolfe das Schrot in's Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger, und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchse zurücklief.

„Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?“ „Ach,“ antwortete der Wolf, so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas in's Gesicht, das kitzelte mich ganz entsetzlich. Darnach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt liegen geblieben wäre.“ — „Siehst du,“ sprach der Fuchs, „was für ein Prahlhans du bist?“

70. Der Wolf und das Geigerlein.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte, nach Hause. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seiten ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne Weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, was wild aufsprang, und da merkte er, daß es ein Wolf sei, der ihn dann mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand, als seine Geige, und in der Angst fängt er an vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht

lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zweie, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein and'rer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem Bischen Fleisch in die Grube herein. Unser Kapellmeister in der Grube guckte indeß einmal über's and're in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden, und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang, alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun blos noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus, und erlegte dann diesen. Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirthshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wollte sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche, als im Wirthshaus, denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirthshause. (v. Schubert.)

71. Das Brot.

Zur Zeit der Theurung ließ ein reicher Mann die ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen und sagte zu ihnen: „Da steht ein Korb voll Brot. Ein jedes von euch nehme eines davon — und so dürft' ihr nun alle Tage kommen, bis Gott bessere Zeiten schickt."

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brot, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne einmal zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand und ging dann still und sittsam heim.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brote. Als Franziska aber heim kam und die kranke Mutter das Brot anschnitt — da fielen eine Menge neuer Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrack und sagte: „Gieb das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in das Brot hinein gekommen." Franziska trug es hin.

Allein der wohlthätige Mann sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld mit Wohlbedacht in das kleinste Brot hineinbacken lassen — dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so friedfertig und genügsam. Wer lieber mit dem kleinern Brote vorlieb nimmt, als um das größere zankt, bringt allemal einen Segen damit nach Hause und sollte auch kein einziges Mal Geld in das Brot hinein gebacken sein.

Genügsamkeit des Friedens wegen,
Bringt einem Hause Gottes Segen,

(Ch. Schmidt.)

72. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsidler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen zu. Wißt ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein Wenig warten, brachte über ein Weilchen ein kleines, versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müßt ihr ein Jahr lang, dreimal des Tages und dreimal bei Nacht in Küche, Keller und Stallung und allen Winkeln des Hauses umhertragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber über's Jahr das Kästlein wieder zurück."

Die gute Hausfrau setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte eben ein Knecht einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gebacken. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Koth, und die Pferde hatten statt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr um war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte sehr vergnügt: „Alles geht nun besser. Lasset mir das Kästchen nur noch ein Jahr; es enthält ein gar treffliches Mittel.“

Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich euch nicht lassen; das Mittel aber, das darinnen verborgen ist, sollt ihr haben.“ — Er öffnete das Kästchen und sieh', es war nichts darin, als ein weißes Papier, auf dem geschrieben stand:

Du mußt, soll's wohl im Hause stehen,
Auf Sparsamkeit und Ordnuug sehen. (Ch. Schmidt.)

73. Der Hirtenhund.

Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn Vieh treulich bewachte, gehet Abends heim. Da kläffen ihn die Polsterhündlein auf der Gasse an. Er trabt vor sich hin und sieht sich nicht um. Als er vor die Fleischbank kommt, fragt ihn ein Fleischerhund, wie er das Gebell leiden könne und warum er nicht einen beim Kamm nehme? Nein sagte der Hirtenhund, es zwackt und beißt mich ja keiner; ich muß meine Zähne für die Wölfe haben. (Dr. Mathesius.)

74. Der kluge Staar.

Ein durstiger Staar wollte aus einer Wasserflasche trinken, und konnte das Wasser in derselben mit seinem kurzen Schnabel nicht erreichen. Er hackte in's dicke Glas, und vermochte nicht es zu zerbrechen. Er stemmte sich gegen die Flasche, um sie umzuwerfen; aber dazu war er zu schwach. Jetzt kam er durch seine Klugheit und sein Nachdenken auf den glücklichen Einfall, daß er Steinchen zusammen las und sie in die Flasche warf, wodurch das Wasser endlich so hoch stieg, daß er es erreichen und seinen Durst löschen konnte.

Ermüde nicht beim Lernen, so schwer es dir auch wird; durch anhaltenden Fleiß erreicht man das gesteckte Ziel.

75. Der Fuchs und die Trauben.

Ein Fuchs kam auf einem Gange nach Beute an einen Weinstock, der voll süßer Trauben hing. Lange schlich er vor demselben auf und ab, überlegend und versuchend, wie er zu den Trauben gelangen könne. Aber umsonst, sie hingen zu hoch. Um sich nun von den Vögeln, welche ihm zugesehen hatten, nicht verspotten zu lassen, wandte er sich mit verächtlicher Miene weg und sprach: „die Trauben sind mir zu sauer, ich mag sie nicht haben.“ —

76. Die Grille und die Ameise.

Eine Grille kam bei strenger Kälte zu ihrer Nachbarin, der Ameise. Frau Nachbarin, sagte sie, leiht mir doch einige Speise,

denn ich habe Hunger und nichts zu essen. Hast du denn nicht Speise für den Winter gesammelt? fragte die Ameise. Ich hatte ja keine Zeit dazu, war die Antwort. Keine Zeit? Frau Grille! Was hast du denn im Sommer zu thun gehabt? — Ich habe gesungen und musizirt, erwiderte die Grille. „Nun gut," ließ jetzt die Ameise sich vernehmen, „da du im Sommer musizirt hast, so magst du im Winter tanzen. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!" —

77. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen des Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort. Eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ein Fuchs sich herbeischlich und ihm zurief: Sei gegrüßet, Vogel des Jupiter! Wie sehr freue ich mich, dich zu sehen, denn an die Schönheit deiner Federn, an die Stärke deines Schnabels reicht keiner deiner Mitbrüder. Billig dienen dir daher alle übrigen Vögel. Sieh, Tage lang könnte ich hier stehen, dich anschauen, dich bewundern, und doch dessen nicht satt werden. — Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs für diese Lobrede belohnen. Großmüthig dumm ließ er ihm seinen Raub fallen und flog stolz davon. Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und verzehrte es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in Schmerz, das Gift fing an zu wirken und der Fuchs verendete.

Möchtet ihr euch nie etwas Anderes als Gift erloben, ehrlose Schmeichler! —

78. Die Maus und der Löwe.

Ein Löwe schlief in seiner Höhle, und um ihn her spielte eine lustige Mäuseschaar. Eine derselben kroch eben auf einen hervorstehenden Felsen, fiel herab, und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Tatze festhielt. „Ach," bat sie, „sei doch großmüthig gegen mich armes, unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen; ich habe nur einen Fehltritt gethan, und bin von dem Felsen herabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben, und ich will dir zeitlebens dankbar sein." „Geh' hin," sagte der Löwe großmüthig, und ließ das Mäuschen springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „dankbar sein! Nun das möchte ich doch sehen, wie ein Mäuschen sich einem Löwen dankbar bezeigen könnte!"

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuschen durch den Wald und suchte sich Nüsse: da hörte es das klägliche Gebrülle eines Löwen.

„Der ist in Gefahr!" sprach es bei sich und ging der Stelle zu, wo das Gebrülle herübertönte. Es fand den großmüthigen Löwen von einem starken Netze umschlungen, das der Jäger künstlich ausgespannt hatte, um damit große Waldthiere zu fangen. Die Stricke hatten sich so künstlich zusammen gezogen, daß der Löwe weder seine Zähne, noch die Stärke seiner Tatzen gebrauchen konnte, um sie zu zerreißen.

„Warte nur, mein Freund," sagte das Mäuschen, „da kann ich dir wohl am besten helfen." Es lief hinzu, zernagte die Stricke, welche seine Vordertatzen gefesselt hatten, und als diese frei waren, zerriß er das übrige Netz, und ward so durch die Hülfe des Mäuschens wieder frei. (Aesop.)

79. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete seinen Tod. Die Thiere, welche sonst in Schrecken geriethen, wenn sie ihn sahen, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedensstörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann? Sie freueten sich vielmehr, daß sie seiner nun bald los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, das er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden. Der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfreden; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm Nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht," fragte der Esel, „dem Löwen auch Eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete ernsthaft: Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann. (Lessing)

80. Der Hund und der Wolf.

Ein Schäfer war einst bei seiner Heerde eingeschlafen. Dies bemerkte ein Wolf und gab sich alle Mühe, aus diesem günstigen Augenblicke Vortheil zu ziehen, und den wachenden Hund auf die Seite zu locken.

„Du läßt dir's sauer werden, guter Phylar," sprach der Wolf; „wahrhaftig, ich bewundere deine Geduld, deine unverbrüchliche Treue. Du bist unaufhörlich für das Wohl deiner Heerde besorgt; wirst du denn des beständigen Wachens nicht müde?"

Müde? sagst du! seiner Pflicht darf man nicht müde werden! „Das ist wahr," sprach der Heuchler, aber wer wird auch ein beständiger Sklave seiner Pflicht sein? Siehe, das Beispiel deines eige-

nen Herrn, der sich der sanften Ruhe überläßt, sollte dich lehren, nicht zu gewissenhaft zu sein, und mehr an dich selbst zu denken."

Eben, weil ich das Zutrauen meines Herrn besitze, erwiderte der treue Phylar, darf ich meine Pflicht um so weniger vernachlässigen. Nach diesen Worten fing er an so laut zu bellen, daß der Schäfer erwachte und vereint mit ihm die boshaften Absichten seines alten Feindes vereitelte.

Es ist leicht, Versuchungen zu widerstehen, wenn man von Treue und Rechtschaffenheit beseelt ist.

81. Von den Fabeln.

Weise, hohe Leute haben die Fabel erdichtet, und lassen ein Thier mit dem andern reden, als wollten sie sagen: Wohlan! es will Niemand die Wahrheit hören noch leiden, und kann man doch der Wahrheit nicht entbehren; so wollen wir sie denn schmücken und unter einer lustigen Lügenfarbe und lieblichen Fabeln kleiden, und weil man sie nicht will hören durch der Menschen Mund, daß man sie dennoch höre durch der Thiere Mund. So geschieht's denn, wenn man die Fabeln lieset, daß ein Thier dem andern die Wahrheit sagt; ja zuweilen der gemalte Wolf, Bär oder Löwe im Buch dem rechten, zweifüßigen Wolf oder Löwen einen guten Text heimlich lieset, den ihm sonst kein Prediger, Freund noch Feind lesen dürfte. (Luther.)

82. Zwei Knaben.

Zwei Knaben gingen in's Freie, und kamen zu einem Nußbaum. Unter demselben fanden sie eine Nuß, die sie theilen wollten. Der Eine ließ dem Andern die Wahl, ob er das Innere, oder das Aeußere haben wollte. „Das Aeußere," rief dieser schnell, weil er noch nie eine solche Nuß gesehen hatte. Er bekam es, fand sich aber in seiner Erwartung betrogen, denn die Schale war nicht zu genießen.

„Ein andermal will ich klüger sein," sagte er; und sie gingen weiter.

Sie kamen in einen Garten, und fanden eine Aprikose, die er ebenfalls nicht kannte. „Diesmal das Innere," sagte er gleich. „Gut," sagte der Andere, und gab ihm den Stein. So war er wieder getäuscht. —

Erfahrung macht nicht klug, wenn man nicht nachdenkt.

83. Der Spiegel.

Eine einfältige Frau, die in der Jugend schön war, wurde im Alter häßlich. Als sie das im Spiegel sah, ward sie unwillig, und schlug denselben in Stücken, kaufte einen andern, und that denselben eben so. Da sie nun keinen Spiegel fand, in welchem sie schöner

ward, rief sie: „Ach, vor Zeiten machten die Leute doch bessere Waare, als jetzt.“

Daraus lernt man, daß keiner glauben soll, die Welt werde schlechter, wenn er es selbst geworden.

84. Die beiden Blinden.

Es waren einmal in Rom zwei Blinde. Der eine derselben rief täglich in den Straßen der Stadt: „Dem ist geholfen, dem Gott hilft;“ der andere hingegen rief: „Dem ist geholfen, dem der Kaiser hilft.“ — Da sie dies täglich thaten, und der Kaiser es oft hörte, so ließ er ein Brot backen und es mit vielen Goldstücken füllen. Dieses mit Geld gefüllte Brot ließ er dem einen Blinden geben, (der sich auf des Kaisers Hülfe berief.) Da er das schwere Gewicht des Brotes fühlte, so verkaufte er es dem andern Blinden, als er ihm begegnete. Der Blinde, der das Brot gekauft, trug es nach Hause, und da er es gebrochen hatte und das Geld darin fand, so dankte er Gott und hörte von nun an auf zu betteln. Da aber der andere immer noch in der Stadt Brot bettelte, so rief ihn der Kaiser zu sich und fragte ihn; „Was hast du mit dem Brote gemacht, das ich dir gestern habe geben lassen?“ Er antwortete: „Ich habe es an meinen Freund verkauft, weil es mir teigig zu sein schien.“ Der Kaiser aber sagte: „In der That, wem Gott hilft, dem ist geholfen,“ und trieb den Blinden von sich. (Volksbl. von v. T.)

85. Die Schafschur.

Eine Mutter nahm ihr Töchterlein Ida mit hinaus, die Schafschur anzusehen. Da jammerte das Mägdlein sehr und sprach: „Ach, wie grausam die Menschen sind, die armen Thiere so zu quälen!“ — „Nicht doch,“ erwiderte die Mutter. „So hat es ja der liebe Gott verordnet, daß die Menschen sich damit bekleiden mögen, denn sie werden ja nackend geboren.“ — „Aber,“ sagte Ida, „nun müssen die armen Schäfchen doch frieren.“ — „O nein,“ versetzte die Mutter. „Er giebt dem Menschen das erwärmende Kleid, und sendet dem geschorenen Lamm die milden Sommerlüftchen.“ (Krummacher.)

86. Die kleine Wohlthäterin.

Es war ein kalter, strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Aeltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann ging sie hinaus zweimal des Tages auf den Hof und streuete die Krümchen hin. Und die Vöglein flogen herbei und pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte. Da belausch-

ten sie die Aeltern und freuten sich des lieblichen Anblicks und sprachen: „Warum thust du das, Minna?“

„Es ist ja Alles mit Schnee und Eis bedeckt,“ antwortete Minna, „daß die Thierchen Nichts finden können; nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren.“

Da sagte der Vater: „Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen.“

Die kleine Minna antwortete: „Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen?“

Der Vater aber blickte die Mutter an und sagte: „O du heilige Einfalt!“ (Krummacher.

87. Der gebildete Engländer und der rohe Amerikaner.

Ein Wilder in Amerika hatte sich auf der Jagd verirrt, und kam zu einem Engländer. Von Hunger geplagt, bat er ihn um ein Stück Brot, und da er ihm dies abschlug, um einen Trunk Bier oder Wasser. Aber er bekam auch dies nicht, und er mußte ohne Labsal weiter gehen.

Einige Monate nachher ging der Engländer auch auf die Jagd, und verirrte sich ebenfalls. Jetzt begegnete ihm derselbe Wilde, aber er kannte ihn nicht. Er bat ihn also, ihm den Weg nach Hause zu zeigen. Der Wilde erkannte den Engländer sogleich. Jetzt hatte er die beste Gelegenheit, sich an ihm zu rächen; aber er that es nicht, sondern er nahm ihn, da es zu spät war, nach Hause zu kommen, mit in seine Hütte, und bat ihn, die Nacht bei ihm zu bleiben.

Der Engländer ging mit. Nun setzte ihm der Wilde sogleich Wildpret und andere Speisen vor, und bereitete ihm ein Nachtlager, worauf der Engländer sanft schlief. Den andern Morgen begleitete der Wilde seinen Gast nach Hause.

Endlich fragte er ihn, ob er ihn nicht kenne. Der Engländer betrachtete ihn genauer, und — erkannte ihn, daß er eben derselbe war, dem er vor einiger Zeit Brot und Wasser abgeschlagen hatte. Man kann sich leicht denken, wie sehr er sich vor dem großmüthigen Wilden schämte. Ja, er bekannte nun selbst, daß er sich damals so schlecht betragen habe.

Der Wilde machte ihm aber weiter keine Vorwürfe deswegen, sondern wünschte ihm alles Gute und ging weg.

88. Gutmüthigkeit eines Grönländers.

Ein Grönländer fuhr einen europäischen Kaufmann in seinem Schlitten über das zugefrorne Meer, als plötzlich ein Sturm das

Eis zerstückelte. In einem solchen Falle lassen sonst die Grönländer ihren Schlitten im Stiche, und retten sich dadurch, daß sie von einem Stücke Eis auf das andere springen. Dies ist aber eine Kunst, die ein Fremder ihnen nicht nachzuthun vermag. Der Schlittenführer sagte also ganz kaltblütig zu dem Kaufmanne: „Höre, ich kann dich nicht retten, aber du hast Bleistift und Papier bei dir; nimm ein Blatt, und (indem er sich bückte) schreib hier auf meinem Rücken, daß du ertrunken wärest; deine Landsleute könnten sonst glauben, ich hätte dich todtgeschlagen."

Der Kaufmann hatte aber, wie sich denken läßt, weder Lust zu schreiben, noch zu ertrinken, und bat seinen Führer um Gottes willen, ihn nicht zu verlassen. „Nun meinethalben," erwiederte der Grönländer, „stirbst du, so kann ich auch sterben." Er blieb also bei ihm und rettete ihn glücklich.

89. Luther beim Tode seines Töchterleins.

Lehnchen, das liebe Töchterchen des frommen Mannes Luther, lag einstmals sehr krank darnieder. Das betrübte den Vater tief, und er betete, da er bei ihr am Bette saß: „Ich habe sie sehr lieb; aber, lieber Gott, weil es dein Wille ist, daß du sie hinwegnehmen willst, so mag ich sie auch gerne bei dir haben." Darnach wandte er sich zu seiner Tochter, und sagte zu ihr: „Lehnchen, mein Kind, du hast noch einen Vater in dem Himmel, zu dem wirst du gehen; du bleibest gern hier bei deinem Vater, und ziehest auch gern zu jenem Vater, nicht wahr?" Sie sprach: Ja, lieber Vater, wie Gott will! Da sagte der Vater: „Du, mein liebes Kind, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!" und wandte sich herum und weinte sehr; fuhr dann fort: „Ich habe sie ja sehr lieb, aber wir leben, oder wir sterben, so sind wir des Herrn." Als Lehnchen in den letzten Zügen lag und nun sterben wollte, fiel der Vater auf seine Kniee am Bette, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Indem kommt ihr Bruder, der damals an einem entfernten Orte in die Schule ging. Nach diesem hatte sie sehr verlangt, also, daß der Vater ihn hatte auf einem Wagen holen lassen. Wie sie ihren lieben Bruder sieht, entschläft sie in des Vaters Armen, einen Morgen um 9 Uhr, gleichsam als sagte sie:

Mit Fried' und Freud' in guter Ruh',
Fröhlich thu' ich mein' Augen zu,
Und leg' mich schlafen in mein Grab,
Weil ich den Bruder gesehen hab'. —

Die Mutter aber war auch in derselbigen Kammer, doch nicht an dem Bette, um ihrer Traurigkeit willen. Da sprach der Vater zu ihr: „Liebes Weib, bedenke doch, wo sie hinkommt; ihr ist ja wohl.

Aber freilich, Fleisch und Blut thut, wie seine Art ist; bei den Kindern ist's anders, die sterben ohne Schmerz und Reue, gleich wie sie entschlummern. Ich hätte sie auch gern behalten, denn ich habe sie ja sehr lieb, wenn mir sie unser Herr Gott hätte lassen wollen; doch geschehe sein Wille!"

Da das Kind nun in den Sarg gelegt ward, sahe er es an und sprach: „Du liebes Lehnchen, wie wohl ist dir geschehen! Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne."

90. Beten und Arbeiten.

Zu den Brüdern auf dem Berge Sinai, unter denen Silvanus Abt war, kam einst ein fremder Bruder. Da dieser sah, daß jene arbeiteten, sprach er zu ihnen: „Warum wirket ihr doch Speise, die vergänglich ist? Maria hat das gute Theil erwählet." Da sagte der Abt zu seinem Jünger Zacharias: „Gieb dem fremden Bruder ein Buch, und führe ihn dort in jene Zelle, daß er ungestört lesen könne." Und der Bruder saß und las. Da aber die Mittagsstunde kam, sah er fleißig auf den Weg hinaus, ob denn keiner käme, ihn zum Essen zu rufen. Und er harrte noch eine Stunde; dann aber ging er hinaus zu dem Abt und fragte ihn, ob denn die Brüder noch nicht äßen? Jener antwortete: „Es ist bereits geschehen." Da fragte ihn der Fremde, warum er denn nicht auch gerufen worden sei zum Essen? Silvanus antwortete: „Ich habe geglaubt, du wärest ein geistlicher Mensch, der wie Maria das beste Theil erwählt hat, und den ganzen Tag sitzet und lieset und der vergänglichen Speise nicht bedarf. Wir aber als fleischliche Leute bedürfen der vergänglichen Speise, darum arbeiten wir auch." Da erkannte der fremde Bruder sein Unrecht, und der Abt erquickte ihn und sagte: „Bedenke doch, mein Bruder! daß hier auf Erden keine Maria sein kann ohne Martha." (v. Schubert.)

91. Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von des Landmanns Tische fielen. Auch hielten die Kinder im Hause das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster und der kleine Gast flog in das nahe Wäldchen, baute sein Nest, und sang sein fröhliches Liedchen.

Der Winter aber kehrte wieder, und siehe! da kam das Roth-

kehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den kleinen Aeuglein zutraulich umher schauten, und die Kinder sagten: Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten. Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe. (Krummacher.)

92. Der Kuhhirt.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah, nach einem Kirschbaume, merkte er, daß einige reife Kirschen darauf saßen, die glänzten ihm röthlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Thier allein und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, als sie den Hirten nicht sah, ging davon und brach in den Garten und fraß Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüste, anderes zertrat sie mit ihren Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet; sprang von dem Baume auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und schlug es jämmerlich.

Da trat der Vater, der Alles gesehen hatte, zu dem Knaben, sah ihn ernst an und sprach: Wem gebührt solche Züchtigung? dir oder dem Thiere, das nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt, als das Thier, welches du leiten solltest? Und nun übest du so ein unbarmherziges Gericht und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde!

Da schämte sich der Knabe und erröthete vor dem Vater.

(Krummacher.)

93. Die heiligen Bilder.

Ein tapferer Ritter, Namens Hildebrandt, war von Bruno, einem andern Ritter, schwer gekränkt und beleidigt worden. Da entbrannte der Zorn in seinem Herzen, und er konnte den Tag nicht erwarten, blutige Rache an seinem Feinde zu nehmen. So brachte er schlaflos die Nacht zu. In der Dämmerung des Morgens gürtete er sein Schwert an die Seite, und begab sich auf den Weg zu seinem Widersacher.

Aber da es noch frühe war, trat er in eine Kapelle, dicht am Wege, setzte sich, und schauete die Bilder, welche an den Wänden hingen, von der Morgenröthe beleuchtet. Es waren aber der Bilder drei; das erste stellte vor den Heiland in dem Spottgewande vor Pilatus und Herodes, und darunter war geschrieben: „Er schalt nicht,

da er gescholten ward.“ Das zweite Bild stellte vor die Geißelung mit der Inschrift: „Er dräuete nicht, da er litt.“ Und das dritte war die Kreuzigung und führte die Worte: „Vater, vergieb ihnen!“

Als der Ritter dieses gesehen hatte, kniete er nieder und betete.

Als er nun aus der Kapelle trat, begegneten ihm Knechte von dem Ritter Bruno, und sprachen: Wir wollten zu euch. Unser Herr begehret euer; denn er lieget hart darnieder. Da ging er mit ihnen.

Als nun Hildebrand in den Saal trat, wo der Ritter lag, sprach Bruno: Ach, vergieb mir meine Unbill. Ich habe dich schwer beleidigt.

Da sagte der Andere mit freundlichen Worten: Mein Bruder, ich habe dir nichts zu vergeben in meinem Herzen. — Und sie reichten einander die Hände, umarmten und trösteten sich, und schieden in herzlicher Liebe. (Krummacher.)

94. Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum ersten Male. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und dem zarten Flaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und einen erhielt die Mutter.

Am Abende, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt?“

„Herrlich, lieber Vater,“ sagte der älteste. „Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam aufbewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen.“

„Brav!“ sagte der Vater, „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt!“

„Ich habe die meinige sogleich aufgegessen,“ rief der jüngste, „und den Stein weggeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde.“

„Nun,“ sagte der Vater, „du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.“

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß wie ein Nuß. Aber meinen Pfirsich habe ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann.“

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl,

aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!"

„Und du, Edmund?" fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meinen Pfirsich dem Sohne unsers Nachbarn, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte ihn nicht nehmen. Da habe ich ihm denselben auf das Bett gelegt und bin hinweg gegangen."

„Nun!" sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seinem Pfirsich gemacht?" Da riefen sie alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan!" Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge. (Krummacher.)

95. Undank ist der Welt Lohn.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmal in heißen Sommertagen in dem Strom baden, nebst andern muthwilligen Knaben, wagte sich aber zu weit in den Strom und wurde von demselben in eine gefährliche Tiefe geführt, in welcher er auch schon unterzusinken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber heftig anfingen zu schreien, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit großer Gefahr in das Wasser, erhaschte den schon Ertrinkenden bei den Haaren und brachte ihn also mit großer Mühe auf's Trockne. Anstatt aber, daß der undankbare Vogel die Wohlthat erkennen, und sich dafür hätte bedanken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warf mit Steinen nach ihm, daß er ihn gerauft hätte.

Also geht es auch treuen Predigern und Lehrern, welche man mehrentheils auch mit Undank und Scheltworten lohnet, wenn sie ihre Zuhörer aus den vielen gefährlichen Lastern heben und mit großer Mühe heraus reißen. — (Rabener.)

96. Das blinde Roß.

Vor langen, langen Jahren lebte in der alten Stadt Wineta ein reicher Kaufmann, der viele Schiffe zur See hatte, und viele Waaren kaufte und verkaufte. Alles in seinem Hause sah prächtig aus. Die Wände waren mit Tapeten beklebt, die Fußböden mit Teppichen belegt, und Herr und Frau gingen in lauter Sammet und Seide. Im Stalle standen vier Füchse für die Kutsche und ein Schimmel zum Reiten. Dieser Schimmel war das schnellste Pferd in Wineta, und Usedom (so hieß der Kaufmann) nannte ihn nur seinen lieben Spring-in-den-Wind.

Eines Tages ritt Usedom in den Wald, um zu sehen, ob seine Waaren noch nicht ankämen, die er erwartete. Plötzlich sprangen sechs Räuber auf ihn zu, und hätte nicht der Schimmel durch seine Blitzesschnelle den Herrn gerettet, nimmer würde er Wineta wieder-

gesehen haben; denn der eine Räuber hatte schon den Zaum des Pferdes ergriffen, und der andere hielt eine große Stange vor, über die aber der Schimmel wegsetzte.

Ueber und über war der Schimmel mit Schaum bedeckt, als er seinen Herrn nach Wineta zurückbrachte, und dieser nahm sich vor, ihn nie zu verstoßen, sondern ihm täglich drei große Metzen Hafer zu geben, bis er stürbe. Doch allmählig vergaß es Usedom, daß er dem Schimmel sein Leben verdankte, und gab ihm nur noch zwei kleine Metzen Hafer. Der Schimmel hatte sich an dem erwähnten Tage zu sehr erhitzt, war steif, lahm und endlich auch blind geworden. Sein Herr mochte nun nicht mehr auf ihm reiten, und kaufte sich ein anderes Pferd. Weil aber der Schimmel noch gar nicht alt war, so lebte er noch viele Jahre nach jenem Ritte. Da gab ihm der Herr zuletzt noch eine Metze Hafer des Tages, und da ihm auch dieses zu viel schien, und kein Mensch einen Pfennig für den Schimmel geben mochte, befahl er seinem Knechte, den Schimmel wegzujagen. Der nahm einen Stock, weil das Pferd nicht weichen wollte, und trieb es aus dem Stalle. Da blieb es sieben Stunden am Thore stehen mit niedergebeugtem Kopfe, und spitzte seine Ohren, wenn etwas im Hause sich regte. Die Nacht schlief es daselbst auf den harten Steinen, während es kalt war und schneiete. Endlich trieb der Hunger das Thier wegzugehen, aber weil es blind war, stieß es überall an. Mit seiner Nase roch es links und rechts, ob nicht ein Hälmchen Stroh da läge, doch es fand nur wenig.

Es war aber in selbiger Stadt ein Glockenhaus, das stand Nacht und Tag offen. Man hatte es gebaut, um Unrecht zu verhindern. Denn wenn Jemand meinte, es geschähe ihm Unrecht von einem Andern, so ging er hin in's Glockenhaus, faßte an den Glockenstrick, und läutete. Sogleich kamen die Richter der Stadt zusammen und richteten. Zufällig tappte auch der Schimmel in dies Glockenhaus hinein; und da er alles mit seinen Lippen berührte, und aus Hunger mit seinen Zähnen alles benagte, so fand er auch den Strick, faßte ihn mit den Zähnen und fing an zu läuten. Plötzlich kamen die Richter und sahen den Schimmel als Kläger. Da sie wohl wußten, wie große Dienste der Schimmel seinem Herrn gethan hatte, so ging ihnen die Sache zu Herzen. Sie ließen Usedom sogleich herrufen, der sich nicht wenig wunderte, als er seinen Schimmel an der Klageglocke sah. Er wollte sich über seine Hartherzigkeit rechtfertigen, allein die Richter fällten folgendes Urtheil:

„Die Klageglocke hat getönt,
Der Kläger stehet hier,
Durch nichts wird eure That beschönt,
Und so gebieten wir:

Daß ihr sogleich das treue Pferd
In euren Hausstall führt,
Und bis an's Ende pflegt und nährt,
Wie's euch als Christ gebührt!"

So mußte der Kaufmann den Schimmel wieder zu sich nehmen, es ward auch ein Mann gesetzt, der bisweilen nachsah, ob der Schimmel keine Noth litt. An dem Glockenhause bildete man aber in Stein zum Andenken die ganze Geschichte ab.

97. Der Knabe und die Datteln.

Ein Knabe aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt' er einen Dattelkern
In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu
Und sagte: „Datteln pflanzest du?
O, Kind, da mußt du lange warten,
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte!"
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein und rümpfte das Gesichte.
„Das Warten soll mich nicht verdrießen,
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen." (Pfeffel.)

98. Die Schatzgräber.

Hört, Kinder! sprach ein kranker Mann,
Der durch den Weinbau viel gewann:
In unserm Berge liegt ein Schatz;
Grabt nur darnach. — An welchem Platz?
So fragten Alle, sagt den Ort! —
„Grabt! grabt!" Er starb bei diesem Wort.

Kaum war der Greis zur Gruft gebracht,
So ward gegraben Tag und Nacht;
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durch's Sieb;

Zog Harken in die Läng' und Quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein es ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt. —

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jeder Weinstock dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun, Jahr ein, Jahr aus,
Des Schatzes immer mehr heraus. (Bürger.)

99. Der abgebrannte Bauer.

Bei einem starken Winterfrost und bei geringer schmaler Kost, behalf ein Bauer sich gar elend und gar jämmerlich. Dem ward von eines Bös'wichts Hand sein kleines Häuschen abgebrannt. Er lief hinaus. Die helle Gluth nahm überhand. Der Nachbarn Muth half ihm getreulich; doch zuletzt ward alles Löschen ausgesetzt, da bei stets wachsender Gefahr das Haus nicht mehr zu retten war. Der Bauer sah hierauf in Ruh' den schönen, hellen Flammen zu, trat näher und hub lächelnd an: „Kann ich nicht löschen, nun wohlan, so will ich, ohne mich zu härmen, mich an dem Feuer doch noch wärmen!" (Zachariä.)

100. Das Kind im Walde.

Wo willst du, Kindlein, hin im Wald?
Der Abend kommt, der Abend bald,
Und Nacht und stummes Schweigen.
Des Vaters Hütte, die ist fern,
Und nirgendwo ein klarer Stern,
Den Weg dir anzuzeigen.

„Kann doch nicht bleiben muß doch fort!
Der Vater sprach ein gutes Wort:
Wirst schon im Wald dich finden. —
Und Vater, der belügt mich nicht,
Wenn auch der liebe Gott sein Licht
Vom Himmel ließ verschwinden."

Die Füßlein sind so nackt und zart,
Und Waldes Weg ist rauh und hart;
Ach, Kindlein, laß dir rathen!
Du hast die Schühlein abgethan,

Bekleide dich und zieh' sie an,
Es möchte dir sonst schaden!

„Ach! Vater giebt so gern uns her,
Doch sagt er oft, es wird ihm schwer —
Uns nähren und uns kleiden.
Ich weiß es wohl, er will das nicht;
Doch wenn's mich auch ein wenig sticht,
So will ich's lieber leiden."

Der Abend ist so schwül und drückt,
Hast rothe Beerlein dir gepflückt
Wohl heut' an allen Orten.
Erquicke dich nun auch, mein Kind,
Und iß davon! Die Aeug'lein sind
Dir trüb' und matt geworden.

„Die Beeren alle sind nicht mein;
Zu Hause muß die Schwester klein
Das Brüderchen stets wiegen;
Da kann sie nicht zum Wald hinaus,
D'rum bring' ich Beeren ihr nach Haus
Und will sie nicht betrügen."

Iß immer aus dem Hütchen voll,
Iß immer, Kind! dir ist nicht wohl;
Es brennt dir Stirn und Wange,
Wenn nun ein böser Mensch dir käm'
Und dir die Beerlein alle nähm',
Sag', wird dir da nicht bange?

„O nein! das thu'n die Menschen nicht! —
Auch sind die Engel eingericht't,
Die Kinder zu bewahren;
Die sind den Kindern immer nah,
Und steh'n mit weißen Flügeln da,
Und schützen vor Gefahren."

Ja Kindlein lieb, ja Kindlein rein,
Wie du gesagt, wird's immer sein!
Du wirst sie nicht vermissen.
Wo Engel nur bei Blumen steh'n,
Da bleiben sie, bis sie vergeh'n,
Sanft unter ihren Küssen.

„Kind, was der Mensch voll Sehnsucht will,
Das blüht in deinem Herzen still,
Und Niemand kann dir's rauben.
Und was so Vielen noch gebricht,
Das hast du schon, und weißt es nicht:
Gehorsam, Lieb' und Glauben. (Ch. Schmidt.)

101. Das Almosen.

Als einst durch Sachsens reiche Fluren
Herr Luther und Herr Jonas fuhren,
Hing sich ein lumpiger Bettelmann
An ihren geistlichen Wagen an,
Und keuchend folgt er dem raschen Trabe,
Bittet die Herren um eine Gabe.

Herr Luther fuhr schnell in seine Taschen,
Und wie er's eben mocht' erhaschen,
Warf er zwei Groschen wohlgemuth
Dem armen Schelmen in den Hut.
Herr Jonas bracht's nicht so schnell zuwege;
Erst prüft er gar strenge das Gepräge,
Und erst nach langem Dreh'n und Wenden
Entglitt der Dreier seinen Händen.

Und weiter rollet der geistliche Wagen.
„Wer weiß," hub Jonas an zu sagen,
„Wo Gott die Gabe wird vergelten,
Sei's hier nicht, doch in bessern Welten." —
Da lacht der Luther frei ihm in's Gesicht,
Und strafet frisch ihn von der Leber:
„Herr Doctor! wißt ihr denn noch nicht,
Daß Gott nur liebt den frohen Geber;
Und wer nur leihet auf Gewinn,
Hat wahrlich seinen Lohn dahin."

Es röthen sich Herrn Jonas Wangen,
Die Sonn' ist eben untergegangen,
Und ließ von ihrem Strahlenblick
Die letzte Segensspur zurück.

102. Die Theilung.

Ein reicher Vater war gestorben. Drei Söhne hatten, was sein Fleiß erworben, sich gleich getheilt. Nach kurzer Zeit kam Krieg in's Land. Da sah man weit und breit Brandstätten, Blutgefilde, Wü-

steneien. Zwei Brüder von den Dreien verloren durch der Feinde Wuth in wenig Jahren Hab' und Gut. Der Dritte hörte dies und sprach: „Ich will den Segen, den ich, seit unser Vater starb, durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb, zu dem geerbten Drittheil legen. Ihr solltet beide elend sein? Ihr, meine Brüder? Ich allein der Glückliche? — Verarmte Brüder! Kommt, theilt von Neuem!“ — Und sie theilten wieder. (Götz.)

103. Eintracht.

Ein Vater schied von seinen Söhnen;
Doch eh' er schied, sucht er durch ein Symbol
Zur Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen.
„Ich scheide,“ sprach er, „Söhne lebet wohl!
Jedoch zuvor zerbrecht mir diese Pfeile,
Gebunden, wie sie sind.“ In größter Eile
Will Jeder den Befehl vollzieh'n,
Jedoch umsonst ist ihr Bemüh'n.
Der Vater löst hierauf das Band,
Giebt Jedem einen Pfeil besonders in die Hand:
„Zerbrecht mir den,“ spricht er mit trüben Blicken,
Und schnell war jeder Pfeil in Stücken.
„Merkt, Söhne,“ rief er, „am zerbrochenem Geschoß,
Die Eintracht nur macht stark und groß,
Die Zwietracht stürzet Alles nieder.
Lebt wohl! und liebt euch stets als Brüder.“ (Pfeffel.)

104. Der Junker und der Bauer.

Ein Bauer trat mit einer Klage
Vor Junker Alexandern hin:
Vernehmt, Herr, daß ich heut' am Tage
Recht übel angekommen bin:
Mein Hund hat eure Kuh gebissen.
Wer wird den Schaden tragen müssen?
Schelm! das sollst du, fuhr hier der Junker auf;
Für dreißig Thaler war mir nicht die Kuh zum Kauf.
Die sollst du diesen Augenblick erlegen.
Das sei hiermit erkannt von Rechtes wegen.

Ach, mein gestrenger Herr, ich bitte, hört,
Rief ihm der Bauer wieder zu,
Ich hab' es in der Angst verkehrt;
Nein! Euer Hund biß meine Kuh.
Und wie hieß nun das Urtheil Alexanders?
Ja, Bauer! das ist ganz was anders. (Richey.)

105. Till.

Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal,
So oft, als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein, wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fing Einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe,
So denk' ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir dann der Scherz,
Allein, wenn ich bergan wärts gehe,
So denk' ich an das Thal, das folgt, und fass' ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freu'n,
Im Unglück nicht unmäßig kränken,
So lerne klug wie Eulenspiegel sein,
Im Umglück gern an's Glück, im Glück an's Unglück denken.

(Gellert.)

106. Herr Michel.

Michel ward des alten Pächter Mertens Knecht;
Doch nach wenig Wochen fand er nichts mehr recht;
Kuchen mager, Butter alt,
Bette hart, und Stube kalt.

Wenn die Erbsenschüssel auf dem Tisch erschien,
Tunk't er seinen Löffel umgewendet drinn;
Und dann sprach er spöttiglich:
„Klebst du dran, so ess' ich dich!"

Bald des Dienens müde, sann er hoch umher,
Nahm ein Weib und dachte: Ha! nun bin ich Herr.
Doch so mancher Jugendtraum
Ist gar oft nur bunter Schaum.

Ach das eig'ne Tischchen deckt sich nicht so leicht,
Wie's am fremden Heerde manchem Michel däucht;
Auch der uns're fand um's Jahr
Diesen Spruch nur gar zu wahr.

Sehnte sich mit Schmerzen, aber ach! zu spät
Nach der Erbsenschüssel und dem harten Bett'.

Immer größer ward die Noth
Und die Sorg' ums trock'ne Brot.

Nun zum alten Wirthe tritt er flehend ein,
Einen halben Scheffel Erbsen ihm zu leih'n.
Jener schweigt und führet ihn
Nach der Vorrathskammer hin.

Hier am Erbsenhaufen steh'n sie still und stumm,
Merten, vor dem Scheffel, kehrt die Schaufel um,
Stößt sie ein, und spricht für sich:
„Klebst du d'ran, so mess' ich dich!"

Michel weint. — Der Alte sieht's und spricht mit Ernst:
„Wohl dir, wenn du weinen und dich bessern lernst!
Nimm die Erbsen zum Geschenk,
Und sei meiner eingedenk!"

Dächten alle jungen Brüder Michels doch
An den Erbsenhaufen und den Doppelspruch:
Klebst du d'ran, so ess' ich dich!
Klebst du d'ran, so mess' ich dich! (Harries.)

107. Der fromme Knecht.

Ein frommer Knecht zu dieser Frist
Ein Wunderthier auf Erden ist.
Er fürchtet Gott und glaubet frei,
Daß er im Dienst des Höchsten sei,
Und von demselben auf der Erde
Auch seinen Lohn empfangen werde.
Deßhalb hat er vor Gott stets Scheu,
Ist seinem lieben Herrn getreu,
Und lebt, so lang er hier muß wallen,
Zum Nutzen ihm und Wohlgefallen.

Er thut die Arbeit ohn Geheiß
Mit Ernst und einem solchen Fleiß,
Als ob die Sachen seines Herrn
In allen Punkten seine wär'n.
Zum Fleiße treibt an jedem Ort
Er auch die andern Knechte fort,
Und giebt der Herrschaft gleich Bericht,
Wo Schad' und Unrecht ihr geschicht.

Er saufet sich auch niemals voll,
Bedenket seine Worte wohl;

Man hört nie, daß er schilt und flucht,
Denn er hält stets auf Ehr' und Zucht.
Dazu ist er auch fein verschwiegen
Und mag die Herrschaft nie belügen.
Er nimmt vorlieb mit Speis' und Trank,
Empfängt den Lohn mit warmem Dank.

Ein solcher Knecht und frommer Held,
Der seine Arbeit wohl bestellt
Und auf den Herrn wohl Achtung giebt,
Wird allenthalben sehr geliebt.
Ein Jeder ist ihm wohlgeneigt,
Ihm Förd'rung, Gunst und Ehr' erzeigt
Mit Worten, Werken und mit Gaben,
So daß er nie darf Mangel haben.

(Ringwald.)

108. Die fromme Magd.

Die fromme Magd vom rechten Stand
Geht ihrer Frauen fein zur Hand,
Hält Schüssel, Tisch und Teller weiß
Zu ihrem und der Frauen Preis.

Sie trägt und bringt nicht neue Mähr',
Geht still in ihrer Arbeit her,
Ist treu und eines frohen Muth's
Und thut den Kindern alles Gut's.

Sie ist stets munter, hurtig, frisch,
Vollbringet ihr Geschäfte risch,
Und hält's der Frauen wohl zu gut,
Wenn sie um Schaden reden thut.

Sie hat dazu fein die Geberd',
Hält alles sauber an den Heerd,
Verwahrt das Feuer und das Licht,
Und schlummert in der Kirche nicht.

(Ringwald.)

109. Die Gutthat.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten sein!
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreu'n!

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Gold's durch Erbschaft zu;

„Nun,“ rief sie, „hab' ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu'.“

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein kranker Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte tief des Dürft'gen Noth,
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück — verschimmelt Brot.

(Gellert.)

110. Gottesdienst.

Sieh' keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn
Ohn' einen Blick zum Himmel aufzuthun;
Und, ohn' zuvor anbetend sich zum Staube
Geneigt zu haben, pickt kein Korn die Taube.
Was sie bewußtlos thun, thu' du bewußt,
Daß du vor ihnen dich nicht schämen mußt.

(Rückert.)

111. Lohn der Bescheidenheit.

Ein reicher Mann thät in seinem Garten
Mit eig'ner Hand der Blumen warten;
Und wie er dort bei seinen Beeten stand,
Er ein schon längst verlor'nes Goldstück wieder fand.
Was soll es ihm? — Er ist ein Freund von Schwänken —
Will's einem seiner vielen Diener schenken;
Doch macht er sich ein Späßchen noch dabei:
Wollt seh'n doch, wer der Beste unter ihnen sei.
Darum versammelt um sich her er Alle,
Vom Kammerdiener bis zum Knecht vom Stalle.
Derjenige von ihnen soll es ha'n,
Der ihm die besten Dienste schon gethan.
Das Goldstück lockt, — beredt sind Aller Zungen,
Und bald hat Jeder sich ein Loblied selbst gesungen;
Nur Steffen noch allein, der alte Kutscher, schweigt,
Bis endlich Blick und Wort des Herrn sich zu ihm neigt:
„Nun Steffen, hast denn du mir gar nichts vorzubringen?
Kannst du zu eignem Lob nicht auch ein Liedchen singen?“
— „Nein Herr, wie kann ich das?“ — der alte Steffen spricht,
„Was ich bis jetzt gethan, das war auch meine Pflicht;
Dafür bekomme ich seit zwanzig Jahren schon,

Wie es sich wohl gebührt, von Ihnen Brot und Lohn,
Und oft genug auch noch, bei meiner Treu
Manch' schönen Thaler nebenbei." —
Die Rede freut den Herrn gar sehr,
Blickt lächelnd in dem Kreis' umher
Und that, das Goldstück in den Händen,
Sich schalkhaft zu den Andern wenden:
„Die Dienste, die ihr Alle mir gethan,
Ich mit dem einen Goldstück nicht belohnen kann;
Zu wenig ist's, dem Steffen will ich's geben
Und euch der Müh' des Dankens überheben.
Ihr müßt nun schon so lange warten,
Bis ich dereinst in meinem Garten
So viel des Goldes treffe an,
Daß ich euch würdig lohnen kann."

112. Graf Eberhard im Bart.

Zu Aachen saßen die Fürsten beim Mahle froh geschaart, und rühmten ihre Lande ein jeder nach seiner Art; der Markgraf seine Quellen, der Pfalzgraf seinen Wein, der Böhme seine Gruben mit Gold und Edelgestein.

Graf Eberhard saß schweigend. „Nun, Würtemberg, sagt an, was man von eurem Lande wohl Köstliches sagen kann?" „Von köstlichen Brunnen und Weinen — Graf Eberhard begann — „von Gold und Edelsteinen ich nicht viel rühmen kann.

Doch war ich einst verirret, im dicksten Wald allein, und unterm Sternenhimmel schlief ich ermattet ein. Da war es mir im Traume, als ob ich gestorben wär'; es brannten die Trauerlampen in der Todtengruft umher.

Und Männer standen und Frauen tief trauernd um meine Bahr', und weinten stille Thränen, daß ich gestorben war. Da fiel auf's Herz mir nieder ein Tropfen heiß und groß — und ich erwacht' — und ruh'te in eines Bauern Schooß.

Vom Holzhau wollt' er gehen spät Abends heimathwärts, und mein Nachtlager wurde ein würtembergisch Herz." — Die Fürsten saßen und horchten verwundert des Grafen Mähr', und ließen höchlich leben des Würtembergers Ehr'. (W. Zimmermann.)

113. Die beiden Bauern.

Zwei Bauern, Hein und Kilian,
Die nachbarlich auf einen Jahrmarkt stiegen,
Durchstrichen einen Wald. Hein ging voran.
Jetzt sah er einen Sack mit Geld im Grase liegen;

Er rafft ihn gierig auf und steckt ihn lächelnd ein.
„Das war ein schöner Fund, Herr Vetter Hein!“
Sprach Kilian, „der hilft uns auf die Beine.“ —
„Uns sagt ihr? Wie versteht ihr das?
Das rechte Wort ist: euch!“ — „Je nun, ich meine,
Die Hälfte sei für mich.“ — „Ei Spaß!
Der Fisch ist mein, ich hab' ihn ja gefangen!“
Rief Hein. Der Vetter ließ die Flügel hangen
Und schlich so stumm, als wär' er selbst ein Fisch,
Dem reichen Manne nach, als schnell aus dem Gebüsch
Ein Paar verweg'ne Räuber sprangen.
Hein zitterte vor Furcht: „Was fangen wir nun an?
Wir sind verloren!“ — „Wir?“ sprach Kilian.
„Ihr irrt euch, lieber Spießgeselle!
Das recht. Wort ist ihr!“ Husch! flog er in's Gehölz.
Hein konnte gar nicht von der Stelle;
Die Räuber fielen ihm mit Säbeln auf den Pelz.
Geld oder Blut! hieß es. In Todesangst versenket,
Gab er den Schatz und obenein sein Kleid.
Wer, wenn das Glück ihm lacht, an sich nur denket,
Hat keinen Freund in Widerwärtigkeit. (Pfeffel.)

114. Belsatzar.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stiller Ruh lag Babylon.
Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß,
Dort oben, in dem Königssaal,
Belsatzar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.
Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.
Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort;
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.
Und er brüstet sich frech, und lästert wild;
Die Knechtenschaar ihm Beifall brüllt.
Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.
Und der König ergriff mit Frevlerhand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.
Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!
Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.
Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand;
Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.
Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und todtenblaß.

Die Knechtenschaar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut,
Die Magier kamen, doch keiner verstand,
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.
Belsatzar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

115. Der Löwe zu Florenz.

„Der Löw' ist los! der Löw' ist frei!
Die eh'rnen Bande sprengt' er entzwei!
Zurück, daß ihr den vergeblichen Muth
Nicht schrecklich büßet mit eurem Blut!"

Und Jeder suchte mit scheuer Eil'
Im Innern des Hauses Schutz und Heil;
Auf Markt und Straßen, rund umher,
Ward's plötzlich still und menschenleer.

Ein Kindlein nur, sein unbewußt,
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglichen Mutter Hand,
Saß auf dem Markt' am Brunnenrand.

Wohl Viele sah'n von oben herab,
Sie schauten geöffnet des Kindleins Grab;

Sie rangen die Hände und weinten sehr,
Und blickten, zagend, nach Hülf' umher.

Doch Keiner wagt das eigene Leben
Um des fremden willen dahin zu geben.
Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
Das Verderben, das Jedermann meiden will.

Und schon mit der rollenden Augen Gluth,
Erlechzt der Löwe des Kindleins Blut;
Ja, schon erhebt er die grimmigen Klau'n,
O, qualvoll, herzzerreißend zu schau'n.

So rettet nichts das zarte Leben,
Dem gräßlichen Tode dahingegeben? —
Da plötzlich stürzet aus einem Hauſ'
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

„Um Gottes Willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weih'n?
Unglückliche Mutter! Zurück den Schritt!
Du kannst nicht retten, du stirbest mit."

Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
Und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.

Der Löwe stutzet, und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.
Da erkannte, gerührt, so Jung, wie Alt,
Des Mutterherzens Allgewalt,

Und des Löwen großmüthigen Sinn zugleich;
Doch manche Mutter, vom Schrecken bleich,
Sprach still: „um des eigenen Kindes Leben
Hätt' ich auch meines dahingegeben!"

116. Mutter und Kind auf dem Jahrmarkt.

Kind. O, sieh doch, Mutter, den schönen Schrein, mit Gold verziert und Elfenbein, von köstlichem Holze, so glatt und nett! Ach, wer doch so ein Kästchen hätt'!

Mutter. Von reichem Geräthe kein Glück uns kommt. Was ist es, das endlich den Menschen frommt? Von allen Bäumen, der Wälder Stolz, nur wenig Bretter von schlechtem Holz; d'raus zimmert der Tod uns den letzten Schrein, und schließt die vergänglichen Wünsche ein.

K. Ach, Mutter, die schönen Gewänder schau! eins rosenroth, eines himmelblau! Wer solche Kleider tragen könnt', dem wär' wohl ein schönes Glück vergönnt!

M. Das Glück wohnt tief in des Herzens Grund, den Leib umflattern die Kleider bunt; Nichts haben Gewand und Seele gemein, d'rum können Gewänder kein Glück verleih'n.

K. In jenem Gewölbe schimmert es fein von Perlen und köstlichem Edelstein; solch' Halsgeschmeide zur Festtagszier, das wünscht ich vor allen Dingen mir!

M. Mein Kindlein, kennst du die Sage noch nicht, die uns vom Ursprung der Perle spricht? Der Unschuld Thränen, auf Erden geweint, die sind zu Perlen und Demant versteint; und der Rubinen funkelnde Gluth entstand aus schmählich vergossenem Blut. Es birgt die Fabel wohl tiefen Sinn, d'rum wünsche dir nimmer Perl' und Rubin.

K. Sieh' dorthin, Mutter, den schönen Pokal, die zierlichen Becher von hellem Krystall; wär einer der niedlichen Becher mein, dann schmeckte Wässer besser als Wein!

M. Ein Wassertrunk aus geringem Thon ist Himmelsgabe dem Durstigen schon. Am Kreuze schmachtete sterbend der Herr, er wollte trinken, ihn durstete sehr; die Mörder reichten den Schwamm ihm hin mit bitterem Wermuth und Essig d'rin. — Wer lebt auf Erden, der Solches hört, und noch eines reichen Bechers begehrt?

K. Was aber, Mutter, kaufst du mir wohl? Von schönen Dingen ist Alles voll; es glänzt und winket mir nah und fern, und Etwas hätt' ich doch gar zu gern!

M. Das Büchlein hier in dem schwarzen Band, das Testament unsers Herrn genannt; es ist sein Leben und Wandel d'rin, sein hoher Geist und sein Kindessinn; seine Demuth und seine Gnadenhuld, wodurch wir haben Vergebung der Schuld; seine treue Liebe bis in den Tod, wodurch er uns versöhnet mit Gott; sein Friede, der in's ewige Leben quillt, und alles Sehnen des Herzens stillt; und seiner Lehre himmlisches Licht, das hell und tröstend durch Wolken bricht, und wundersam glänzt im ewigen Wort in unvergänglicher Klarheit fort. — D'rum halte dich an dem Büchlein fest, ob alles Andre dich verläßt! Wie einst nach Bethleh'm ein leuchtender Stern die Weisen geleitet zur Wiege des Herrn, so führet es sicher durch Nacht und Zeit die gläubige Seele zur Ewigkeit.

117. Das Buch ohne Buchstaben.

Vor seiner Thür ein Bäu'rlein saß,
In einem kleinen Büchlein las; —
Die liebe Einfalt war der Greis,
Sein Haar und Bart war silberweiß,

Doch röthlich noch sein Wangenpaar,
Benetzt mit Thränlein hell und klar.

Schmelfungus auch des Wegs herkam,
Und wahr des armen Bäu'rleins nahm. —
Der dicke Herr, gar hochgelehrt,
Das Bäu'rlein mit dem Gruß beehrt:
„Was machst du, alter Narre, da?
Du kannst ja nicht einmal das A."

„Herr Doktor, in dem Büchlein steht
Nicht A noch Z, wie ihr da seht;
Leer sind die Blättlein allzumal,
Nur ihrer sechse an der Zahl.
Die Farben sind auch sechserlei —
Merkt, was mir die Bedeutung sei!"

„Das erste Blatt ist himmelblau,
Und sagt: Mensch, oft nach oben schau!
Das andere, wie Rosen roth,
Mahnt an des Heilands Blut und Tod;
Das dritte, wie die Lilien weiß
Spricht: Rein zu leben dich befleiß!"

„Das vierte Blatt, so schwarz wie Ruß,
Lehrt, daß ich auf die Bahre muß;
Des fünften feuerfarb'ner Schein
Erinnert an der Höllen Pein;
Das sechste Blatt, von Golde ganz,
Mahnt an des Himmels Pracht und Glanz."

„Bedenk' ich, was das Büchlein spricht,
Mein Aug' sich netzt, das Herz mir bricht.
Was ich nur brauch', mein Büchlein lehrt,
D'rum halt' ich's tausendmal mehr werth,
Als eure Elephanten all'
In eurem großen Bücherstall."

Still gehet der gelehrte Mann;
„Hm! denket er, es ist was d'ran!
Wer wenig thut, weiß er gleich viel,
Der kommet nimmermehr zum Ziel;
Wer wenig weiß, es aber thut,
Ist eben weise, froh und gut." [(Ch. Schmidt.)

118. Die Treue.

Ein heidnischer König ließ einen frommen Bischof vor sich führen, und verlangte, daß er seinen Glauben verleugnen, und den Götzen opfern sollte. Der Bischof aber sprach: Mein Herr und König, das thue ich nicht.

Da ward der König sehr entrüstet und sprach: Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt steht, und ich dich tödten kann? Ein Wink und es geschieht.

Das weiß ich, antwortete der Bischof, aber gestatte mir zuvor, daß ich dir ein Gleichniß vorlege, und eine Frage zur Entscheidung. Gesetzt, einer deiner treuesten Diener fiele in die Gewalt deiner Feinde, und sie suchten ihn zur Untreue gegen dich zu bewegen, damit er ein Verräther an dir würde. Aber als dein Diener unverrückt beharrte in seiner Treue, nahmen ihn die Feinde, zogen ihm alle seine Kleider aus, und jagten ihn nackend mit Spott von dannen. Sage, mein König, wirst du, wenn er also zu dir kommt, ihm nicht von deinen besten Kleidern geben, und ihm die Schande mit Ehre vergelten?

Da antwortete der König und sprach: Nun wohl! aber was soll dieses, und wo ist dieses geschehen?

Da sprach der fromme Bischof: Siehe, du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Gewande. — Aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden. — Sollte ich denn des Kleides achten und die Treue dafür hingeben? —

Da sprach der heidnische König: Gehe, ich schenke dir dein Leben.

(Krummacher.)

119. Das Bäumchen.

Ein Vater reisete über das Meer in ein fernes Land. Ehe er aber von dannen zog, berief er alle seine Kinder zusammen. Er selbst aber trug ein Bäumchen in seiner Hand, und sie pflanzten es gemeinschaftlich. Da sprach der Vater: Wenn ihr dieses Bäumchen ansehet, so gedenkt eures Vaters in der Ferne. Ehe es dreimal blühet, hoff' ich wieder bei euch zu sein, so Gott will. — Also sprach er, und zog von dannen, und das Bäumchen blühete schön und lieblich das erste Jahr.

Aber als nun der Vater über das Meer fuhr, da erhob sich ein gewaltiger Sturm, und das Schiff scheiterte an den Felsen, und der Vater ward in den Wellen begraben.

Da weinten und trauerten die Kinder viele Monden lang, und vor Allem, wenn das Bäumchen Knospen gewann und blühete, standen sie umher und weineten.

Da trat ein kluger Mann, ein Freund des Verstorbenen, zu

den Kindern und sprach: Sehet, das Bäumchen hat seine Bedeutung verloren, und ist euch zum Schmerz geworden, darum lasset mich es fortnehmen und anders wohin pflanzen, daß sein Anblick euch nicht ferner betrübe!

Da antworteten die Kinder alle einmüthiglich und sprachen: Ach nein, laß uns das Bäumchen! Blühet uns auch nicht Freude auf ihm, sondern Thränen und Schmerz — so sind es ja Thränen der Liebe und Schmerzen kindlicher Sehnsucht. Ach nein, nimm uns das Bäumchen nicht! (Krummacher.)

120. Die Schönheit der Natur.

Freuet euch der schönen Erde, denn sie ist wohl werth der Freud', o was hat für Herrlichkeiten unser Gott da ausgestreut! — Und doch ist sie seiner Füße reich geschmückter Schemel nur, ist nur eine schön begabte wunderreiche Kreatur.

Freuet euch an Mond und Sonne und den Sternen allzumal, wie sie wandeln, wie sie leuchten über unserm Erdenthal; — und doch sind sie nur Geschöpfe von des lieben Gottes Hand, ausgestreut auf seines Thrones weites glänzendes Gewand.

Wenn am Schemel seiner Füße und am Thron schon solcher Schein, o, was muß an seinem Herzen erst für Glanz und Wonne sein! — Darum laßt uns nicht blos freuen alles dessen, was er schuf; — unser Herz woll'n wir ihm weihen, folgen seinem Gnadenruf!

(Spitta.)

121. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich Alles, Alles wenden. (Uhland.)

122. Peter Romming, der Thierquäler.

Peter Romming, der Sohn eines wohlhabenden Bauern, war durch die Schuld seiner Aeltern schon in früher Jugend so verwildert,

daß es seine Freude war, Thiere zu quälen. Jeden Sperling, den er fangen konnte, marterte er langsam zu Tode, jedem Käfer, den er fand, riß er die Flügel aus, Würmer, Schmetterlinge, Fliegen, Frösche zerhackte er, um sich an ihren Schmerzen zu weiden. Katzen und kleinen Hunden schnitt er Schwanz und Ohren, ja oft 2 Beine ab, oder begoß sie mit siedendem Wasser und ihr Geheul war seine Lust. Alle Vogelnester zerstörte er, und quälte die Jungen zu Tode. Konnte er die Alten fangen, so rupfte und spießte er sie lebendig und freute sich, wenn sie erbärmlich zappelten. Dies trieb er bis in sein dreißigstes Jahr; da verdingte er sich bei einem Bierbrauer. Eines Tages fiel sein Hut in eine Küfe, in welcher gerade das Bier siedete. Er wollte ihn wieder heraus holen, bekam aber das Uebergewicht und stürzte selbst hinein. Zum Glück hatte er mit den Händen noch den Rand der Küfe ergriffen und konnte um Hülfe schreien. Man zog ihn heraus, aber seine Füße waren im siedenden Biere ganz verbrannt. Lange lag er unter unbeschreiblichen Schmerzen. Er brüllte vor Qualen, und durch schreckliche Flüche suchte er sich sein Elend zu erleichtern. Nach einiger Zeit hörte er jedoch auf zu fluchen, wurde in sich gekehrt und bat um einen Geistlichen, dem er mit verzweifelnder Reue bekannte: „ich habe Sünden begangen, die nie wieder gut gemacht werden können! Gott straft mich deshalb auf's Schrecklichste! Viele tausend Thiere habe ich erbarmungslos zu Tode gemartert; darum muß ich nun auf gleiche Weise fühlen, welch ein Bösewicht ich war! Wie kann ich noch Trost finden? Wäre ich ein Dieb, ein Mordbrenner, vielleicht könnte ich den verursachten Schaden wieder ersetzen; aber nie kann ich den viel tausend ermordeten Thieren das Leben zurückgeben, die nichts als dieses hatten und ihres Daseins sich freuten! Wie kann Gott mir barmherzig sein, da ich gegen seine Geschöpfe so unbarmherzig war! Sein Zorn hat mich erreicht, und wann wird sich sein Strafgericht hier und in der Ewigkeit enden?“ — Beide Beine mußten ihm bis zum Knie abgenommen werden — er dachte dabei an die vielen grausamen Verstümmelungen, die er mit lachendem Munde vollbracht hatte, aber seine Furcht vor der Ewigkeit war so groß, daß er selbst seine Beine den Messern des Arztes hinhielt und während des Abnehmens nicht über seine großen Schmerzen, sondern nur über seine Sünden schrie. Da tröstete ihn der Geistliche, der ihn oft besuchte, durch den Trost des Evangeliums, und forderte ihn auf, rechtschaffene Früchte der Buße zu thun, auch, so er noch länger leben sollte, Andere von einem ähnlichen Sündenleben abzuhalten. Der Unglückliche wurde wieder hergestellt und lebte noch 25 Jahre. Wo er Gelegenheit fand, erzählte er aufrichtig sein Verbrechen und Gottes Strafe und ermahnte besonders Knaben durch sein Beispiel vor gleichen Vergehungen sich zurückschrecken zu lassen.

123. Die Stimme des Gewissens.

Ein reicher Mann, Namens Pohl, der mehrere Häuser besaß, befahl seinen Dienern, aus einem derselben eine arme Wittwe sammt ihren Kindern zu vertreiben, weil sie die jährliche Miethe nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener nun kamen, sprach die Wittwe; „Ach, verziehet ein wenig!“ „vielleicht, daß euer Herr sich unser erbarme, ich will zu ihm gehen und ihn bitten.“

Darauf ging die Frau mit vier Kindern zu dem reichen Manne, das eine aber blieb zu Hause, denn es war sehr krank. Alle flehten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen, und selbst das kleinste rief: „bitte, bitte!“ — Pohl aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, daß ihr eure Schuld sogleich bezahlet.“ Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, die Pflege des kranken Kindes hat all' meinen Verdienst verzehrt und meine Arbeit gehindert.“ Und die Kinder flehten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen. Aber Pohl wendete sich weg von ihnen und ging in sein Gartenhaus, und legte sich auf das Polster zu ruhen, wie er pflegte. Es war aber ein schwüler Tag und dicht am Gartensaale floß ein Strom, der verbreitete Kühlung, und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte. Da hörte Pohl das Gelispel des Schilfs am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Wittwe, und er ward unruhig auf seinem Polster. Darnach horchte er auf das Rauschen des Stromes, und es däuchte ihm, als ruh'te er an dem Gestade eines öden, großen Meeres, und er wälzte sich auf seinem Pfühle. — Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähme er die Stimme des göttlichen Gerichts.

Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause und gebot seinen Knechten, die arme Wittwe wieder in's Haus zurück zu führen. Aber sie war sammt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgend zu finden. Unterdeß zog das Gewitter herauf und es donnerte und fiel ein gewaltiger Regen. Pohl aber war voll Unmuth und hatte keine Ruhe, wo er auch ging und wo er auch saß. Am andern Tage vernahm er, das kranke Kind sei im Walde gestorben, und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten sammt dem Saale und Polster zuwider, und er genoß nicht mehr die Kühlung des rauschenden Stromes. Bald darnach fiel er in eine Krankheit, und in der Hitze des Fiebers vernahm er immer des Schilfes Gelispel, und den rauschenden Strom, und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er. (Krummacher.)

124. Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn;
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.
Er hat ihn erstochen im dunklen Hain,
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.
Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herrn Roß sich geschwungen frank.
Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.
Und als er die gold'nen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.
Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt. (Uhland.)

125. Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers.

Das Morgenroth aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen.

Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach! es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!" Also seufzte die Mutter: denn es war eine Theurung im Lande.

Der Vater aber lächelte und sprach: „Siehe! liege[illegible] nicht, und schlummern alle sieben? Und haben rothe Wangen allzu[illegible]nd es fließt auch von Neuem das Morgenroth über sie her, daß [illegible] schöner erscheinen, und wie sieben blühende Röslein. — Mutter, zeiget uns ja, daß Er, der das Morgenroth machet und den Sa[illegible] sendet, getreu ist und ohne Wandel."

Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viel waren, und sie weinte.

Der Vater aber antwortete und sprach: „Mutter, was weinest du? Haben sie doch alle sieben die muntern und runden Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängstigen? Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu Dem haben, der mehr vermag, als wir verstehen? — Siehe! seine Sonne kommt! Wohlan! laß uns auch unsern Tagelauf, wie sie, mit fröhlichem Antlitz beginnen."

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten sammt den Kindlein.

Denn der Glaube erhebet den Muth, und die Liebe gewähret Stärke.

(Krummacher.)

126. Gottes Haus.

Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh' dort den blauen Himmel an,
Wie fest er steht so lange Zeit,
Sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
Daß ihn kein Mensch erfassen kann;
Und sieh' der Sterne gold'nen Schein
Gleich als viel tausend Fensterlein:
Das ist des lieben Gottes Haus,
Da wohnt er drin, und schaut heraus,
Und schaut mit Vateraugen nieder
Auf dich und alle deine Brüder.

Wo wohnt der liebe Gott?
Hinaus tritt in den dunkeln Wald;
Die Berge sieh' zum Himmel geh'n,
Die Felsen, die wie Säulen steh'n,
Der Bäume ragende Gestalt;
Horch, wie es in den Wipfeln rauscht,
Horch, wie's im stillen Thale lauscht,
Dir schlägt das Herz, du merkst es bald,
Der liebe Gott wohnt in dem Wald;
Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
Doch fühlst du seines Odems Wehen.

Wo wohnt der liebe Gott?
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dich hin,
Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
Wie lieb und traut, und doch wie bang'!
Wie singen sie mit frommer Lust!
Wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnet da;
D'rum kommen sie von fern und nah
Hier vor sein Angesicht zu treten,
Zu fleh'n, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott?
Die ganze Schöpfung ist sein Haus.
Doch wenn es ihm so wohl gefällt,

So wählet in der weiten Welt
Er sich die engste Kammer aus. —
Wie ist des Menschen Herz so klein!
Und doch auch da zieht Gott hinein!
O, halt' das deine fromm und rein;
So wählt er's auch zur Wohnung sein,
Und kommt mit seinen Himmelsfreuden,
Und wird nie wieder von dir scheiden!

(Hey.)

127. Das Lied vom Samenkorn.

Der Sä'mann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land,
Und wundersam! was er gesä't,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schooß
Und wickelt es im Stillen los;
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret nackt und klein
Und fleht um Thau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgeh'n,
Und muß im Wind und Wetter steh'n.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
Der Himmel schickt den weißen Schnee
Und deckt der Erde Kindlein zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht;
Die Lerche singt, das Korn erwacht;
Der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n,
Und schmückt das Feld mit frischem Grün.

Voll krauser Aehren, schlank und schön,
Muß nun die Halmensaat entsteh'n,
Und wie ein grünes, stilles Meer
Im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht im stillen Glanz,
Geschmückt mit gold'nem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank. (Krummacher.)

128. Das Lied vom Vater.

Der Vater, der im Himmel wohnt, hat diese weite Welt für uns gebaut und Sonn' und Mond gar herrlich aufgestellt.

Hat grüne Felder angelegt und weislich hingesä't, was Obst und Korn und Blumen trägt, und was die Sense mäht.

Er sieht herunter Nacht und Tag auf seine Kinder all', er warnt und lockt im Donnerschlag und in der Nachtigall.

Er schuf durch seinen Liebeshauch, nach seinem Ebenbild, auf Erden gute Väter auch, im Herzen fromm und mild.

Die bau'n im großen Gotteshaus sich ihre Hütten an und schmücken sie den Kindern aus, so gut ein jeder kann.

Die ziehen Bäum' und Blumen auf, umzäunen grünes Feld und tragen mancherlei zu Hauf in ihre kleine Welt.

Denn nimmer ist der Väter Brust von treuen Sorgen leer; das Sorgen wird zu lauter Lust, und kommt von oben her.

Gott, dessen Licht auf Meer und Land uns allen fröhlich scheint, der hat durch solch' ein Herzensband uns allzumal vereint.

Der gab den Vaternamen sich, daß uns von seiner Treu' der Namen schönster ewiglich ein heilig' Zeugniß sei.

129. Gottes Güte.

Für wen schuf deine Güte,
Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum' und Blüthe
In Thälern und auf Höh'n?
Für wen ist hohe Wonne
Da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne
Die Wiesen und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel
Der Heerden auf der Au'?
Für wen wölbt sich der Himmel
So heiter und so blau?

Für wen sind Thal und Gründe
So lieblich anzuseh'n?
Für wen geh'n kühle Winde?
Für wen ist Alles schön?

Uns giebst du ein Vermögen,
Die Schönheit einzuseh'n,
Uns Menschen, deinen Segen
Zu fühlen, zu versteh'n!
Uns sollte all' die Wonne
Ein Ruf der Liebe sein,
Mit jeder Morgensonne
Dir unser Herz zu weih'n!

Nun sieh, o Gott, wir weihen
Ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
Uns deiner Gütigkeit!
Du hauchtest nicht vergebens
Ein fühlend Herz uns ein;
Ein Vorhof jenes Lebens
Soll uns die Erde sein. (Gleim.)

130. Allgemeines Hausmittel.

Nimm die Geduld als Magd in's Haus,
Sie hilft dir ein, sie hilft dir aus;
Doch hüt' dich, wenn sie herrschen will,
Sonst steht die ganze Wirthschaft still.
Als Hausarzt nimm den Fleiß dir an;
Der ist der wahre Wundermann,
Der ohne Saft und ohne Pillen
Durch seinen bloßen Willen
Aus Seel' und Leib dir treiben kann
Die Dünste und die Grillen.
Ich habe gute Dienerschaft,
Die Knechte heißen: Selbstgeschafft
Und Spätzubett und Aufbeizeit;
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durst, Hunger, heißen Schenk und Koch,
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
Genannt: Gebet und gut Gewissen,
Die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.

131. Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, dessen Name hieß Benedictus, das heißt Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht, denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn desgleichen; so suchte er auch Jeden zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that aber folgendermaßen. Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: „Es sind Viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was wäre es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte!“ Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihn die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an, und ging in sein Kämmerlein, und sprach: „Alles stehet bei mir fest und unversehrt!“ und legte dafür in den Gotteskasten. Also auch, wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräthe geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in sein Kämmerlein und sprach: „Solches hast du dir kaufen, und deinen Vorrath mehren können,“ und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gern von dem köstlichen Wein, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Lebenlang.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen; die Wittwen und Waisen sprachen: „Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benedictus von uns scheidet?“ Er aber sprach: „Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit allem, was darinnen ist. Er gehört den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus und verwaltet es wohl und weislich.“ — Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Troste der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibet im Segen.

(Krummacher.)

132. Sinnreiche Aussprüche. 2 goldne A B C.

Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzet. Col. 4, 6.

I.

a) Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben.

b) Tapfer ist der Weltbezwinger; tapf'rer, wer sich selbst bezwang.

c) Das Auge der Habsucht ist unersättlich; alle Güter der Welt füllen die Höhle nicht aus.

d) Knospen gleichen dem Gedanken, es gleichen die Blüthen dem Worte; aber die lebendige Frucht gleicht der kräftigen That.

e) Wissen ohne That gleicht der Biene ohne Honig.

f) Hast du gelernt, was löblich ist, so üb' es auch zu jeder Frist.

g) Drei Dinge zieren die Jugend: Witz im Kopfe, Verschwiegenheit auf der Zunge, und Schamröthe im Gesicht.

h) Vorübergehen mag die Zeit, wenn sie nur nicht verloren geht; den Strom können wir in seinem Laufe nicht hemmen, aber schöpfen aus ihm.

i) Die Eintracht baut ein Haus, die Zwietracht reißt es nieder.

k) Gott krönet inwendig den guten Willen, wo er auswendig das Vermögen nicht findet.

l) Bei Gott ist dieses allein die rechte Freiheit, wenn man sich nicht zum Knecht der Sünde macht.

m) So viel geringer einer sich selbst achtet, so viel köstlicher wird er von Gott gehalten.

n) Ein böses Gewissen ist ein Ofen, der immer raucht, ein Gewitter ohne Regen; es ist Kläger, Richter, Henker in einer Person. Die Nachtigall singt dir: du bist ein Dieb; die Lerche: du hast gestohlen.

o) Die Narren haben ihr Herz im Munde; aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen.

p) Was der Tod dir räth, ist wohlgerathen.

q) Sandkörner machen den Berg, Minuten das Jahr, flüchtige Gedanken ewige Thaten. Haltet Nichts für Kleinigkeiten!

r) Trägheit geht langsam voran, und Armuth geschwind hinterdrein.

s) Bete, als wenn kein Arbeiten und arbeite, als wenn kein Beten etwas nützte.

t) Die Arbeit ist unser; Sorgen und Segnen ist Gottes.

u) Hand an der Arbeit, Herz bei Gott.

v) Drei S kommen Gott zu: Sorgen, Segnen, Seligmachen.

w) Alles von Gott, Alles in Gott, Alles für Gott, Alles zu Gott.

x) Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

y) Was man in Gottes Namen anfängt, das geht auch in Gottes Namen hinaus.

z) Ein falscher Freund gleicht dem Schatten der Sonnenuhr, der sich nur zeigt, wenn die Sonne scheint.

II.

A) Zwischen Heut und Morgen liegt eine lange Frist; lerne schnell besorgen, weil du noch munter bist.

B) Wer einen Menschen zum Guten bewegt, der hat ein groß' Kapital angelegt.

C) Ein Freund in der Noth, ein Freund im Tod, ein Freund hinterm Rücken, das sind drei starke Brücken.

D) Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen; allein sein Fortgang wird Gefahr, sein Ende Nacht und Grauen. Der Tugend Pfad ist Anfangs steil, läßt nichts als Mühe blicken; doch weiter führt er fort zum Heil und endlich zum Entzücken.

E) Sich selbst bekämpfen ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.

F) Auf einmal wird man nicht der größte Bösewicht; allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.

G) Sei dankbar für das Glück, das dir der Herr bestimmt, und gieb es gern zurück, wenn er es wieder nimmt. Es ist kein Glück so groß, er hat noch größ'res eben, und nimmt dir Eines blos, um And'res dir zu geben.

H) Wenn du Gott wolltest Dank für jedes Glück erst sagen, du hättest gar nicht Zeit, erst über Weh zu klagen.

I) Zu deinem Besten hast das Leiden du gewandt, wenn du es dazu brauchst, wozu es dir gesandt.

K) Hau' deine Götzen muthig um, es sei Geiz, Wollust oder Ruhm.

L) Wie du glaubst, so liebst du; wie du liebst, so lebst du; wie du lebst, so stirbst du; wie du stirbst, so fährst du; wie du fährst, so bleibst du.

M) Schau' dich in Gottes Gegenwart; der Spiegel ist so rein und zart, es kann in dir der kleinste Flecken sich nicht vor diesem Licht verstecken.

N) Täusche dich nicht mit dem Schein, nicht durch der Tugend bloßen Namen. Sieh' nicht auf deine Werk' allein; sieh' auf den Quell, aus dem sie kamen.

O) Auf kurze Sünden dieser Welt hat Gott so lange Pein gestellt, Mensch! nimm es wohl zu Herzen!

P) Wie Höcker und Fehler sind verwandt, begreift sich leicht, ohn' viel Verstand; die eig'nen sieht man wahrlich nicht, die fremden fallen in's Gesicht.

Q) Wer gerne Kunst und Weisheit hätte, der sucht sie nicht im weichen Bette.

R) Wer einmal lügt, muß oft zum Lügen sich gewöhnen; denn sieben Lügen braucht's, um eine zu beschönen.

S) Vergilt nicht, was dein Feind dir etwa Böses thu', so überwind'st du dich — und deinen Feind dazu!

T) „Die Andern", sprichst du, „machen's schlimmer noch, als ich!" Nicht nach den Schlechtern, Freund, nach Bessern richte dich!

U) Willst führen And're? So geh' voran! Willst richten And're? Sieh dich erst an! Gesetze giebst du? Gehorche ihnen! Gebieten willst du? So lerne Dienen!

V) Gott schätzt nicht, was du Gut's, nur wie du es gethan; er sieht die Früchte nicht, nur Kern und Wurzel an.

W) Sei hülfreich dem Betrübten, edel, gut und mild, ein Trost der Trauernden, so bist du Gottes Bild! Thau, Regen, Sonne, Wind — sind Boten seiner Güte; er ist es selbst, sein Geist, der wirksam sich erweis't in Rede, Rath und That aus menschlichem Gemüthe.

X) Die Blum' im Garten blüh't und lehrt, wie lange Pracht und Schönheit währt.

Y) Die Welt vergeht mit ihrer Lust, d'rum faß' den Himmel in die Brust.

Z) Gute Sprüche, weise Lehren muß man üben, nicht blos hören.

133. Der Wegweiser.

Weißt, wo der Weg zum Brotkorb geht?
Zum vollen Korb? durch's Waizenfeld
Mit Karst und Pflug, vom Morgenroth,
Bis sich das Sternheer eingestellt.

Man hackt, so lang' das Tagslicht hilft,
Sieht sich nicht um und steht nicht still.
D'rauf gehet durch die Scheunentenn'
Der Weg zum Heerd, da hat man's denn.

Weißt, wo der Weg zum Thaler ist?
Dem kleinen Pfennig folget er.
Und wer nicht auf den Pfennig sieht,
Wird schwerlich eines Thalers Herr.

Wo geht der Weg zur Sonntagsfreud'?
Am Werktag treib' frisch deine Sach',
Zu Hause wie im Ackerfeld,
Von selbst kommt Sonntagsfreude nach.

Am Samstag ist sie gar nicht weit:
Was mag wohl in dem Körbchen sein?
Ein Pfündchen Fleisch — nimm's zum Gemüs',
Geht's an, auch wohl ein Gläschen Wein.

Weißt, wo der Weg zur Armuth führt?
Sieh stets nach Wirthshausschildern hin,
Geh' nicht vorbei, 's giebt guten Wein,
Und nagelneue Karten d'rin.

Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack,
Und wenn du fortgehst, häng' ihn an!
Du alter Lump, wie steht dir nicht
Der Bettelsack so zierlich an!

Es steckt ein hölz'ner Becher d'rin,
Gieb Acht, daß du ihn nicht verlierst,
Weil, wenn du dann an Wasser kommst
Und trinken willst, ihn brauchen wirst.

Wo geht der Weg zu Fried' und Ehr'?
Zum Leben, das kein Alter schwächt?
Gerade zu in Mäßigkeit,
Mit stillem Sinn für Pflicht und Recht.

Wenn du an einen Kreuzweg kommst,
Und gar nicht weißt, wohin es geht,
Halt still, frag' dein Gewissen erst
Um Rath, weil's Gottlob deutsch versteht.

Wo mag der Weg zum Kirchhof geh'n?
Was fragst du lang', geh' wo und wie!
Zum stillen Grab in kühler Erd'
Führt jeder Weg, man fehlt ihn nie.

Doch wandle ihn in Gottesfurcht,
Ich rath' dir's, was ich rathen kann.
Geheimen Eingang hat das Grab,,
Und jenseits gränzt noch Manches d'ran! (Hebel.)

134. Wächterruf.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke die hat **zehn** geschlagen.
Jetzt betet und jetzt geht in's Bett,
Und wer ein gut Gewissen hat,
Schlaf' sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein heiter Aug' die ganze Nacht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke die hat **eilf** geschlagen.
Und wer noch bei der Arbeit schwitzt,
Und wer noch bei der Karte sitzt,
Dem sei's zum letzten Mal gesagt:
's ist hohe Zeit! — nun gute Nacht!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke die hat **zwölf** geschlagen.

Und wo noch in der Mitternacht
Ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,
Gott geb' dir eine stille Stund',
Mach' froh dich wieder und gesund!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke die hat **eins** geschlagen.
Und wo mit Satans Will' und Rath
Ein Dieb auf dunkeln Pfaden naht,
— Ich will's nicht hoffen, doch geschieht's —
Geh' heim, der ewige Richter sieht's!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke die hat **zwei** geschlagen.
Und wem schon wieder, eh's noch tagt,
Die schwere Sorg' am Herzen nagt,
Du armer Mensch, dein Schlaf ist hin!
Gott sorgt; was trübst du deinen Sinn?

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glocke die hat **drei** geschlagen.
Die Morgenstund' am Himmel schwebt,
Und wer in Ruh' den Tag erlebt,
Dank' Gott und fasse frohen Muth,
Und geh' an's Werk und halt' sich gut! —

(Nach Hebel.)

135. Räthsel.

1. Ich bin ein Wegbaumeister, wie keiner in der Welt, alljährlich zimmere ich Brücken, dazu kein Baum wird gefällt. Ich bin ein Heeresmeister; wenn Halt! ich kommandir', so rücken mit weißen Fahnen die Truppen in's Winterquartier. Ich bin ein Kerkermeister, was sich reget, schließe ich ein; fällt meine Festung im Sturme, ist freier Abzug mein. Doch hab' ich einen Meister, klingt dessen Machtgebot, so freut sich alle Welt — ich weine mich zu Tod!

---

2. Kennst du die Brücke ohne Bogen und ohne Joch, von Diamant, die über breiter Strome Wogen errichtet eines Greises Hand? Er baut sie auf in wenig Tagen geräuschlos, du bemerkst es kaum; doch kann sie schwere Lasten tragen und hat für hundert Wagen Raum. Doch kaum entfernt der Greis sich wieder, so hüpft ein Knabe froh daher, der reißt die Brücke eilig nieder, du siehst auch ihre Spur nicht mehr. (Schiller.)

---

3. Von Perlen baut sich eine Brücke hoch über einen grauen See; sie baut sich auf im Augenblicke, und schwindelnd steigt sie in die Höh'! — Der größten Schiffe höchste Masten zieh'n unter ihre Bogen hin; sie selber trug noch keine Lasten und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n. — Sie wird erst mit dem Strom und schwindet, so wie des Wassers Fluth versiegt. So sprich, wo sich die Brücke findet, und wer sie künstlich hat gefügt? (Schiller.)

4. Kennst du das Bild auf zartem Grunde, es giebt sich selber Licht und Glanz. Ein andres ist's zu jeder Stunde, und immer ist es frisch und ganz. Im engsten Raum ist's ausgeführet, der kleinste Rahmen faßt es ein; doch alle Größe, die dich rühret, kennst du durch dieses Bild allein. Und kannst du den Krystall mir nennen? Ihm gleicht an Werth kein Edelstein; er leuchtet, ohne je zu brennen, das ganze Weltall saugt er ein. Der Himmel selbst ist abgemalet in seinem wundervollen Ring; und doch ist, was er von sich strahlet, noch schöner, als was er empfing. (Schiller.)

5. Es steht ein groß geräumig Haus auf unsichtbaren Säulen. Es geht's und mißt's kein Wandrer aus, und keiner darf drein weilen. Nach einem unbegriffnen Plan ist es mit Kunst gezimmert. Es steckt sich selbst die Lampe an, die es mit Pracht durchschimmert. Es hat ein Dach krystallenrein, von einem einz'gen Edelstein; doch noch kein Auge schaute den Meister, der es baute. (Schiller)

6. Es steht ein Haus mit vielen Hallen, hoch in die Wolken ist's gebaut. Viel Gäste sieht man zu ihm wallen, es schallt von ihren Stimmen laut. An einer Tafel, reich geschmücket, vereinigt sie der Liebe Mahl, von eines Liedes Klang entzücket; aus einem Becher trinken all'. Den Säugling führt mit Freudenklange sein erster Weg in dieses Haus; der Jüngling tritt mit frohem Gange als Jüngling ein, als Mann heraus. So viel der Gäste zu ihm gehen, von Keinem wird es je bewohnt; und Keiner hat den Wirth gesehen, der über diesem Hause thront. (Schiller.)

7. Blumen sind wir, nicht im Lenz empfangen, nicht gepflegt von eines Gärtners Hand, aber schmuckvoll schimmern wir und prangen, nicht dem Schooß der Erde je verwandt. Wenn die Sonne ihre Strahlen sendet, und erfreuend ihre Gluthen gießt, siehe, wie da unser Haupt sich wendet, wie das Auge zückt und sich dann schließt! Nahe nicht, um eilends uns zu pflücken, denn wir sterben, wenn uns Hände drücken! (Grumbach.)

8. Kennst du die weitgedehnten Auen, auf denen reiche Ernte sprießt? Die Aehren sind wie Gold zu schauen, der Strom wie Milch, der sie durchfließt. Vom schönen Silber öfters wieder siehst du zu Feld die Sichel geh'n; doch nie mäht sie die Halme nieder, und immer bleibt die Ernte steh'n. Kennst du den See voll Goldforellen, des Ufer noch kein Blick erspäht, auf dessen dunkelblauen Wellen ein goldnes Schifflein sicher geht? Du weißt nicht, was es hat geladen, nicht welchem Land' es segelt zu; nur, wer auf seinen stillen Pfaden das Steuer führt, den kennest du.

136. Sprüchwörter mit Auslegung.

1. **Ein** Heute ist besser, wie **drei** Morgen, sagt ein altes Sprüchwort. Freilich, sagt da der Bruder Leichtfuß, d'rum will ich es auch genießen, in's Wirthshaus gehen und guter Dinge sein mit meinen Spielgenossen! Wie steht's aber, wenn dann die drei Morgen kommen? Dann ist der Kopf wüste, die Hand laß, der Geldbeutel leer, im Schranke ist kein Brot und — im Gewissen kein Friede. Denk' du nur so, dann wird das Ende die Last tragen! So meint's aber das Sprüchwort nicht! Es meint viel mehr: Ein Heutgethan sei besser, als drei Morgenwillich'sthun. Es mahnt dich d'ran, nichts aufzuschieben. Es ist, und wer wüßte das nicht aus eigener Erfahrung, ein absonderlicher Fluch auf dem Aufschieben. Aufgeschoben, sagt zwar das Sprüchwort auch, ist nicht aufgehoben; aber die Erfahrung lehrt, daß allerdings, und tausendmal für einmal, aufgeschoben aufgehoben ist. Man kommt eben nicht mehr dazu! Das ist so recht ein Lotterbett für die Faulen, daß sie immer sagen: Morgen! Ja, Morgen! Auf Nimmerlebstag! sagen die Schwaben, und haben, bei meiner Treue! Recht. Nein, mein lieber Geselle, schieb nichts auf morgen auf, was du heute thun kannst; denn erstlich weißt du ja nicht ob du morgen noch lebst: zweitens hat jeder Tag seine Arbeit und auch seine Plage, wie der Herr selber sagt. Denk' immer: Ein Heute ist besser, als drei Morgen, und schaff' mit Gottesfurcht, was du immer heute noch fertig bringen kannst. Und prägst du dir das in die Seele und schreibst's mit Kreide an die Stubenthür, unter den Kalender, den du dir da anschreibst, so weiß ich sicherlicher, daß du mir's dankst. Und wenn du dann doch eben am Schreiben bist, so bitt' ich dich, schreib noch eins dazu, nämlich das goldne Sprüchlein: „Bet' und arbeite!" Denn siehst du: das Beten allein thut's nicht, aber das Arbeiten ohne Beten thut's gar nicht, denn dem fehlt der Segen Gottes. D'rum Beides zusammen und nie getrennt, daß ist das Rechte und Aechte. Die

Alten wußten recht gut aus Erfahrung, warum sie das Morgengebet: Morgen**segen**, und das Abendgebet: Abend**segen** nannten. Probir's nur einmal recht. Du lernst dann auch, warum es so heißt! (W. O. von Horn.)

---

2. Einmal ist Keinmal. Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gott Lob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehängt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht Alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gemeiniglich gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprüchwort ein: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. (Hebel.)

---

3. Es sagt ein altes Sprüchwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein Paar dazu setzen: Selber Achtung geben macht verständig; und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf Andere verläßt; und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern Andere thun läßt, was er selber thun soll: der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende. (Hebel.)

---

4. Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Das sagt Mancher und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Was will denn das Sprüchwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt, und sich dasselbe in Gedanken vorstellt, oder lange davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zum Bösen in daß Herz, und man thut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal' ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre. (Hebel.)

---

5. Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden. Das will sagen: Wichtige Geschäfte und große Werke lassen sich selten kurz abthun, und wollen zu ihrer guten Ausführung besonnene Weile haben. Mit diesem Sprüchworte entschuldigen sich aber auch viele

fahrlässige und träge Leute, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so gegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abende unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war, und der Hahn auf dem Kirchthurme stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so! (Hebel.)

---

6. Bei Allem, was du thust, bedenke das Ende! Denn „vorgethan und nachbedacht hat Manchen in groß Leid gebracht.“ — Das ist eine goldene Lehre für die Jugend, wie für das Alter, für den Reichen, wie für den Armen. Hätte Mancher bedacht, daß der Stein, den er im Zorne ergriff, aufhörte in seiner Gewalt zu sein, sobald er ihn aus der Hand geworfen, er wäre nicht ein Mörder geworden. Hätte Mancher bedacht, daß er vielleicht in der nächsten Stunde sterben und vor Gott stehen könnte, er würde bei Zeiten sein Haus bestellt, mit seinem Nächsten Frieden gemacht und an das Heil seiner Seele gedacht haben. Darum bedenke bei Allem, was du thust, das Ende, noch ehe du es thust. — Da giebt's aber auch ein anderes Sprüchwort, welches sagt: Wer zuviel bedenkt, thut wenig — und auch das ist wahr. Alles zu seiner Zeit. Kommt ein Hülfebittender zu dir, und spricht dich um deinen Beistand an, da bedenke nicht zu lange und drehe den Groschen nicht zu oft in deiner Hand um: — oder fällt ein Kind in's Wasser, und du kannst es retten; bedenke nicht erst lange, sonst geht das Kind über deinem vielen Bedenken unter. Darum Alles zu seiner Zeit! —

---

7. Nun kommen zwei Sprüchwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hinein regnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einer kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen.

So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam; aber sein Sprüchwort: „Was nicht ist, kann werden,“ gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit

ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat. (Hebel.)

137. Die redlichen Schwyzer.

Im Kanton Schwyz, im Lande Schweiz, kam eines Abends der Bauer Velten zum Bauer Kaspar, der auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heuernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen der Wiese da haben. Ich habe die Richter in Schwyz zusammen rufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden Recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht." — Du siehst, Nachbar, daß ich die Wiese gemäht habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen, ich kann also unmöglich mitgehen. — „Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben; auch darf das Heu nicht eher weggeholt werden, bis wir wissen, wem die Wiese gehört." — Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: Weißt du, wie wir es machen wollen? Gehe morgen nach Schwyz, und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht mit dabei zu sein. — „Wenn du das Zutrauen zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eigenes." — Nach dieser Abrede ging Velten den folgenden Tag nach Schwyz und trug seine und Kaspars Gründe vor, so gut er konnte. Am Abende kam er wieder zu Kas- und sagte: „Die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen; ich wünsche dir Glück, und bin froh, daß wir nun auf's Reine gekommen sind."

138. Der Winter.

Der graue Winter weit und breit hat schon mit Frost und Traurigkeit die Fluren überdecket, die einst des Frühlings grüne Zeit so lieblich aufgewecket.

So sinken wir auch einst in's Grab, und legen ab den Pilgerstab, von Erd' und Schnee bedecket, bis Christus fähret himmelab, und uns vom Tod erwecket.

Die Fluthen werden eisenhart, der Bäche frischer Lauf erstarrt, die Bäume steh'n gar traurig; denn wo die Sonn' entzogen ward, ist Alles kalt und schaurig.

Wenn uns're Herzen sind erstarrt, und von der Sünde todt und hart, wer will das Elend heben? Des Höchsten Gnad' ist Sonnenart, nur sie kann uns beleben!

Der kurze Tag, die lange Nacht gar manche Herzen traurig macht; wie dann in jenem Leben? Wer hier nicht recht zum Licht erwacht, muß dort im Dunkel schweben!

Wie mancher Arme leidet Noth! er frieret, ohne Kleid und Brot, indeß die Reichen prassen! Gott wird sie einst in ihrem Tod auch ohn' Erbarmen lassen.

Gerechter Gott in Ewigkeit, der du verwandelst Jahr und Zeit, füll' uns mit Licht und Gnade! O Sonne der Gerechtigkeit, leit' uns auf ew'gem Pfade.

139. Beim Aussäen der Blumen.

Sink', o Körnlein, denn hinab, sink' in's stille, kühle Grab, in das Beet von Erde! Erde streu' ich auf dich her, bis, mein Körnlein, ich nichts mehr von dir sehen werde.

Wüßtest du, was ich da thu', hättest Sprache du dazu, ach, du sprächst mit Weinen: Nie seh' ich den Himmel mehr, nie den Garten um mich her, nie die Sonn' mehr scheinen.

Aber, Körnlein, habe Muth! Sieh', du liegst ja sanft und gut, hast bald ausgeschlafen! Blickst dann aus der Erd' hervor, blüh'st als eine Blum' empor, bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab, so wie du, in's kühle Grab, mich auch deckt die Erde; aber herrlicher noch ruft aus der stillen düstern Gruft mich des Schöpfers: Werde! (Ch. Schmidt.)

140. Bescheid des Thorschreibers.

Vor etwa dreißig Jahren kam ein alter Bauer mit wankendem Schritt, auf einen Stab gestützt, an dem Thore einer Residenz an. Der Thorschreiber sah aus seiner niedrigen Wachtstube heraus, und rief ihn an: „Woher, Alter?“ — „Da drüben vom Walde her“, antwortete der Bauer. — „Wo geht denn euer Weg hin?“ fragte der Thorschreiber weiter. — „Nicht weiter, als hierher,“ war des Bauern Antwort. — „Und was habt ihr denn hier zu schaffen?“ „Ach“, erwiederte der Alte mit einem Seufzer, „ich wollte meinen eigenen Sohn verklagen. Seht, da habe ich vor mehreren Jahren mein Bischen Hab' und Gut meinen sechs Söhnen abgetreten, um meine alten Tage in Ruhe zu verleben. Der älteste bekam die Grundstücke, Haus und Hof, Aecker und Wiesen; er verglich sich mit seinen Brüdern, und versprach, mich bis an meinen Tod zu ernähren und zu verpflegen. Aber das will er nun nicht mehr thun, und bei meinen andern Söhnen finde ich auch keine Hülfe. Darum will ich mich mit einer Klage an die hochfürstliche Regierung wenden.“

„Aber, sagt mir doch“, fragte der Thorschreiber, „wie alt seid ihr denn eigentlich?“ — „Großer Gott,“ entgegnete der Bauer, „ich

bin nun 73 Jahr alt.“ — „Nun,“ sagte der vorwitzige Thorschreiber, „da kann ich euch den Bescheid selbst geben, und ihr braucht euch nicht erst an die Regierung zu wenden. Ihr wißt ja, daß in der heiligen Schrift steht: Unser Leben währet siebenzig Jahr. Da habt ihr schon drei Jahre zu viel gelebt!“

Der Alte sah den Thorschreiber erschrocken an: „Ja, wenn's so ist, so thue ich wohl am besten, wenn ich umkehre. Unser Herr Gott wird mich ja bald zu sich nehmen!“ sagte er endlich wehmüthig, und setzte sich auf einen Stein vor'm Thore, um auszuruhen.

Den Greis hat unser Herr Gott zu sich genommen; auf dem Steine aber am Thore sitzt alle Sonntage der älteste Sohn und bettelt.

141. Kinder genug, aber —

Es ist recht und wohl gesagt von alten, weisen Leuten: Gott, den Aeltern und den Lehrern kann man nimmer genugsam danken, noch vergelten. Leider wird aber gar oft erfüllt das gemeine Sprüchwort, daß ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater. Man sagt ein Exempel von einem Vater, der übergab seinen Kindern alle seine Güter, Haus, Hof, Aecker und alle Bereitschaft, versah sich dessen zu seinen Kindern, sie würden ihn ernähren. Da er nun bei seinem ältesten Sohne eine Zeit lang war, wurde der Sohn sein überdrüssig, und sprach: Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, und wo jetzt euer Armstuhl ist, soll seine Wiege stehen: wollet ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat? — Da er nun eine Zeit lang bei dem andern Sohne gewesen war, wurde der auch sein müde und sprach: Vater, er hat gern eine warme Stube, und mir thut der Kopf davon weh; will er nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist? — Der Vater ging; und da er nun eine Zeit lang bei dem dritten Sohne gewesen war, wurde er auch diesem zur Last, daß er sprach: Vater, bei mir geht es aus und ein wie in einem Taubenschlage, und du kannst dein Mittagschläflein nicht machen; willst du nicht zu meiner Schwester, der Käthe, die wohnt an der Stadtmauer? Der Alte merkte, wie viel es geschlagen hatte, und sprach bei sich selbst: Wohlan, das will ich thun; ich will mich aufmachen, und es bei meinen Töchtern versuchen! Die Weiber haben ein weicheres Herz. — Da er aber eine Zeit lang bei seiner Tochter gewesen war, wurde sie sein überdrüssig und meinte, es sei ihr immer höllenangst, wenn der Vater zur Kirche, oder sonst wohin gehe und die hohe Treppe hinunter müsse; bei der Schwester Lisabeth brauchte er keine Treppe zu steigen, die wohne zur ebenen Erde. — Damit er in Frieden weg kam, gab ihr der Alte zum Schein Recht, und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde sie sein müde,

und ließ ihm durch einen dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier an der Pegnitz wäre zu feucht für einen Mann, der mit der Gicht geplagt sei; ihre Schwester, die Todtengräberin bei St. Johannis, hätte eine überaus trockene Wohnung. Der Alte glaubte selbst, sie könne Recht haben und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter, Lena. — Und als er zwei Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Söhnlein zu seinem Großvater: Die Mutter sprach gestern zu der Base Lisabeth, für dich gäbe es kein besseres Quartier, als mit einer Kammer, wie es der Vater grabe. — Ueber diese Rede brach dem Alten das Herz, daß er in seinem Armstuhl zurücksank und starb. St. Johannes nahm ihn auf, und ist barmherziger gegen ihn, als seine sechs Kinder, denn er läßt ihn in seiner Kammer immer ungehindert schlafen seit der Zeit. — Darum sagt man im Sprüchwort, daß ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater. (Stöber.)

142. Die nackten Weisen.

Als Alexander zu den nackten Weisen gekommen war auf seinen Siegesreisen, den nackten Weisen, die nicht Sorge tragen, wie sie sich kleiden und wovon sie speisen; befragt er sie um ihrer Weisheit willen, und diese Antwort ward ihm von den Greisen: Wir tragen kein Gewand, weil nackt in's Leben der Mensch und nackt muß aus dem Leben reisen. Wir führen Krieg nicht, weil das Gold der Erde nicht werth ist, roth zu färben d'rum das Eisen. Die Erd' ist unser Bett, und uns're Decke der Himmel, dessen Lichtgestirne kreisen. — Und Alexander wollte, daß erbitten von ihm sich sollten ein Geschenk die Weisen. „So wollest du uns binden Tod und Alter, daß wir nicht sterben und auch nicht ergreisen!" Er sprach: Nur das steht nicht in meinen Kräften. Sie sprachen: Hoher Herr, deß Macht zu preisen! Was willst du denn uns and're Schätze bieten, die, wie du siehst, uns keinen Dienst erweisen?

143. Das Angebinde.

Als nun die Zeit, der Geburtstag des Vaters, gekommen war, da sammelten die drei jüngsten Kinder Blumen, die allerschönsten und ganz heimlich, und flochten sie, daß es der Vater nicht sähe, zum schönen Kranz, und konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Und als der Tag erwachte, gingen sie alle drei in des Vaters Kämmerlein mit bloßen Füßchen, daß es der Vater nicht höre, und trugen den Blumenkranz alle drei und legten ihn auf des Vaters Bett, ganz leise, daß es der Vater nicht merke. Der Vater merkte es wohl; aber er that, als ob er schliefe.

Und als nun Morgen war, da kam der Vater und hatte den

schönen Blumenkranz und sagte: „Wo sind die Englein, die mich bekränzet haben in der Nacht, da ich schlief?“ Und die Kinder kamen und hingen an ihm, küsseten den Vater und waren voll Freude.

Da kam ein Mann, ein Bote, der brachte ein feines, rundes Fäßlein mit Reifen; darinnen war schöner Wein, von Hochheim zu Hause, das Herz des Vaters zu erfreuen. Da war der Vater erfreuet, als er sah, daß der älteste Sohn es gesendet, und die Kinder tanzten um den Vater und um das Fäßlein.

Darnach trat der Vater an den Tisch und fand ein fein großes Blatt, darauf war ein schöner und frommer Gesang von dem zweiten Sohne, der aus der Fremde heimgekommen war. Und als der Vater es las, da lächelte er, und die Thränen fielen auf das Blatt.

Da sahen die drei Kleinen den Vater an und sagten: „Lieber Vater, nicht wahr, wir können noch nichts geben und nichts fertigen, wir sind noch so klein?“ — Da nahm der Vater alle drei, das Mägdlein und die beiden Knaben, und drückte sie an sein Herz und sagte: „O, gedenket nicht, daß eure Gabe geringer sei in meinen Augen. Klopfen doch eure kleinen Herzen so gut wie die andern, und mein Vaterherz für euch alle.“

144. Das Kanarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Karoline, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelchen. Das Thierchen sang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, goldgelb mit schwarzem Häubchen. Karoline aber gab ihm zu essen Samen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich frisches Wasser.

Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern, und eines Morgens, als Karoline ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier, und weinte sehr. Die Mutter des Mägdleins aber ging hin, und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farbe, und eben so lieblich sang wie jenes, und that es in den Käfig.

Allein das Mägdlein weinte noch lauter, als es das neue Vögelchen sah.

Da wunderte sich die Mutter sehr und sprach: Mein liebes Kind, warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das verstorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein anderes. das nicht schlechter ist, denn jenes!

Da sprach das Kind: Ach, liebe Mutter, ich habe Unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte.

Liebe Lina, antwortete die Mutter, du hast sein ja sorgfältig gepflegt! —

Ach nein — erwiederte das Kind — ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabst, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen. So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens — denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des Kindes. —

Ach! sagte sie, wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe sein am Grabe der Aeltern! (Krummacher.)

145. Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens in dem rheinischen Lande stand einst in seiner Schule und lehrte, nnd die Söhne und Töchter des Dorfes saßen um ihn her, und hörten ihm gerne zu, denn seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete aber von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens.

Als er nun seine Worte geendigt hatte, sprach er zu seinen Schülern: Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?

Da trat ein Knabe auf und sagte: Ich könnte wohl ein Gleichniß erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht sein wird. —

Erzähle du nur nach deiner Weise! antwortete der Lehrer, und der Knabe begann.

Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, hatten sie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sandte mich nach der Stadt, den Vater zu erforschen.

Ich ging, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück, denn ich hatte den Vater nicht gefunden.

Es war eine dnnkle Herbstnacht. Der Wind brausete und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen, und zwischen den Felsen. Dazu schrien die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wundersam in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bei mir, also möge wohl dem Menschen um's Herz sein, der mit bösem Gewissen wandelt.

Kindlein, sagte der Lehrer, möchtet ihr wohl in solcher finstern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich suchet, und euch nur die Stimme des Sturmes und das Geschrei der Raubthiere ertönte? — Ach nein! riefen die Kinder allzumal und schauderten.

Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und sprach:

Ein andermal ging ich des nämlichen Weges mit meiner Schwester, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feste, das der Vater unserer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am späten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer schöner Himmel, und überall so leise und still, wie in einem Kämmerlein, so daß man den Gang und das Rieseln des Quellchens am Wege vernahm und rings umher im Gebüsch sangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand und waren so vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dachte ich wieder bei mir selbst, also möge es wohl in der Seele des Menschen sein, der viel Gutes gethan hat. —

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. — Die Kinder aber sagten einmüthiglich: Ja, wir wollen auch gute Menschen werden. (Krummacher.)

146. Der Maientag.

Frisch auf, liebe Kinder, es ist Maientag! Heute sei fröhlich, wer froh sein mag! frisch zu den Blumen Alle hinaus! der Himmel öffnet sein Sternenhaus, alle Englein kommen mit Prangen, sie wollen den Frühling umfangen.

Frisch auf, liebe Kinder, es ist Maientag! Seht, wer das Schönste sich pflücken mag: Demuth, das Veilchen, lächelt so blau, die Unschuld winket als Lilie im Thau, und die Rose, die himmlische Liebe, auf Dornen trauert sie trübe.

Frisch auf, liebe Kinder, es ist Maientag! Horcht, was der Engelgespiele sprach: Schön bist du, Erdenmaitag, und süß, das holde Bildniß vom Paradies; aber auf himmlischen Blumenauen, da sollt ihr Schöneres schauen.

O du süßer Himmel und dein Maientag! Seliger, himmlischer Maientag! Droben verwelket Demuth nicht mehr, die Unschuld, die klagt nicht: die Welt ist leer, und die Rose, die himmlische Liebe, sie steht auf Dornen nicht trübe.

O du süßer Himmel und dein Maientag! Glücklich, wer schon deine Blume brach! Frisch zu den Blumen Alle hinaus! Der Himmel öffnet sein Sternenhaus, und die Englein wollen mit Prangen die frommen Kinder empfangen. (M. Arndt.)

147. Das gute Heilmittel.

Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doctor gewesen ist, und eine arme Frau geheilt hat.

Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol

mir einen Doctor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doctor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen: denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde.

Als er aber zum dritten Doctor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser sei, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr," sagte er, „wollet Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt: wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzig Mal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Zwanziger nicht auch?" fragte der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benöthigt wäre. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doctor springt, und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung, und verhüllt sich ein Wenig in seinen Mantel, also, daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam — und es sah recht leer und betrübt darin aus — meint sie, es sei der Docter, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch denn jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug wäre. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doctor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen, und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doctor das Rezept in die Hand nahm, und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank, oder was für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte ihr: „Frau, ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen, denn er hat euch fünfundzwanzig Goldstücke verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätte ich euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde nachher richtig und ohne

Anstand von dem Zahlamte ausgezahlt, und der Doctor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Docter die kranke Frau geheilt, und der Kaiser die arme. (Hebel.)

Wohlthaten, rein und still gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben;
Sind Blüthen, die im Sturm besteh'n;
Sind Sterne, die nicht untergeh'n. (Claudius)

148. Christoph Kollheim.

Wie mancher hat schon gesagt: „Was mich nicht brennt, das blase ich nicht!" und ist vorübergegangen, wo er hätte helfen sollen. Das ist so ein Sprüchlein, womit sich die Geizigen, Hartherzigen und andere Leute dieser Art beruhigen, wenn der Geist nicht willig und das Fleisch schwach ist. So dachte auch der Priester und Levit, als sie den Armen in seinem Blute liegen ließen und sich aus dem Staube machten. Dachte auch der Samariter so? dachte auch der brave Christoph Kollheim in einem Dörflein bei Duderstadt so? Der war ein blutarmer Schelm und ein Wittwer dazu, und hatte drei Kinder, die gar oft sagten: „Vater, wie sind wir so hungrig!" Das hört ein Vater gern, wenn er Brot genug hat und noch etwas dazu, aber wie schneidet das in's Herz, wenn keins da ist! Und just so ging's dem armen Kollheim oft genug. Das Betteln verstand er nicht: aber er verstand Schuhe zu flicken, Kochlöffel zu schnitzen und Besen zu binden und solcher kleinen Künste mehr, was er auch so fleißig that, das er sich kümmerlich mit seinen Kindlein durchbrachte, — aber es kam doch mancher „langer Tag."

Der Kollheim hatte einen recht guten Freund, der hieß Volkmann, war auch ein Wittwer, wie er, und hatte sieben unerzogene Kinder. „Gleich und gleich gesellt sich gerne," heißt's im Sprüchworte und „das Unglück ist der beste Leim." Der Volkmann und seine Kinder hatten auch der Fasttage so viele, daß sie schier die schwere Kunst bald gelernt hätten, wenn nicht das Lehrgeld gar zu schwer wäre. Beide Leidensbrüder waren ein Herz und eine Seele. Da sagte einmal der Volkmann zu seinem Busenfreunde Kollheim: „Ich ziehe nach Lauterberg in's Hannöversche; dort ist mehr Verdienst." Gesagt, gethan — und der Hausrath kostete nicht viel Fracht. Der Kollheim wünscht ihm alles, was ihm heilbringend sein kann; aber der Arme fand's in Lauterberg nicht, — denn er erkrankte und starb, und die hungernden Kindlein schickten die von Lauterberg hin, wo sie hergekommen. Die Bauern im Dorfe dachten: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!" und ließen die hungernden Waisen lau-

fen. Dachte auch der blutarme Kollheim so? Nein, liebe Leser, der nahm die sieben Waisen seines Freundes in seine kleine Hütte zu seinen Kindern, sah mit einer heißen Thräne gen Himmel und seufzte: „Herr, der du mit wenigen Broten Tausende gespeisest hast, hilf und verlaß mich nicht!“ — Wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten! — denn das, was Kollheim gethan, wurde der preußischen Regierung in Erfurt bekannt, und diese sandte ihm 40 Thaler zur ersten Hülfe; auch sandte ihm ein frommer Mann heimlich 10 Thaler. Und als es der fromme Preußenkönig, Friedrich Wilhelm III., hörte, so sandte dieser dem guten Kollheim ein Kapitälchen, daß er sich konnte ein Feldgütchen kaufen; eines der Volkmannischen Kinder aber kam in's Waisenhaus nach Halle, welches der fromme Franke gestiftet hat, der auch nicht sagte: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“ Saget auch ihr nie so, wenn ihr hadern höret, wenn ihr Zeugen fauler Geschwätze, sündhafter Flüche, schändlicher Handlungen oder menschlichen Jammers seid! Das brennt euch wohl, und wenn ihr nicht blaset — wie steht's dann um euer Gewissen?

(W. O. von Horn.)

149. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäumchen gezogen. Zu seiner größten Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen von welcher Art sie sein möchten.

Da kam der Sohn des Nachbarn, ein böser Bube, in den Garten, und lockte das Söhnlein des Landmanns, also daß sie hingingen, und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren. Als nun der Herr des Gartens herzutrat, und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert, und rief: Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben! — Diese Worte gingen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbarn, und sprach: Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüth. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdienet habe. Da antwortete jener: Du Thor, dein Vater weiß es gar nicht, und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen, und auf deiner Hut sein. Als aber Gotthold — denn so hieß der Knabe — nach Hause kam, und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinauf zu sehen. Denn er dachte, wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich mich doch selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen. Jetzt trat der Vater herzu,

und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kindlein herbei, und freueten sich sehr und aßen. Gotthold aber verbarg sein Antlitz und weinte bitterlich. — Da hub der Vater an und sprach: Mein Kind, was weinest du? — Und Gotthold antwortete: Ach, ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein Anderer scheine, als ich bin, und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf, und aufhöre mein eigener Quäler zu sein. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt. — Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letzte Mal sei, daß du Etwas zu verhehlen hast. Dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen. (Krummacher.)

Wer nach begangenem Fehler der Wahrheit huldigt,
Viel weiser ist, als der ihn schlecht entschuldigt.

Die schlechteste Entschuldigung führst du an,
Sagst du: Es hat ein anderer auch gethan.

150. Der kluge Richter.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, davon haben wir längst schon gute Beweise. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigenthum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der Andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich **800** Thaler in dem Tuch eingenäht. Ich finde aber nur noch **700** Thaler. Ihr werdet also wohl eine Nath aufgetrennt und eure **100** Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan. Ich danke euch." Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn.

Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der Eine, daß 800 Thaler seien eingenäht gewesen, der Andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen und die schlechte Gesinnung des Andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der Eine von euch 800 Thaler verloren, der Andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche sein, auf welches der Erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Bewahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

151. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich der Zweite von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrot auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war, und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar; und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen? — Der König wußte warum: denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift," sagte er zu ihm, „daß wir Zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein? — Der Müller sagte: Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar? — Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schlößlein abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?" — Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so

habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt; sie ist mir nicht feil." — Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin, sagte er, so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren erben.

Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Euere Mühle tariren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammer-Gericht in Berlin nicht wäre! nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also, daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respect haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar. (Hebel.)

151. Der Vogelsteller.

Auf einem Spaziergange kam Kung-Tsee mit seinen Schülern an einen Vogelheerd; sie sahen dem Vogelsteller zu, wie er die im Netze gefangenen Vögel in Käfige vertheilte. Es waren junge Vögel; ängstlich suchten sie ihre Freiheit, aber vergeblich.

„Ich sehe lauter junge Gefangene," sprach Kung-Tsee zum Vogelsteller; „wo sind die Alten?"

„Die Alten?" sprach dieser; „die sind zu klug und mißtrauisch, als daß sie sich fangen ließen. Nach allen Seiten blicken sie umher und nahen keinem Netz, keinem Käfige. Die Jungen, die sich zu ihnen halten, machen es wie sie, und entgehen jeder Gefahr. Nur die Vorwitzigen, die sich von ihnen trennen, fängt man, und einige Alte etwa, die den Jungen nachfliegen."

Kung-Tsee sah seine Schüler an. „Habt ihr gehört und recht verstanden, was dieser Mann sagt? Wie bei den Vögeln, so bei den Menschen." Denkt daher, meine Freunde, stets an das, was der Vogelsteller sagte!" (v. Herder.)

153. Der Einsiedler.

Wer der Welt Ade sagt, und in die Wüste zieht, wird darum nicht schon ein Heiliger; denn so lange die Neigung zum Bösen im

Innern ist, so findet sie auch leicht einen Reiz von außen, und die Sünde ist vollbracht. Das erfuhr Jener, von dem eine alte Geschichte Meldung thut. Dieser Mann war von einer sehr zornigen Natur; statt aber den Grund davon in sich zu suchen, schob er die Schuld auf die Menschen, die ihn zum Zorn reizten, und er dachte: „Ist's also, so schadet mir die Welt, und es ist besser, daß ich sie verlasse, als daß ich meine Seele verliere. Er begab sich daher in die Wüste, und baute sich eine Hütte mitten im Walde, nahe bei einer Quelle, und das Brot, das er genoß, ließ er sich täglich durch einen Knaben bringen, der es fern von der Hütte auf einen Felsen hinlegen mußte. Und so ging es einige Tage ganz gut, und er schien sich selbst der friedfertigste und sanftmüthigste Mensch geworden zu sein. Eines Tages ging er, wie gewöhnlich, mit dem Krug zur Quelle, und er stellte ihn hin, damit das Wasser hineinlaufe. Da aber der Boden steinig und uneben war, so fiel der Krug um. Er stellte ihn wieder hin und behutsamer; aber das Wasser, das ungleich hervorsprudelte, schlug ihn wieder um. Da ergriff er zornig das Gefäß, und stieß es gewalsam gegen den Boden, daß es in Scherben zersprang. Nun merkte er, daß der alte Zornmuth wieder ausgebrochen sei, und er dachte: Ist's also, so frommt mir die Einöde nicht, und es ist besser, daß ich sogleich in der Welt meine Seele zu retten suche, daß ich das Böse meide und das Gute übe. Und er kehrte wieder in die Welt zurück.

Merk': Es giebt böse Neigungen, die man durch Flucht der Gelegenheit bezwingen kann, und es giebt andere, die man durch Widerstand bezwingen muß. Um aber das Eine wie das Andere zu vollbringen, braucht man eben nicht die Welt zu verlassen, sondern nur sich selbst.

154. Rabbi Möir und seine Gattin.

Rabbi Möir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und wohl unterrichtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Möir nach Hause. „Wo sind meine Söhne," fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe?" „Sie sind in die Lehrschule gegangen," war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen," erwiederte er, „und bin ihrer nicht gewahr geworden." Sie reichte ihm einen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?" „Sie werden nicht weit sein," sprach sie und setzte ihm vor zu essen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte,

sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!" „Sage an, meine Liebe!" antwortete er. — „Vor wenig Tagen," sprach sie, „gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?" „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen," sagte Rabbi Möir; „wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiederzugeben?" „O nein!" versetzte sie; „aber auch wiedergeben wollt ich ohne dein Vorwissen nicht." Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne," jammerte der Vater — „meine Söhne!" Sie wandte sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Hern sei gelobet!" — „Der Name des Herrn sei gelobet!" — stimmte Rabbi Möir mit ein.

(Talmud.)

155. Nuschirwan und der Greis.

Nuschirwan, Schach von Persien, fand auf einer Jagdpartie einen Greis, der einen Nußbaum pflanzte. „Alter," redete er ihn an, „denkst du, daß dieser Baum dir noch Früchte geben soll?" — „Früchte soll er geben," antwortete der Alte, „das denk' ich, wenn nicht mir, doch meinen Enkeln. Andere pflanzten und ich genoß: nun will ich pflanzen, damit andere genießen mögen." — „Sih," rief Nuschirwan. Nun ist zu wissen, daß, so oft Nuschirwan das Wörtchen Sih ausrief, der Schatzmeister viertausend Dirhem auszahlen mußte. Sih war eine Anweisung von viertausend Dirhem, die auf der Stelle bezahlt wurden, und der Pflanzer erhielt dieselben zur Belohnung seiner treffenden Antwort. „Herr!" fuhr er fort, „es ist wahrlich keine geringe Seltenheit um den Baum, der so schnell Früchte trägt, als mir dieser getragen." — „Sih!" rief Nuschirwan, und andere viertausend Dirhem folgten den ersten. — „Nur deine Huld, o großer König," sprach der Alte, „vermag ein Wunder, wie dieses, hervorzubringen, daß derselbe Baum in kurzer Zeit zweimal Früchte giebt." Diese Antwort entlockte dem König ein drittes verwunderungsvolles Sih! und dem Beutel des Schatzmeisters viertausend andere blanke Dirhem. Schwerlich ward eine treffende Antwort je besser belohnt.

(v. Hammer.)

156. Willegis.

Es sah'n am Thum zu Mainz die adeligen Herren den Willegis zum Bischof nicht allerwege gern.

Der war ein Wagnersohn. Sie malten ihm zum Hohn mit

Kreide Räder an die Wand; die sah er, wo er ging und stand, doch es nahm Willegis an dem Schimpf kein Aergerniß.

Denn als der fromme Bischof die Räder da erseh'n, so hieß er seinen Knecht nach einem Maler geh'n.

Komm' Maler, male mir ob jeder Thür dahier ein weißes Rad im rothen Feld; darunter sei die Schrift gestellt: Willegis, Willegis deiner Abkunft nie vergiß!

Nun wurde von den Herren im Thum nicht mehr geprahlt; man sagt: sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.

Sie sah'n, dergleichen thut bei weisem Mann nicht gut. Und was dann für ein Bischof kam, ein jeder das Rad in's Wappen nahm. Also ward Willegis Glorie das Aergerniß! (A. Kopisch.)

157. Des Finken Abschied.

Es saß ein Fink auf grünem Zweig, der war so frisch und blätterreich, und sang wohl dies und jenes. — Durch Lenz und Sommer und Herbst er sang, hätt' da gesungen sein Lebenlang, wär' nicht der Winter kommen.

Der Winter kam mit Saus und Braus: „Ihr Müßiggänger, zum Reich hinaus! Ihr Flatt'rer und Sänger und Horcher! Herab vom Baum, du grünes Blatt! Zum Bauen und zum Brennen hat der Herr das Holz erschaffen!" —

Da geht im Hain das Schütteln los, und flugs steht alles blank und bloß, bis auf den Zweig des Finken. Jetzt, naseweises Vöglein, flieh! Mit solcher Staatsökonomie da ist nicht viel zu spaßen.

Und's Vöglein flog und sang: Ade! Da warf der Winter Reif und Schnee ihm hinterdrein, und traf's nicht. Der Finke lacht' aus voller Kehl': Bewahre Gott jede Christenseel' vor diesem Landesvater.

Und als ich 'mal nach Welschland zog, manch' Vöglein mit dem Wand'rer flog, da war auch jenes d'runter. Und wär's gewest eine Nachtigall, so hätt' mein Lied einen bessern Schall, ich hab's ihm nachgesungen. (W. Müller.)

158. Räthsel.

Auf einer Weide gehen viel tausend Schafe silberweiß; wie wir sie heute wandeln sehen, sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben aus einem unerschöpften Born; ein Hirt ist ihnen zugegeben mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu gold'nen Thoren, er überzählt sie jede Nacht, und hat der Lämmer keins verloren, so oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten, ein munt'rer Widder geht voran. Die Heerde, kannst du sie mir deuten, und auch den Hirten zeig' mir an! (Schiller.)

159. Der Heimathsort.

Sieh', in stiller Nacht blitzt der Sterne Pracht; dort ist unser Ziel; Wohnungen sind viel, wo der Vater wohnt und voll Gnade thront. Pilger noch sind wir, alle sterblich hier; in den Höhen dort ist der Heimathsort. (A. Knapp.)

160. Glockenruf.

Rufen nicht die Glockentöne: komm, o komm! Erdentöchter, Erdensöhne, werdet fromm! Mächtig tönen sie hernieder, tief im Herzen hallt es wieder: Kindlein, wandle fromm!

Ruft es nicht, wenn Glocken schallen: komm, o komm! Nahe dich des Tempels Hallen gern und fromm. Habe lieb den Ort des Höchsten. Gott ist mir, ich ihm am nächsten, wo ich bete fromm.

Darum, wenn die Glocken rufen: komm, o komm! nah' ich mich des Altars Stufen still und fromm. Nie vergebens sei ihr Mahnen: werdet Gottes Unterthanen! Ja, Herr, mach' mich fromm!

161. Reiselied.

Wohin wir zieh'n, durch Land und Meer: ein Himmel neigt sich drüber her, dein Himmel voller Gnaden. Da steigt erhörlich das Gebet, da wallt man sicher früh und spät vor Feindeslist und Schaden. Keiner, deiner Auserwählten, Geistbeseelten bleibt verlassen; treu will ihn dein Arm umfassen. (M. Frank.)

162. Der listige Feind.

Es war einmal ein mächtiger König über ein großes Reich, der hatte in seinem Lande allerlei Unterthanen, Fürsten und Herren, Grafen, Minister, Generäle, Geheimräthe, Richter, Schreiber, Kaufleute, Handwerker, Bürger und Bauern, am allermeisten aber arme Leute, Tagelöhner und Handarbeiter, deren ganzes Vermögen keinen weitern Weg zu machen hatte, als von der Hand in den Mund, Leute, von denen man zu sagen pflegt, wenn Einer auf einen Baum steigt, so hat er auf der Erde Nichts mehr zu suchen. Der König aber sprach bei sich selbst: In meinem Reiche ist Alles recht und gut und Jeder ist wohl bedacht, denn ob die Reichen und Vornehmen wohl eine bessere Schüssel und ein größeres Haus und kostbarere Kleider haben, so haben sie doch dafür mehr Aerger und Verdruß, und eine schwere Verantwortung und mehr schlaflose Nächte, und haben einen schwachen Magen, der nicht viel vertragen kann, und sind mit mancherlei Krankheiten behaftet, mit Podagra und Zipperlein, von denen der Arme nichts weiß. Der Arme aber hat ein fröhliches Herz und einen gesunden Muth, und kann Kälte und Hitze vertragen und

was er ißt, das schmeckt ihm wohl und seine Kinder sehen frisch aus, und haben bei ihrem Schwarzbrot und Käse doch röthere Backen, als die Kinder der vornehmen Leute. Und wie der König sprach, so war es auch und sein ganzes Volk lebte glücklich und zufrieden, denn Jeder hatte seine Freude und Jeder seine Last, und wenn ein armer Mann sah einen Geheimenrath, oder so etwas, in's Feld spatzieren kommen, so wischte er sich den Schweiß von der Stirn und dachte, der hat wol heut' einen bessern Bissen gegessen, als du, aber nun läuft er auch im Feld herum, damit er nur sein gebrat'nes Hähnlein mit Noth verdauen mag; und wenn ein vornehmer Herr einen armen Holzhacker sein Vesperbrot essen sah, fiel ihm gleich bei, der hat wohl saure Arbeit und muß sich viel plagen, aber was gäbest du doch darum, wenn du auch einmal mit solchem Appetit ein Stück Schwarzbrot hinteressen könntest. — Danach zog der König ferne hin über Land. Nun wohnte an den Grenzen desselben Königreichs ein böser Zauberer und Schwarzkünstler, der war dem König gram und gedachte, wie er ihm wollte Schaden thun. Er hatte es aber vornehmlich auf die armen Leute abgesehen, weil das des Königs meiste Unterthanen waren, und weil sie so glücklich und zufrieden lebten, und weil er nicht leiden konnte, daß ein Mensch glücklich sein sollte. Als nun der König fort war, berief der Zauberer einen bösen Geist und hieß ihn ausgehen durch alle Lande des Königs und in alle Hütten der Unterthanen. Und wo er hinkäme, da sollte er den Menschen Ruhe, Zufriedenheit, Eintracht, Gesundheit, fröhlichen Muth und sanften Schlaf rauben. Der Böse aber fing es pfiffig an und wenn er den Leuten mit der einen Hand die rothen Backen der Gesundheit abwischte, schmierte er ihnen dafür mit der andern ein schmutziges, ungesundes Braunroth auf, und statt des festen Schlafes von Abends 9 bis Morgens um 3 oder 4, gab er ihnen oft schon am Tage einen halbwachen Taumel voll lüsterner, unordentlicher Bilder. Er handelte ihnen auch Butter, Speck, Wurst und alles Zugebröte ab, gegen Wickenbrot und Kartoffeln nebst einem angenehmen Kitzeln und Brennen im Halse, das aber keine Kraft gab. Für den gesunden Leib gab er ihnen einen engen, schwieligen Magen, der nicht mehr recht verdauen konnte, daß es der Arme in diesem Stück auch nicht mehr besser hatte, als die vornehmen Herrschaften, trotzdem er nimmermehr gebrat'ne Kapaunen und Aalpastete essen konnte und nach dem Essen kein Mittagsschläfchen machen durfte. Und wo sich Mann und Frau vertrugen und in Fried' und Einigkeit lebten, da fuhr er dazwischen und sandte Zwietracht und Zank, und warf mit Fluchwörtern und groben Redensarten um sich, und ruhete nicht und brachte es hier und da zu Mord und Todtschlag. Dabei that er immer schön mit den Leuten und hatte immer eine Ausrede, damit Niemand

merken sollte, daß er es wäre der solches thäte. So war er bald in alle Häuser und Hütten eingezogen, und Jeder hatte ihn lieb, denn er trieb allerlei Kurzweil und bei näherer Bekanntschaft auch wüste, schandbare Dinge, an die sich die Leute gewöhnten und ihren Gefallen daran hatten. So stand der Gräuel der Verwüstung bald an allen Orten. Als nun der König wiederkam, hob er seine Augen auf und sahe sein Land an, und weinte sehr. Da traten zu ihm seine Generäle und sein Feldmarschall und sprachen zu ihm: Mache Dich auf und laß uns hin, daß wir den Feind aus dem Lande schlagen. Der König aber sprach: Mein Volk kennet mich nicht mehr, denn der Feind hat seine Augen verblendet und sein Herz verkehrt, und so ihr hingeht, wird es sich zu dem Feinde thun und wider mich ausziehn. Da sprachen die Kriegsleute: Laß uns hin, denn ob ihrer so viele wären, als Sand am Meere, wollen wir sie doch zu Boden schlagen. Der König aber sprach weiter: „Darum klage ich nicht, daß ich ihrer nicht Herr werden sollte, denn die Macht ist mein; aber darum jammere ich, daß ich wider mein eigenes Volk ausziehen muß, und muß es schlagen mit der Schärfe des Schwerts, daß ihrer Keiner entrinne."

„Wer Ohren hat zu hören, der höre! Der König ist Gott, sein Reich ist die Welt, das Volk seid ihr, der Zauberer ist der Teufel, sein Helfershelfer ist der Branntwein. Wo die Branntweinsflasche regiert, da wird dem Teufel gedient statt Gott, geflucht statt gebetet, gelästert statt gesegnet. Der Herr aber wird über euch kommen zum Gericht, und ihr tragt alle euer Urtheil schon an die Stirn geschrieben mit den Worten: Die Säufer und Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben!"

(G. Jahn.)

163. Das Vogelgeschrei.

Der reiche Kaufmann Sondersleben in Frankfurt a. M. hielt die Zeugnisse und Gebote des Herrn seines Gottes, wie einer, dem sie nicht blos in die staubige Bibel auf dem Bücherbrette, sondern tief in's Herz geschrieben sind, und das Schwerste im Gesetz ließ er nicht dahinten. An Sonn- und Feiertagen z. E. wurde in seinem Comptoir — so heißt bei den Handelsherren die Schreibstube — nicht einmal ein Brief geöffnet. Hätte auch nichts geholfen. Denn die eisenbeschlagenen Läden blieben geschlossen, und die Mäuse, welche da den Oblaten-Trümmlein am Siegelstock, oder den Brosamen aus der Tasche des Lehrjungen nachgingen, hatten nicht mehr Licht, als der Maulwurf bei seiner unterirdischen Jagd, oder Simson im Gefängniß der Philister zu Gasa, wenn er sein Brot aß.

Nur das Gebot: „Ihr sollt nicht auf Vogelgeschrei achten"

hielt er nicht, und man konnte von ihm, wie weiland von dem Könige Manasse in Jerusalem sagen: „Er achtete auf Vogelgeschrei.“

Nicht daß er seine Geldbörse schüttelte, wenn er den Kukkuk im Frühjahr zum ersten Male rufen hörte, oder, daß er es für ein schlimmes Zeichen hielt, wenn ihm eine schreiende Elster über den Weg flog, oder daß er an sein letztes Stündlein dachte, wenn sich der Todtenvogel in der Nachbarschaft hören ließ, oder daß er sich den Tag über besonders in Acht nahm, wenn am Morgen vor seinem Hause eine Henne gekräht hatte. Den Kukkuk, die Elster und das Käuzlein ließ er schreien, so lange sie wollten. Er achtete nicht mehr darauf, als auf eine summende Fliege an seinem Fenster.

Aber wenn im Spätherbste die ersten Schneegänse hoch über das Mainthal hinflogen, und den Winter ansagten, achtete der reiche Kaufmann auf ihr Geschrei, wie der Kriegsknecht im Feldlager auf den Ruf des Trommeters, und machte sich auf, allerhand zu thun, daran er im Frühling und im Sommer nicht dachte.

Er hatte nämlich verschiedene Waarenlager, eins immer größer, denn das andere. In dem einen Speicher lagerten Sandelholz und Indigo und Purpur so viel, daß man damit den ganzen Strom hätte blau oder roth färben können; also, daß es aus dem Main in den Rhein geflossen wäre, wie aus dem Farbhaus eines Schönfärbers auf die Gasse. Der andere Speicher lag voll Zuckerhüte und Kisten von unten bis oben an, und der Kaufherr wäre nicht in Verlegenheit gerathen, wenn sich alle Frankfurter, vom Bürgermeister bis zum Schuhflicker herab, auf eine Schaale Kaffee angesagt hätten. Und in dem dritten unter der Erde lagen viele Stückfässer uralten Weins hintereinander, und waren so groß, daß man dabei wohl denken mochte an das gewaltige Faß des Propheten Jeremias, von welchem geschrieben steht: „Moab ist von seiner Jugend auf sicher gewesen, und auf seinen Hefen stille gelegen, und ist nie aus einem Faß in das andere gegossen, und nie in's Gefängniß gezogen, darum ist sein Geschmack ihm geblieben, und sein Geruch nicht verändert worden.“ Ueber dem Keller stand ein Kornhaus, darinnen große Haufen von Roggen, Gerste und Waizen aufgeschüttet waren, aber nicht zum Verkauf, wie die Specereien in den andern Häusern.

Sondern wenn der Kaufherr die ersten Schneegänse hörte, oder sein Schaffner ihm sagte: „Sie sind da,“ hub er an, zweimal in der Woche in sein Kornhaus zu gehen, und wenig oder viel Malter dem Bäckermeister neben der Domkirche abzumessen. Der buk Brot daraus, den Laib zu drei oder sechs Pfunden, so weit es reichte. Den andern Tag, wenn es kalt geworden war, kamen arme Leute und holten es; gaben aber kein Geld dafür, sondern zeigten nur die Handschrift des Kaufherrn, und empfingen dagegen, was auf dem Blättlein stand.

Und in Sachsenhausen (der am linken Mainufer gelegene Theil der Stadt Frankfurt) waren zwei Schulen, und darin viele Kinder reicher und armer Leute durcheinander. Die reichen ließ der Lehrer Vormittags um die eilfte, und des Nachmittags um die dritte Stunde heim, und hielt sie nicht auf; die armen aber blieben auf ihren Bänken sitzen und warteten, bis der Knecht des Bäckers kam, einen großen Korb Brot auf dem Kopfe, und einem Jeglichen gab zwei oder drei Wecken, außen so gelb, wie eine Citrone, und innen so weiß und locker wie Baumwolle.

Die Wecken waren aber auch von dem Kaufherrn, der damit fortfuhr, bis ihm das Schwalbenpaar in seiner Hausflur ansagte, daß alle Schneegänse bis auf die letzte wieder heimgezogen wären.

Nun hätte der Schaffner schon längst gerne wissen mögen, warum sein Herr das Kornhaus öffnete und schloß, wenn die Trommeter von Mitternacht, die Gänse, kamen oder gingen, und befragte ihn um die Ursache eines Abends im Garten vor der Stadt, als er fröhlich war in dem Herrn und gutes Muthes, wie das Volk, welches Salomo nach dem großen Kirchweihfeste in seine Hütten ließ.

Der Kaufherr sah seinen Diener fast zorniglich an, wie der König Ahasveros die Esther, da sie ungerufen durch alle Thüren hinein kam vor seinen Stuhl. Doch wandelte sich sein Unwille alsbald zur Güte und sprach:

„Johann, ich weiß, daß du von dem Allen nichts wieder sagst, bis ich mich zu meinen Vätern versammelt habe; darum höre. — Mein Vater war ein armer Schuhflicker im Oberland, und auf seinem Grund und Boden wuchs ihm nicht mehr Getreide, denn drei oder vier Aehren des Jahres in seiner verfaulten Dachrinne, wenn ein Sperling ein Korn darin liegen ließ. Dazu hatte er sechs Kinder, und wenn er uns das Vesperbrot schnitt, erging es dem Sechserlaib, wie dem Bergabhang gegen Mittag. Deshalb schaffte er das Vesperbrot zwischen Martini und Lichtmeß ganz ab, weil er bei sich dachte: Um 11 Uhr wird zu Mittag gespeis't, und um 5 Uhr zu Abend, da können die Kindlein ungessen bleiben. — Und wenn doch eins von den Kleinsten in dieser Fastenzeit die Tischlade zog und sie leer fand, pflegte der Vater zu sagen: Die Schneegänse sind gekommen, und haben das Brot mitgenommen. — Seit dieser Zeit wird es mir immer so wunderlich um's Herz, wenn ich die Trommeter von Mitternacht höre."

So sprach der Herr des Schaffners. Der Erzähler aber wünscht, es möchten alle reichen Kaufherren gleich ihm auf das Vogelgeschrei achten, im Winter auf die Gänse und im Sommer auf die jungen Sperlinge, welche rufen: Gieb, gieb! (Stöber.)

Wohlstand ist dir nur gegeben,
Daß auch and're von dir leben.

164. Muttersorge.

In Afrika lebte eine fromme Mutter, die hieß Monika; die war eine Wittwe, und hatte einen Sohn, der hieß Augustin. Aber der Jüngling fiel zugleich in die Netze der Sünde und einer ungöttlichen Weisheit, und sein unverständiges Herz wurde verfinstert, und sein Weg verderbt. Die Mutter aber gedachte, er würde ihre grauen Haare mit Leide hinunter in die Grube bringen. Und sie rief zu dem Herrn in ihrer Noth, und brachte viel Gebet und Thränen vor ihn. Desgleichen auch suchte sie Rath und Hülfe bei frommen Menschen. Also kam sie zu einem erfahrenen Bischof und bat: Sprich mit meinem Sohne, ob du ihn bekehrest von dem Irrthum seiner Wege. Aber der Bischof sagte: Nicht also, denn er ist jetzo noch aufgeblasen, und brüstet sich seiner neuen Weisheit, er möchte sein Ohr verstopfen gegen meine Rede; aber laß ihn, und fahre du fort, für ihn zu bitten zu dem Herrn, der wird ihn überführen zu seiner Zeit. Aber deß konnte sich die Mutter noch nicht getrösten, und sie bat zum andern und zum drittenmal: „O Herr, höre die Stimme deiner Magd und sprich mit meinem Sohne!“ und sie weinte viel. Da entsetzte sich der Bischof über des Weibes Liebe und rief: Gehe hinweg, und halte also an; denn es ist unmöglich, daß ein solcher Thränensohn sollte verloren gehn können! Und dem Weibe dünkten die Worte, gleich als wären sie vom Himmel geredet. Und über eine lange Zeit, da geschah, wie sie geglaubt und gebeten hatte, und sie konnte mit Freuden sprechen: „Dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig geworden; er war verloren, und ist wieder gefunden!“ — Noch mehr, ihr Sohn ward einer der treuesten Diener in der Kirche Christi. († 430.)

Ihr Kinder, also liebt, sorgt und weint ein Mutterherz! Es ist aber nicht fein seiner Mutter solche Thränen auszupressen. Wollt ihr vor solcher Sünde behütet bleiben, so hört auf die Stimme euers Gottes und folgt ihm. Er liebt euch noch mehr, als Vater und Mutter; denn also spricht der Herr: „Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselben vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen!“ Jes. 49, 15. (Krummacher.)

165. Morgenlied.

Die Nacht ist nun vergangen, der Morgen steht so herrlich da, und alle Blumen prangen und alle Bäume fern und nah. Die frommen Nachtigallen, sie singen laut im Freudenklang; die Lerchen, höchst vor allen, zum Himmel bringen sie Gesang; der Kukkuk auf den Zweigen und auch der Zeisig klein, sie wollen sich dankbar zeigen, will keiner der letzte sein! (M. Arndt)

166. Ein reiner unbefleckter Gottesdienst.

Meister Martin war ein Küper oder Küfner und angesehener Bürger zu Nürnberg. Einmal hatte ihn der Rathsherr Jakobus Paumgartner besucht, und Martin begleitete ihn beim Weggehen. Als sie nun hinaustraten auf den Flur, stand ein junges Weib da mit fünf Knaben, von denen der älteste kaum acht, der jüngste kaum ein halbes Jahr sein mochte. Das Weib jammerte und schluchzte. Rosa, Martin's Tochter, eilte der Eintretenden entgegen und sprach: „Ach Gott im Himmel! Valentin ist nun doch gestorben, dort steht sein Weib mit den Kindern." — „Was — Valentin gestorben?" rief Meister Martin ganz bestürzt — „ei über das Unglück — über das Unglück! — Denkt euch," wandte er sich zu Paumgartner, „denkt euch mein würdiger Herr! Valentin war der geschickteste Geselle, den ich in der Arbeit hatte, und da verwundete er sich bei dem Bau eines Fasses gefährlich mit dem Lenkbeil; die Wunde wurde schlimmer und schlimmer, er verfiel in ein heftiges Fieber und hat nun gar sterben müssen in seinen blühendsten Jahren." Darauf schritt Meister Martin zu auf das trostlose Weib, die in Thränen gebadet, klagte, daß sie nun verderben werde in Noth und Elend. — „Was," sprach Martin, „was denkt ihr denn von mir, in meiner Arbeit brachte sich euer Mann die gefährliche Wunde bei, und ich sollte euch verlassen in eurer Noth? — Nein, ihr Alle gehört fortan zu meinem Hause. Morgen, oder wenn ihr wollt, begraben wir euern armen Mann, und dann zieht ihr mit euern Knaben auf meinen Meierhof vor dem Frauenthor, wo ich meine schöne, offene Werkstatt habe und täglich mit meinen Gesellen arbeite. Da könnt ihr dann meiner Hauswirthschaft vorstehen, und eure tüchtigen Knaben will ich erziehen, als wären es meine eignen Söhne. Und daß ihr's nun wißt, euren alten Vater nehme ich auch in mein Haus. Das war sonst ein tüchtiger Küfergeselle, als er noch Kraft in den Armen hatte. Nun! — wenn er auch nicht mehr Schlägeln, Kimmkeule oder Bandhacke regieren, oder auf der Fügbank arbeiten kann, so ist er doch wohl noch des Degsels mächtig, oder schabt mir mit dem Krummmesser die Bände aus. Genug, er soll mit euch zusammen in meinem Hause aufgenommen sein." Hätte Meister Martin das Weib nicht erfaßt, sie wäre ihm vor Schmerz und tiefer Rührung beinahe entseelt zu Füßen gesunken. Die ältesten Jungen hingen sich an sein Wamms, und die beiden jüngsten, die Rosa auf den Arm genommen, streckten die Händchen nach ihm aus, als hätten sie Alles verstanden. Der alte Paumgartner sprach lächelnd, indem ihm die hellen Thränen in den Augen standen: „Meister Martin, man kann euch nicht gram werden," und begab sich dann nach seiner Behausung. (Hoffmann.)

167. Das Wunderkraut.

Wider alle Wunden giebt's ein kräftig Kraut; der hat Heilung funden, wer dies Kräutlein baut. In des Glaubens Garten ist es nur zu schau'n. Lern' das Kräutlein warten; es heißt: Gottvertrau'n!

Singt zu allen Zeiten von des Vaters Huld! Singt: An keinem Leiden ist die Liebe Schuld! Was sie giebt zu tragen, ist dem Menschen noth, daß er lerne sagen: Sterben ist kein Tod. (Fink.)

168. Liebet eure Feinde!

In einem Walde des westlichen Rußlands lebte noch im verflossenen Jahre ein wackerer Förster mit seinem jungen Weibe, zweien holden Kindern und einigen Jägerburschen in glücklicher Abgeschiedenheit. Auch zu ihnen war indessen schon die Kunde von den traurigen Verheerungen gekommen, welche die Cholera in den östlichen Theilen des Landes anrichtete, und wie sie immer nach Westen vordränge. Schon hatte deshalb der Förster in der nächsten Stadt sich Verhaltungsregeln geben lassen, auch einige Arzneien eingekauft, als eines Nachmittags ein Jägerbursche die Botschaft bringt, daß in dem nächsten, eine Meile entfernten Dorfe, die Cholera in ihrer ganzen Furchtbarkeit ausgebrochen, und bereits eine Menge Bewohner der Krankheit erlegen sei. Schnell beschließt nun der kleine Familienrath jede Verbindung mit dem angesteckten Dorfe auf's strengste zu meiden und auf die Annäherung jedes Fremden ein wachsames Auge zu haben. So kommt der Abend.

Die Mutter bettet ihre Kleinen zur nächtlichen Ruhe und rückt sich einen Sessel an die Seite des Gatten, um am knisternden Kaminfeuer mit ihm noch manche häusliche Sorge zu besprechen. Da schlagen die Hunde an und der eintretende Jäger meldet: „draußen ist der Müller aus dem benachbarten Dorfe; er fliehe, so spricht er, vor der gräßlichen Seuche und bittet um schützendes Obdach. Bleich und verstört sieht er aus, ganz unheimlich wird mir in seiner Nähe. Wenn Ihr erlaubt, so hetze ich die Hunde auf ihn, denn wer kann dem Menschen trauen!" Wohl wußte es der Förster besser noch als sein Jäger, daß jenem Manne nicht zu trauen sei; denn, seit er Marien als Gattin heimgeführt, hatte dieser Müller, der sich auch um ihre Hand beworben, unermüdliche Ränke geschmiedet, das Glück des jungen Paares zu zerstören. — Den Besuch, erwiderte er, hätt' ich wohl nicht erwartet, denn seit vier Jahren zeigte der Mann sich als mein Todfeind und mied meine Schwelle. Doch die Noth versöhnt! schon jetzt hat er Vertrauen zu uns gefaßt, vielleicht wird er bald uns herzlich lieben, wenn wir ihm freundlich begegnen.

Kopfschüttelnd geht der Jäger, und alsdann tritt in das nur spärlich erhellte Zimmer eine lange Gestalt ein, vor der du wohl mit Grauen und Entsetzen zurückbeben würdest, begegnetest du ihr im einsamen Walde, und hättest nicht in deiner Brust ein Herz voll echten Christenmuthes und wahrer Jesusliebe. Lange schwarze Haare verbargen in wilder Verwirrung fast gänzlich des Mannes tief gerunzelte Stirn, die Wangen sind bleich und abgezehrt, das Roth der Lippen ist erstorben, und der Blick aus schwarzen, hohlen Augen schweift bald unstät und mißtrauisch im Zimmer umher, bald gleitet er funkelnd an den Wirthen vorüber, bald heftet er starr und matt sich an den Boden. Die Kniee wanken, die Brust keucht vom angestrengten Laufe. Entschuldigungen unverständlich murmelnd, streckt der Müller seine dürren Hände den Wirthen dar, und diese — wenn gleich auf's höchste betroffen — weichen doch nicht zurück; getrost schlagen sie ein und erwidern den krampfhaften Druck des Gastes mit Milde und Freundlichkeit. Kein Wort von vergangenen Zeiten. Mit liebreicher Theilnahme und frommem Sinne spricht der Förster über die gegenwärtige Bedrängniß, düster und abgebrochen nur antwortet der Müller. Unterdessen hat die emsige Hausfrau in Eile ein erquickendes Nachtessen aufgetragen, ein Bett herbeigeschafft und mit sauberer Wäsche bekleidet; und als sie nun Alles zur Labung des neuen Hausgenossen bereitet, wünscht sie ihm eine sanfte Ruhe und geht mit ihrem Gatten in die anstoßende Kammer zu den schlafenden Kleinen. Hier, in andachtsvollem Gebete vereinigt, danken sie Gott für den Segen des Tages, befehlen seiner gnädigen Obhut sich und die Ihrigen und erflehen Labung und himmlischen Frieden für des Müllers zerrüttetes Gemüth. Alsdann umfängt sie ein sanfter Schlaf.

Nur wenige Stunden erst hatten sie geschlummert, da weckte sie ein heftiges Pochen an der Kammerthür. „Der Müller ist" — so ruft ein Jägerbursche herein — „von der gräßlichen Cholera befallen. — Erlaubt, Herr, daß wir ihn eiligst hinausschaffen, damit nicht auch Ihr mit Weib und Kindern verderbt!"

„Mit nichten! da sei Gott vor!" erwidert schnell entschlossen der Förster. „Wartet des Kranken, wie ich euch gelehrt; gleich bin ich selbst da!"

Und so nimmt er die Kinder vom Lager, trägt sie hinauf in die Bodenkammer und eilet hinab zu dem Kranken. Bald folgt ihm die Gattin. Aber welch entsetzlicher herzzerreißender Anblick bietet sich hier dar! Von den heftigsten Krämpfen gefoltert windet und wälzt sich der Müller auf seinem Lager, schon verräth sein ganzer Leib alle gräßlichen Zeichen der furchtbar zerstörenden Krankheit. Indeß noch ein anderer Schmerz, noch ein gewaltsamerer Kampf scheint in der Brust des Mannes zu sein. Denn je mehr der Förster und seine

Gattin in emsiger Liebe um ihn bemüht sind, desto heftiger bebt er vor ihrem Anblick zurück. Bald birgt er sein Gesicht in die Kissen, bald schlägt er mit geballten Fäusten die Stirn, während ein gräßliches Lächeln um die blauen Lippen zuckt. Jetzt fährt er auf vom Lager und zwingt die heisere Stimme zu lautem Rufe: „Rührt mich nicht an, werft mich hinaus, den Krähen und Wölfen zum Fraße! — Halt ein, du schrecklicher Würgengel, reiß mich nicht hinab in die ewigen Martern der Hölle, erst muß ich noch reden! Ein Ungeheuer, wie in der Wüste nicht seines Gleichen, herbergt und pflegt ihr. Wisset: die verpestende Krankheit im Leibe, rannt ich her, rachedürstend — durch meinen Tod euch alle zu verderben! doch jetzt! — o martervolle Pein! o du furchtbarer Richter! ist denn kein Erbarmen vor dir?"

Und ganz erschöpft — betäubt — sinkt der Müller auf sein Lager. Mit gefalteten Händen, den thränenschweren Blick zum Himmel gerichtet, steht der Förster da und sein Weib. Aber der ewige Richter, der Herr des Lebens und der Verdammniß — er winkt dem Todesengel, daß er vorübergehe an dem Hause des Gerechten. In tiefen Schlaf sinkt der Kranke, und ein heftiger Schweiß dringt aus allen seinen Poren. Als er erwacht, sieht er seine wackeren Wirthe in liebevoller Thätigkeit um sich. In seinem Leben zum ersten Male betet jetzt sein Herz. Dann drückt er die Hände der Edeln an seine Brust, an seine Lippen, und die Thränen der Versöhnung, des Dankes und der Liebe fließen reichlich. Nach wenigen Tagen verläßt der Müller sein Krankenlager, genesen, gerettet für das Himmelreich.

169. Des Christen Vaterland.

Wo ist des Christen Vaterland?
Da, wo das Herz hindurchgedrungen,
Wo Sünde, Leid und Tod bezwungen,
Wo wahre Freiheit wird errungen,
Am Ziel von diesem Prüfungsstand, —
Dort ist sein Vaterland.

Wann kommt dies schöne Vaterland?
Wann einst des Leibes Stützen sinken,
Zum Eintritt Gottes Boten winken,
Wenn wir den Kelch des Scheidens trinken,
Der Tod uns reicht die kalte Hand, —
Dann kommt dies Vaterland.

Wer kommt in dieses Vaterland?
Wer ist in's Buch des Herrn geschrieben?
Wer gern für Gott sein Werk getrieben,
Wer fest im Glauben ist geblieben;

Wer seine Prüfung wohl bestand,
Der kommt in's Vaterland.

170. Gottes Treu'.

Es steht im Meer ein Felsen, die Wellen kreisen herum:
Die Wellen brausen am Felsen, doch fällt der Fels nicht um.
Ein Thurm ragt über'm Berge, und schaut in's Thal hinab;
Die Winde rasen am Berge, doch fällt kein Stein herab.
Es zeucht einher ein Wetter, und rasselt am starken Baum:
Zur Erde sinken wohl Blätter, doch eisern steht der Baum.
Des Höchsten ew'ge Treue steht fester denn Fels und Thurm,
Und grünet und blühet auf's neue und trotzt dem rasenden Sturm.

(v. Mayer.)

171. Das Gebet.

Cornelia war die Freude und der Stolz ihrer Aeltern; denn sie war schön von Gestalt, wie ein Lichtstrahl, und ihre Wangen blühten gleich der jungen Rose, wenn sie zum ersten Male dem Thaue sich öffnet. Dazu war ihre Seele so klar, wie ein Frühlingsmorgen, der über den blühenden Thälern schwebet und den fröhlichen Tag verkündet.

Noch hatte Cornelia des Lebens Ernst und Mühe nicht erkannt, und die Tage ihrer Jugend waren heiter. Aber siehe! es erkrankte die Mutter, nachdem sie ein Knäblein geboren, und sie lag darnieder viele Tage lang und ermattete sehr; denn das Fieber war heftig, also, daß es die Sinne zerrüttete. Da durchwachte das Mägdlein die Nächte an dem Bette der kranken Mutter, und labte sie und wandelte um sie her mit leiser Sorgfalt und heimlichen Aengsten.

Und am siebenten Tage ward das Fieber heftiger denn zuvor, und es war eine Stille im Kämmerlein und ein heimliches Weinen; denn ein Jeglicher glaubte sie dem Tode nahe.

Aber mit der Nacht kam der lang ersehnte Schlummer und erquickte die Mutter, und das Leben kehrte zu ihr zurück. Und Cornelia saß am Bette und hörte ihren Odem die ganze Nacht, und ihre Seele war ängstlich in Hoffnung.

Als nun der Tag erschien, da schlug die Mutter die Augen auf und sprach: „mir ist wohl! ich werde genesen!" — und sie aß und trank und schlummerte von Neuem.

Da ward es dem Mägdlein wunderbar im Herzen vor Freude, und Cornelia ging leise aus dem Kämmerlein und hüpfte hinaus in das Feld und stieg auf einen Hügel zur Zeit der Dämmerung. — Hier stand sie, bewegt von mancherlei kämpfenden Gefühlen des Schmerzes und der Hoffnung. Da stieg die Morgenröthe empor

und umstrahlte ihr Antlitz, und Cornelia gedachte nun des neuen Lebens der Mutter nach dem erquickenden Schlummer, und der Angst, die sie empfunden. Aber sie vermochte nicht länger die Fülle der Empfindung im Herzen zu fassen; sie kniete nieder auf die Blumen des Hügels und neigte ihr Antlitz, und ihre Thränen vereinigten sich mit dem Thaue des Himmels.

Darauf erhob sie ihr Haupt und kehrte zurück in die Heimath und in das Kämmerlein der Mutter. Und Cornelia schien schöner und lieblicher, als zuvor; denn sie hatte mit Gott geredet.

(Krummacher.)

172. Der Schnitter Tod.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, der hat Gewalt vom höchsten Gott: heut' wetzt er das Messer, es schneid't schon viel besser, bald wird er drein schneiden, wir müssen's schon leiden. Hüte dich, schönes Blümelein!

Was heut' noch grün und frisch dasteht, wird morgen schon hinweggemäht: die edlen Narcissen, die Zierden der Wiesen, die schön' Hyacinthen, die türkischen Binden. Hüte dich, schönes Blümelein!

Viel hunderttausend ungezählt, was nur unter die Sichel fällt: ihr Rosen, ihr Lilien, euch wird er austilgen, auch die Kaiserkronen wird er nicht verschonen. Hüte dich, schönes Blümelein!

Das himmelfarb'ne Ehrenpreis, die Tulipanen gelb und weiß, die silbernen Glocken, die goldenen Flocken, senkt Alles zur Erden: was wird daraus werden? Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr hübsch' Lavendel, Rosmarein, ihr vielfarbigen Röselein, ihr stolzen Schwertlilien, ihr krausen Basilien, ihr zarten Violen, man wird euch bald holen. Hüte dich, schönes Blümelein!

Trotz, Tod! komm' her, ich fürcht' dich nit! Trotz, eil' daher in einem Schritt! Werd' ich nur verletzet; so werd' ich versetzet in den himmlischen Garten, auf den wir Alle warten. Freue dich, schönes Blümelein.

173. Vaterlehren und Lebensregeln.

Zuerst vertrau' auf Gott recht fest,
Der keinen Menschen je verläßt,
Und bete zu ihm jeden Tag,
Ob gut, ob schlecht dir's gehen mag;
Und sollte selbst das Herz dir bluten,
Vertrau' auf ihn, er führt zum Guten.
Dann aber trau' auch fest auf dich
Und rühre dich recht männiglich!

Von selbst kommt Wohlsein nicht herein,
Es will gar ernst errungen sein;
Im Thätigsein liegt's höchste Glück,
Der Träge weicht vom Ziel zurück,
Je schwereres du wirst vollenden,
Um desto heit'rer kannst du enden.
D'rum rasch an's Werk, und das noch heut'!
Nichts Edler's giebt es als die Zeit;
Noch ist sie dein, du darfst von morgen
Nicht eine Stunde hoffend borgen:
Denn nimmer kannst du sicher sein,
Ob auch das Morgen werde dein;
Du weißt es nicht, welch' schwere Dinge
Die nächste Zeit dir plötzlich bringe.
Am nächsten nach ihr, spar' das Geld,
Den größten Hebel in der Welt!
Des Lebens Freiheit hängt daran,
D'rum sieh' dir jeden Pfennig an,
Und laß ihn nimmer, nimmer fahren,
Kannst du mit Ehren ihn bewahren;
Steht keiner mehr dir zu Gebot,
Erwartet Schande dich und Noth.
D'rum, kannst du es, so lege heute
Für schlimme Zeiten was bei Seite.
Ein Mittel hierzu möchte sein:
Leb' einfach, ohne Glanz und Schein;
Was du nicht kaufen mußt, das lasse;
So bleibst du Herr von deiner Kasse.
Wer Vieles hat, muß auch viel sorgen
Und manchmal bei der Thorheit borgen.
Mit einem Wort, in Summa: „strecke
Dich immer hübsch nach deiner Decke"
Und laß es dich nicht irre machen,
Wenn auch die Thoren d'rüber lachen.
Oft hat auch, eh' der Hahn noch kräht,
Solch' Lachen sich schon umgedreht.
Wollst Alles nicht auf einmal thun,
„Wer Sprünge macht, der muß bald ruh'n;"
D'rum folg' im Thätigsein der Spur
Der Alles schaffenden Natur.
Sie geht nur Schritt vor Schritt zum Ziel
Und wirkt doch so unendlich viel;

Sie macht es g'rade wie die Zeit,
Die webt auch eine Ewigkeit,
Indem sie still sich fortbewegt,
Und Stunde nur auf Stunde schlägt.
Geht dir's auch manchmal kreuz und quer,
Und wird das Gutsein dir recht schwer;
So halt' mit allen Kräften aus,
Der Kämpfer nur gewinnt den Strauß.

174. Die Vergeltung. Die vier Pflichten.

Zum Propheten kam ein junger Mann und sprach: Gottgesandter! meine Mutter alt und schwach lebt bei mir, ich geb' ihr Wohnung und Gewand, Trank und Speise geb' ich ihr mit meiner Hand, hebe sie auf meinen Arm und lege sie Sommers kühl und Winters warm, und pflege sie; hab' ich ihr vergolten? Der Prophet sprach: Nein! nicht vergolten, aber wohl gethan und fein. Nicht den zehnten Theil vergaltest du mein Sohn. Doch Gott gebe dir für's Kleine großen Lohn.

Ein Anderer zum Propheten tritt: Gestorben sind mir beide Eltern, bin ich quitt nun gegen sie der weitern Pflichten? Er sprach: Mit nichten, du hast die vier noch zu entrichten: für sie im Himmel noch zu beten, und ihre Schulden hier auf Erden zu vertreten, dann ihre Freunde noch zu ehren, und ihr Gebautes nicht umzukehren.

175. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Tagelöhner um funfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit funfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Muthes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrocke erwiederte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheil zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Drittheil lege ich auf Kapital an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen armen Aeltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt, und noch

schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Aeltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

176. Haustafel für unsere Zeiten.

Uebergieb dich auf ewig dem göttlichen Willen, der deine folge dem seinen nur nach, still, wie der Mutter das Kind! Wirke für Andere nur, für dich laß wirken den Höchsten! Wie du die Brüder liebst, liebe der Vater dich selbst! Leide mit sanftem Muth! Mit Leiden erkaufst du dir Schätze, aber verdrossener Sinn, wandelt sein Geld dir in Blei. Schlägt man dich, beuge dein Haupt, und schilt man, so laß dir's gefallen! Aber für Wahrheit und Recht kämpfe mit Klugheit und Kraft.

Bändige jede Begier der Sinnlichkeit, Alles ist eitel. Was du entbehrest im Fleisch, wird dir im Geiste Gewinn. Willst du glänzen, so glänze vor Gott am inneren Menschen! Hoch vor den Menschen zu sein, ist vor dem Höchsten ein Greuel. Reichthum sammeln ist Nichts; reich ist ein heiliges Herz nur; dies ist die Münze des Reichs, welche in Ewigkeit gilt. Weisheit such' in der Schrift, und erfleh' sie vom heiligen Geiste!

Schäme dich vieler Dinge, nur nicht zu bekennen den Heiland! Schreckliche Schande, wenn einst deiner der Heiland sich schämt! Bleib' in stetem Gebet, ein Gebet sei jeder Gedanke! Teufel entfliehen vor ihm, und wer da bittet, empfänget.

Köstlicheres nichts, nichts Mächtigeres ist, als der mächtige Glaube. Welten bezwingst du mit ihm, aber, wer zweifelt, erliegt. Dulde Gewalt! Gott hat sie verliehen, Gott wird sie auch richten. Knechtschaft hier in der Zeit ist in dem Himmel ein Thron. Aber Gewalt nicht, Lockungen nicht, nicht Güte, nicht Härte müssen dir nehmen den Muth, Christum zu ehren allein.

177. Denkspruch.

Das Unkraut, ausgerauft,
Wächst eben immer wieder,
Und immer kämpfen mußt du neu das Böse nieder.
Wie du mußt jeden Tag neu waschen deine Glieder,
So die Gedanken auch an jedem Tage wieder. (Fr. Rückert.)

178. Die Quecken.

Fünf Quecken, die der Gärtner ausjätete und über den Zaun warf, gingen hin und kamen an einen Acker und sprachen zum Herrn

desselben: „Wir sind unschuldig vertriebene Leute. Erbarme dich doch unser und laß uns wohnen an dem äußersten Saum deines Feldstückes, da kein Waizenhalm mehr steht." Und der Mensch erbarmte sich über ihre Blöße und gab ihnen ein Plätzlein am Grenzsteine neben dem Raine und freute sich seines guten Werks. Aber die Quecken liefen mälig unter dem Boden fort und fort und nahmen den ganzen Acker ein von unten bis oben hinaus. Und etliche Monden darauf, als der Herr die Sichel hinschickte, fand sie nichts als dünne und verkümmerte Aehren. Denn die fremden Quecken hatten den Acker ausgesogen; und denselbigen Menschen reuete es, so viel er Haare auf seinem Haupte hatte, daß er an ihnen Barmherzigkeit gethan. — Wer Ohren hat zu hören, der höre! (A. Stöber.)

179. Der Sünde Gang.

Ein Vater hatte ein Söhnlein von muthwilliger Gemüthsart, dem gestattete er jegliches Tichten und Trachten. Also auch warf er denen, so in des Vaters Haus kamen oder vorübergingen, heimlich Kletten auf die Kleider und in das Haar; dazu lachte der Vater. Aber ein ernster Mann, dem solches widerfuhr, bemerkte es, und wandte sich um und sprach: Lasset ab von solchem Beginnen und wehret dem Knaben, so lang er jung ist; euer Lachen möchte sich in Weinen verkehren! —

Deß lachten jene noch mehr und der Knabe trieb seinen Spott und Muthwillen immer weiter, und warf, als er größer wurde, mit Unrath und Steinen. Da suchte der Vater ihn zu wehren: aber er verlachte den Vater.

Das Gebein des Sohnes bleichet auf dem Rabenstein vor dem Angesicht des Vaters. Aber der Vater siehet es nicht. Denn seine Augen erloschen in Thränen. (Krummacher.)

180. Der Erzgeizhals.

Es ist einmal ein Erzgeizhals gewesen, der hat viel Geld zusammen gescharrt, einen ganzen großen Topf voll. In seinem Hause hielt er es aber nicht für sicher. Er traute seinen eigenen Leuten nicht, und der Nachbar hätte durch die Wand riechen können, wo es verborgen wäre. Daher trug er es bei Nachtzeit in den Wald, recht in das Dickicht und Dunkel hinein. Da stand eine große Eiche mit kräftigen Zacken. Unter dieser grub er eine Höhle, setzte den Topf hinein und wälzte einen Stein darauf. Nun war in derselben Stadt ein armer Schlucker, der hatte das Seine durchgebracht. An Buße dachte er nicht und an einen Gott glaubte er nicht. Der ging etliche Tage später in den Wald. Er nahm keinen Topf voll Gold mit, aber einen Strick, denn er wollte sich aufhängen. Er kam

unter dieselbe Eiche. Ihre Zacken waren ganz so, wie er sie suchte, aber doch ein Bischen zu hoch. Darum wälzte er den Stein, der die Höhle schloß, näher dem Baume zu. Beim Wegwälzen merkte er die Höhle und untersuchte, was darin sei. Finden und Nehmen war bei ihm eins. Er packte das ganze Gold ein und legte dafür seinen Strick in den Topf. Den Stein wälzte er wieder auf das Loch. Kurz darauf kam der Vergräber und wollte sehen, ob der Schatz noch vorhanden sei. Wie groß war sein Schrecken, einen Strick für seinen Schatz zu finden. Er wußte keinen andern Rath, als den Strick um den Eichenast zu schleifen und sich daran zu hängen. —

Daraus kann man lernen, daß man sein Herz nicht an einen Topf voll Gold hängen soll, denn wenn der gestohlen wird, hängt man sich an einen Strick.

181. Die Christen und ihre Verfolger.

In dem Lande Bithynien war eine Christengemeine, so von den Heiden hart verfolget wurde, also daß sie nur bei Nacht in Wäldern und Klüften sich versammeln konnte, den Herrn zu preisen. Es war aber allda ein Mann, Namens Milas, der ging umher und spähete, wo Christen waren und zeigete sie an bei dem Landpfleger aus Bosheit und um schnöden Gewinnst. Und wenn die Christen gepeinigt wurden, höhnete er ihrer. Aber nach einiger Zeit, da er Hader bekommen hatte mit seinen Gesellen um den Lohn, brachen diese in sein Haus und zerschlugen ihn mit vielen Wunden, und ließen ihn für todt in seinem Blute; aber alle seine Habe nahmen sie mit sich. Also war er so arm, als er nimmer gewesen, noch je gedacht hatte, und sein Weib und Kinder seufzten in Hunger und Kummer, also daß sie mit dem Vater zu sterben gedachten. Denn Niemand erbarmte sich ihrer.

Als nun solches der Christengemeine bekannt wurde, sammelten sie eine Beisteuer, und ein Jeglicher gab reichlich von seiner Armuth, nach dem er hatte. Und sie sandten am Abend einen aus ihrer Mitte, daß er ihnen brächte. Da er nun in ihr Haus trat, jammerte die Mutter, und die Kinder schrieen und wehklagten vor Hunger und Elend. Als sie aber den Fremdling sahen, erschraken sie und verstummeten. Da that der Fremdling seinen Mund auf und sprach mit sanfter Stimme: Fürchtet euch nicht; ich bringe euch einigen Trost und Erquickung, eure Noth zu mildern. Darauf reichte er dar einen Vorrath von Lebensmitteln und die Beisteuer, hinreichend für viele Tage. Als nun das heidnische Weib den Fremdling ansah, da rief sie laut auf mit Schrecken: O ihr Götter! Du bist einer von denen, die wir verfolgten! Denn das Weib hatte auch heimlich verkundschaftet, und dem Manne bedeutet, wo Christen wären. Uns, deinen

Feinden, sagte sie, erweisest du solches Erbarmen! Ihr Mann aber stöhnete, denn er war voller Schmerzen. Da sprach der Abgesendete: Danket mir nicht. Ich komme in dem Namen des Herrn, den ihr verfolget und der uns gelehret und Kraft gegeben hat, unsere Feinde zu lieben, und denen wohlzuthun, die uns hassen und verfolgen. Darauf sagte er: Jetzt pfleget des Kranken, und wollet ihr dankbar sein, so verschweiget, was euch widerfahren ist, damit euch ferner geholfen werde. Da er solches gesagt, grüßte er sie Alle freundlich und ging von dannen. Als er hinweg war, ward eine Stille in der Kammer; das Weib aber weinte mit vielen Thränen, und sagte mehrmals: Ist das der Herr, den wir verfolget haben? Und sie pflegte ihres Mannes und seiner Wunden mit Binden und Salben, die auch zu der Beisteuer gelegt waren, und sagte einmal über das andere: Ist das der Herr, den wir verfolget haben? Nach etlichen Tagen starb Milas und ward begraben. Da kam am Abend der Fremdling in das Haus und brachte der Wittwe die Steuer der Gemeine. Da fiel sie auf ihr Angesicht und weinte bitterlich und sprach: O Herr, was soll ich thun? und wie soll ich danken? und wie soll ich meine Sünde bedecken? — Da hob er sie auf und sprach: Glaube an den Herrn Jesus, so wirst du und dein Haus selig. Und sie ward gläubig mit ihrem ganzen Hause, und nachdem sie mit dem Schwert enthauptet worden, hat sie die Krone des Lebens empfangen, die der Herr geben wird Allen, die ihn lieb haben.

(Krummacher.)

182. Zwei Lehren.

Zwei Lehren, liebe Seele! hab' wohl Acht!
Heil dem, der sie gelernt und recht bedacht!
Die eine sei dir eine Führerin,
Derweil du wallst durch's Erdenleben hin;
Die and're aber sei für Aug' und Herz
Ein Leitstern auf der Wallfahrt himmelwärts.

Es sorgt die Welt, wo Sorgen unnütz ist;
Dieweil sie deß, der für sie sorgt, vergißt.
Kleinmüthig sorget sie für Speis' und Kleid
Und müht sich ab in Angst und Herzeleid.
Du sorge nicht, wo schon ein Größ'rer sorgt,
Der dir umsonst all' deine Nothdurft borgt.
Wer sorgt, gewinnt nichts und verliert dazu.
D'rum, wo die Welt sorgt, da vertraue du!

Die Welt vertraut, wo das Vertrau'n nicht frommt,
Weil zu viel Sicherheit zum Falle kommt.

Bethört vertrauet sie auf leeren Schein,
Auf eig'ne Tugend, eig'ne Kraft allein.
Doch du vertrau' nicht, wo nur Demuth ziemt.
Der ist nicht tüchtig, der sich selber rühmt.
Sorglose Ruhe stört die ew'ge Ruh!
D'rum, wo die Welt vertraut, da sorge du!

Die beiden Lehren präg' in's Herz dir ein;
Sie sind mehr werth als Gold und Edelstein.
Wegweiser sind sie auf der Lebensbahn,
Leitsterne, die dich führen himmelan.
D'rum, wo die Welt sorgt, da vertraue du,
Und wo die Welt vertraut, da sorge du!

(Nesselmann.)

183. Vertrauen auf Gott.

„Sorgt nicht!“ spricht der Herr des Lebens,
„Sorgt nicht für den andern Morgen!
Gott, der Vater, wird schon sorgen,
Sorgt der nicht, ihr sorgt vergebens.“
Dieses heißt nicht: Leg' dich schlafen!
Gott wird Brot für Faule schaffen. —
Reger Fleiß ist deine Pflicht,
Aengstlich sorgen sollst du nicht.
Mit der Sorg' ist nichts gethan,
Aber Arbeit nährt den Mann.
Thu' das dein' und trau' auf Gott,
Denn er hilft in jeder Noth.

(Baumer.)

184. Habsburg's Mauern.

Im Aargau steht ein hohes Schloß,
Vom Thal erreicht es kein Geschoß.
Wer hat's erbaut,
Das wie aus Wolken niederschaut?

Der Bischof Werner gab das Geld,
Graf Radbot hat sie hingestellt:
Klein, aber fest,
Die Habichtsburg, das Felsennest.

Der Bischof kam und sah den Bau,
Da schüttelt er der Locken Grau,
Zum Bruder spricht:
„Die Burg hat Wall und Mauern nicht.“

Versetzt der Graf: „Was macht das aus?
In Straßburg steht ein Gotteshaus,
Das bautest du,
Doch Wall und Mauern nicht dazu.“ —

„Das Münster baut' ich Gott dem Herrn,
Dem bleiben die Zerstörer fern;
Vor Feindessturm
Beschützt ein Schloß nur Wall und Thurm.“ —

„Wohl hast du Recht, ich räum' es ein,
Ja Wall und Mauern müssen sein,
Gieb morgen Acht,
Ich baue sie in einer Nacht.“

Und Boten schickt der Graf in's Thal;
Die Mannen nah'n im Morgenstrahl,
Und schaarenweis
Umstellen sie die Burg im Kreis.

Frohlockend stößt in's Horn der Graf
Und weckt den Bischof aus dem Schlaf:
„Die Mauern steh'n;
Wer hat so schnellen Bau geseh'n?“

Das Wunder dünkt den Bischof fremd,
Zum Erker springt er hin im Hemd
Und sieht gereiht
Der Helden viel' im Eisenkleid.

Mit blankem Schilde Mann an Mann
Steht mauergleich des Grafen Bann,
Und hoch zu Roß
Hebt mancher Thurm sich aus dem Troß.

Da spricht der Bischof: „Sicherlich,
An solche Mauern halte dich:
Nichts ist so fest,
Als Treue, die nicht von dir läßt.

So schütze Habsburg fort und fort
Lebend'ger Mauer starker Hort,
Und herrlich schaun
Wird's über alle deutsche Gau'n.“ (Simrock.)

185. Der alte Gott lebt noch.

Es war eines Sonntags Morgen. Die Sonne schien hell und warm in die Stube; linde, erquickliche Lüfte zogen durch die offenen Fenster,

im Freien unter dem blauen Himmel jubilirten die Vögel, und die ganze Landschaft, im Grün gekleidet und mit Blumen geschmückt, stand da, wie eine Braut an ihrem Ehrentage. Aber während nun draussen überall Freude herrschte, brütete im Hause, in jener Stube, nur Trübsal und Trauer. Selbst die Hausfrau, die sonst immer eines heitern und guten Muthes war, sass heute mit umwölktem Antlitze und mit niedergeschlagenem Blicke da beim Morgenimbiss, und sie erhob sich zuletzt, ohne etwas zu essen, vom Sitze, und eine Thräne aus dem Auge wischend, eilte sie gegen die Thür zu.

Es schien aber auch in der That, als wenn der Fluch auf diesem Hause lastete. Es war Theurung im Lande; das Gewerbe ging schlecht; die Auflagen wurden immer drückender; das Hauswesen verfiel von Jahr zu Jahr mehr, und es war am Ende nichts abzusehen, als Armuth und Verachtung. Das hatte den Mann, der sonst ein fleissiger und ordentlicher Bürger war, schon seit langer Zeit trübsinnig gemacht, dergestalt, dass er an seinem ferneren Fortkommen verzweifelte, und manchmal sogar äusserte, er wolle sich selbst ein Leid anthun und seinem elenden, trostlosen Leben ein Ende machen. Da half denn auch kein Zureden von Seiten der Frau, die sonst immer aufgeräumten Sinnes war, und alle Trostgründe seiner Freunde, weltliche und geistliche, verschlugen nichts, und machten ihn nur schweigsamer und trübseliger. — Der geneigte Leser wird denken, da sei es kein Wunder gewesen, dass denn zuletzt auch die Frau all ihren Muth und Freude verloren hat. Es hatte aber mit ihrer Traurigkeit eine ganz eigene Bewandniss, wie wir bald hören werden. Als der Mann sah, dass auch sein Weib trauerte und nun forteilte, hielt er sie an, und sprach: Ich lass dich nicht aus der Stube, bis du mir sagst, was dir fehle. Sie schwieg noch eine Weile, dann aber that sie ihren Mund auf, und indem sie einen tiefen Seufzer holte, sprach sie: Ach, lieber Mann; es hat mir heute Nacht geträumt, unser lieber Herrgott sei gestorben, und die lieben Engelein seien ihm zur Leiche gegangen. „Einfalt!" sagte der Mann, „wie kannst du denn so etwas Albernes für wahr halten, oder auch nur denken? Herzlieb, bedenk' doch, Gott kann ja nicht sterben." Da erheiterte sich plötzlich das Gesicht der guten Frau, und indem sie des Mannes beide Hände erfasste und zärtlich drückte, sagte sie: Also lebt er noch, der alte Gott? Ja freilich, sprach der Mann. Wer wollte denn daran zweifeln? Da umfing sie ihn, und sah ihn an mit holdseligen Augen, aus denen Zuversicht und Friede und Freudigkeit strahlten, und sie sprach: Ei nun, Herzensmann, wenn der alte Gott noch lebt, warum glauben und vertrauen wir denn nicht auf Ihn? — Er, der unsere Haare gezählt hat, und nicht zulässt, dass eines ohne seinen Willen ausfalle, der die Lilien des Feldes bekleidet, und die Sperlinge ernährt, und die jungen Raben, die nach Futter schreien? — Bei diesen Worten geschah es dem Mann, als fielen ihm plötzlich Schuppen vom Auge, und als lösete sich das Eis, das sich um sein Herz gelegt hatte. Und er lächelte zum ersten Male wieder nach langer Zeit; und er dankte seinem frommen, lieben Weibe für die List, die sie angewandt, um seinen todten Glauben an Gott zu beleben, und das Zutrauen zu ihm hervorzurufen. Und die Sonne schien nun noch

freundlicher in die Stube auf das Antlitz zufriedener Menschen, und die Lüfte weheten erquicklicher um ihre verklärten Wangen, und die Vögel jubilirten noch lauter in den Dank ihrer Herzen gegen Gott.

186. Der Heide Sokrates.

Sokrates war der Sohn eines Bildhauers zu Athen und seines Geschäftes selber ein Bildhauer. Der dachte, wie manche andere Weisen seiner Zeit darüber nach: „Worin mag wohl des Menschen höchstes Glück bestehen, und wann wird er wohl schon hier auf Erden vollkommen selig sein können?" und meinte am Ende: „Dann, wenn er pünktlich und genau den Willen der Götter erfüllt." Von nun an bemühete er sich ernstlich, heilig und ganz untadelhaft zu leben. Er verkündete seine Meinung jedem, der sie hören wollte. Lernbegierige Jünglinge sammelten sich als seine Jünger um ihn, hörten ihm zu, wie ihrem Meister, und begleiteten ihn, wenn er ausging. Da dankte ihm nun einst ein grober Mensch nicht, den er freundlich gegrüsst hatte. Seine Jünger wurden darüber ärgerlich und sagten: „Du wustest doch, dass der Mensch so grob ist; warum grüssest du ihn denn nur?" Aber Sokrates antwortete sanft: „Wollt ihr denn, dass ich eben so grob sei, wie er?" — Ein ander Mal zankte seine böse Frau Xantippe mit ihm. Sokrates blieb ruhig und wollte zur Thür hinausgehen. Da goss die wüthende Frau einen Topf schmutzigen Wassers ihm über den Kopf und Leib, und siehe! auch da noch blieb er ruhig und sagte blos zu seinen verwunderten Jüngern: „Ich dachte es wohl, dass nach dem Gedonner ein Regen folgen würde!" Man sieht daraus, wie eifrig sich Sokrates bemühete, unsträflich einherzugehen. Und doch musste er am Ende bekennen: „dass in jedem Menschenherzen die Lust zu jedem Bösen läge, — dass der Mensch in eigner Kraft, ohne Hülfe der Götter, eben so wenig tugendhaft sein, wie die Zukunft vorher wissen könne, — und dass darum endlich einer von den Göttern herabkommen und den armen kranken Menschen heilen müsse, wenn er genesen solle!" Solches lehrte Sokrates seinen Landsleuten, aber sie mochten's nicht hören, sondern sie schrieen: „Sokrates verführt das Volk!" warfen ihn in's Gefängniss und verurtheilten ihn zum Tode. Und seine Jünger klagten: „Ach, wenn du doch nur nicht unschuldig sterben müssest!" Sokrates antwortete aber: „Wolltet ihr denn lieber, dass ich schuldig stürbe?" Und als die Jünger sagten: „Wir haben die Wächter bestochen, entflieh' aus dem Gefängniss, du unschuldiger Mann!" entgegnete er: „Ich will aber nicht, sondern will dem Gesetze des Vaterlandes gehorchen!" — und trank ruhig, in der Hoffnung auf ewiges Leben, den Schierlingsbecher, und starb 400 Jahr vor Christi Geburt.

(E. Kappe.)

187. Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn: ein schönerer Gewinn ist, sie erhalten, und der schönst' und schwerste, sie, die schon verloren war, zu retten. — Sanct Johannes, aus dem öden Pathmos wiederkehrend, ward, was er gewesen, seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen

Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam. In der Menge sah er einen schönen Jüngling, fröhliche Gesundheit glänzte vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen sprach die liebevollste Feuerseele. „Diesen Jüngling, sprach er zu dem Bischof, nimm in deine Hut. Mit deiner Treue stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge mir und dir vor Christo die Gemeine." Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich, unterwies ihn, sah die schönsten Früchte in ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute, liess er nach von seiner strengen Aufsicht. Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings. Angelockt von süssen Schmeicheleien, ward er müssig, kostete die Wollust, dann den Reiz des fröhlichen Betruges, dann der Herrschaft Reiz; er sammelt um sich seine Spielgesellen, und mit ihnen zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber. Als Johannes in die Gegend wieder kam, die erste Frag' an ihren Bischof war: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!" „Wann und wie?" — Er ist Gott abgestorben, ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber." „Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes, ford're ich einst von dir. Jedoch wo ist er?" — „Auf dem Berge dort!" — „Ich muss ihn sehen!" Und Johannes, kaum dem Walde nahend, ward ergriffen (eben dieses wollt' er). „Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer." Vor ihn trat er! und der schöne Jüngling wandte sich; er konnte diesen Anblick nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling, nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater, einen Greis. Ich habe dich gelobet meinem Herrn und muss für dich antworten. Gern geb' ich, willst du es, mein Leben fur dich hin; nur dich fortan verlassen kann ich nicht! — Ich habe dir vertrauet, dich mit meiner Seele Gott verpfändet." Weinend schlug der Jüngling seine Arme um den Greis, bedeckte sein Antlitz, stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort aus den Augen ihm ein Strom von Thränen. Auf die Kniee sank Johannes nieder, küsste seine Stirn und seine Wange, nahm ihn neugeschenket vom Gebirge, läuterte sein Herz mit süsser Flamme. Jahre lebten sie jetzt mit einander; in den schönen Jüngling goss sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings also tief erkannt' und innig festhielt? und es wiederfand, und unbezwingbar rettete? Ein Sanct-Johannes-Glaube, Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

(v. Herder.)

188. Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört, in der der Segen wohnen sollte, entschloss sich, dass er da sich niederlassen wollte. Dort, sprach er oft, sei dir dein Glück beschert! Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen die liebe Stadt auf einem Berge liegen. Gottlob, fing unser Jüngling an, dass ich die Stadt schon sehen kann; allein der Berg ist steil. O! wär er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stiess an des Berges Fuss. Die grösste Menge schöner Früchte fiel unserm Jüngling in's Gesichte. O! dacht er, weil ich doch sehr lange steigen muss, so will ich, meinen Durst zu stillen,

den Reisesack mit solchen Früchten füllen. Er ass, und fand die Frucht vortrefflich von Geschmack und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick beladen in das Thal zurück. O Freund! rief einer von den Höhen, der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen. Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt, und du nimmst dir noch eine Bürde mit? Vergiss das Obst, das du zu dir genommen, sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen. Steig' leer, und steig' beherzt, und gieb dir alle Müh'; denn unser Glück verdienet sie. Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müsste. Ach Himmel! ach! es war noch weit. Er ruht', und ass zu gleicher Zeit von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüsste. Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan; hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an. Er sinnt. — Ja, ja, er mag es überlegen. Steig', sagt ihm sein Verstand, bemüh' dich um dein Glück! Nein, sprach sein Herz, kehr' in das Thal zurück; du steigst sonst über dein Vermögen. Ruh' etwas aus, und iss dich satt, und warte bis dein Fuss die rechten Kräfte hat! Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale, entschloss sich oft zu gehen, und schien sich stets zu matt. Das erste Hinderniss galt auch die andern Male. Kurz, er vergass sein Glück, und kam nie an die Stadt.

Dem Jüngling gleichen viele Christen. Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt, und seh'n darauf nach ihren Lüsten, und nehmen ihre Lüste mit. Beschwert mit diesen Hindernissen, weicht bald ihr träger Geist zurück; und auf ein sinnlich Glück beflissen, vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück. (Gellert.)

189. Das Lied vom braven Manne.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland trüb und feucht,
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.
Hoch rollten die Wogen in ihrem Gleis'
Und wälzten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen, schwer,
Auf Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen d'rauf;
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran!
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blicket in die Fluth hinaus:
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! wer rettet mich!"

Die Schollen rollten Schuss auf Schuss;
Von beiden Seiten, hier und dort,
Von beiden Ufern riss der Fluss
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulet noch lauter, als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoss auf Stoss
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert, schoss
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
Barmherziger Himmel, erbarme dich!

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, gross und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Rasch galoppirt ein Graf hervor,
Auf hohem Ross ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, Retter! komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Wogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf, gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er sah den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

„Hier," rief der Graf, „mein wack'rer Freund!
Hier ist der Preis! komm her, nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Geld nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt;
Dem Zöllner werde das Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. (Bürger.)

190. Was bin ich mehr, als ihr?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll — nämlich das Wasser der Oder, die am 27. April 1785 aus ihren Ufern trat, Dämme durchbrach, Brücken abriss, Häuser umwarf und vielen Menschen ihren Sitz auf den Dächern, oder auf den Bäumen anwies, wo selbst die Vögel nicht mehr sitzen wollten. Kinder schrieen, Mütter jammerten, Männer klagten: Alles rings umher war voll Jammer und Noth. Edle Menschenherzen eilten von allen Seiten herbei, um den Armen zu helfen. Und es muss viele Menschenherzen dazu getrieben haben: denn Kähne fuhren ab und zu und setzten Greise und Weiber auf's Trockne, und Hände von Schwimmenden ragten aus den Fluthen empor und trugen Kinder zu ihren Müttern an's Land, — kurz, Noth und Hülfe suchten's einander zuvorzuthun; aber die Noth hatte lange die Uebermacht.

Das edelste Menschenherz unter allen schlug aber dies Mal in einer

Herzogsbrust. Diese öffnete sich zusammt Börse und Haus für Hunderte von Unglücklichen. Nicht genug! Bald stand der Herzog auch an dem Ufer, und zog her vor den Andern als rettender Engel. Kaum erschien er, so umringten ihn Flehende von allen Seiten. Eine Mutter fiel vor ihm nieder und flehte jammernd um den Befehl, ihre Kinder zu retten. Er bot Geld aus, aber Niemand hatte das Herz, es zu verdienen: denn gar zu schaurig rauschte die immer höher steigende Fluth, und eignes Leben stand gegen fremdes in der Waage. Da wiederhallte in Leopold's Herzen das mahnende Wort: „Wer da suchet seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben verhelfen!" — und schon stand er selbst im Kahne und antwortete denen, die ihm abriethen: „Was bin ich mehr, als ihr? Ich bin ein Mensch und hier gilt's Menschenleben!" und dahin schwankte der Nachen über die rauschende Fluth. Schon nähert er sich dem jenseitigen Damme; jetzt ist er nur noch drei Schritte davon; schon sieht man im Geiste gerettetes Leben — ach, da schlug plötzlich der Kahn um, und — die Wellen der Oder sangen ein Grablied, dazu ganz Frankfurt, ja ganz Europa weinte. Er aber hatte seines Leibes Leben verloren, aber seiner Seele zum Leben verholfen. (Dittmar.)

191. Die Feuersbrunst.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel

Strassen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Strassen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte; Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern.
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen;
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume;
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reissen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengross!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müssig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergeh'n.
Leergebrannt,
Ist die Stätte
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen.
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Muth ihm auch geraubt,
Ein süsser Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt. (Schiller.)

192. Das Gewitter.

Was murret und grollet dort fort und fort,
Was ragen die Wolken so drohend dort?
Das ist des Gewitters gewaltige Macht.
Hier heiterer Himmel, dort Grabesnacht,
Es regt sich nirgends des Lebens Spur,
Ein düsteres Brüten hüllt Wald und Flur,
Die Sänger suchen das bergende Nest,
Des Waldes Busen der fliehende West,
Die Blumen neigen sich müd und matt,
Und leise zittert der Espe Blatt.
Die Lämmer stehen zur Erde gebückt,
Sie haben sich nahe zusammengedrückt,
Der Hirte schreitet beklommen einher,
Er schweigt und athmet ängstlich und schwer;
Und wie er lauschet mit heimlichem Grausen,
Da hört er's näher und stärker brausen.
Und sausend und brausend durch riesige Eichen
Ergrimmte Stürme stöhnen und keuchen.
Sie kreiseln und wirbeln das dünne Laub,
Sie tragen und jagen ein Meer voll Staub,
Sie heulen und eilen durch Flur und durch Wald,
Zerreissen mit trotzig kühner Gewalt
Den schwarz verhangenen Wolkenhimmel
Und füllen die Lücken mit Staubgetümmel.
Und wo der gewaltige Heerbann fleucht,
Mit Zittern und Zagen sich Alles beugt —
Es wogt der Forst wie ein wallendes Meer —
Die Eiche allein steht fest und hehr.
Da eint sich grimmig der Stürme Schwarm,
Sie packen die Eiche mit nervigem Arm,
Sie toben und rasen in wilder Wuth;
Die Eiche steht voll kühnem Muth!
Ermattet zieh'n sie endlich fort;
Doch seht ihr wohl das Wetter dort?
Sie waren dem Wetter vorangeflogen,
Und langsam kömmt es hergezogen.
Und dumpfer und schwerer mit düstrem Grollen
Die murrenden Donner rasseln und rollen;
Und heller und greller mit gelbem Licht
Das Zucken der Blitze die Wolken durchbricht,
Und dunkler wird es und Uhu und Eulen
Und Fledermäuse pfeifen und heulen
Und freuen sich jauchzend des Sieges der Nacht,
Die ihrem Kerker ein Ende gemacht;

Und brüllend und krachend die Donner sich wälzen,
Und Blitze mit Blitzen sich schlängelnd verschmelzen.
Der Sturm kehrt wieder mit doppelter Kraft
Und schüttelt rasend der Eiche Schaft,
Umarmt sie mit riesenkräftigem Ringen
Und will sie knirschend zum Beugen zwingen;
Die Eiche steht furchtlos mit stolzen Zweigen;
Sie kann wohl brechen, doch nimmer sich beugen!
Erbittert ruht nun der heulende Schwarm;
Doch führt er voll Rachsucht mit riesigem Arm
Das Wetter näher und näher zusammen
Und heller leuchten die sprühenden Flammen
Und lauter tönet der Donner Stimme,
Und Alles bebet ob ihrem Grimme:
Die Eiche allein schaut stolz ins Thal! —
Da zuckt ein Strahl —
Es kracht und knattert, es rasselt und dröhnt,
Ein gellender Nachhall im Walde stöhnt —
Der Hirte stürzt mit Angstgeberde
Besinnungslos nieder zur zitternden Erde;
Und als er sich endlich mühsam erhoben,
Da haben ihn schirmende Zweige umwoben;
Die Eiche, des Forstes hochragender Held,
Sie liegt vom flammenden Blitze gefällt,
Doch rauschen die sterbenden Zweige noch leise
In seltsam flüsternder Geisterweise.
Die fernen Donner dumpfer rollen
Und einzelne bleiche Blitze noch grollen,
Die Wipfel schwächer rauschen und wogen,
Die wirbelnden Winde sind fortgeflogen,
Nur säuselnde Weste wehen leise
Und schaukeln sich gaukelnd im Blumenkreise.
Doch locken sie nicht die Sänger heraus
Aus ihrem heimlichen Halmenhaus.
Die Blumen auch neigen die Häupter noch schwer,
Gebadet in ihrem Thränenmeer;
Sie haben nicht Stimme, ihr Leid zu klagen,
Nicht Muth, die Aeuglein aufzuschlagen;
Da löset sich langsam der Wolken Flor,
Ein liebebeleuchteter Strahl bricht vor,
Und wandelt die bleichen Tropfen der Au'
In freudeglänzenden Thränenthau.
Die Lerche jetzt wirbelnd zum Himmel flieht,
Der Stieglitz zwitschert sein hübsches Lied;
Die Nachtigall flötet im Liebelaut,
Der Specht im Häuschen hackt und haut,
Die Turteltaube girrt und irrt,
Der schwarze Käfer schweift und schwirrt,

Die Biene summt und sammlet Seim,
Der Hirte zieht mit den Lämmern heim.
Es hallt im Wald weit die Schalmei
Und eint sich der jubelnden Heuer Juchhei,
Und Fluren und Wald und Höh'n und Hain
Und Himmel und Erde jauchzen drein,
Und Farb' und Ton und Licht und Klang
Ruft: „Gott in der Höh' sei Preis und Dank!" (v. Seldt.)

193. Die Lenzgestalt der Natur.

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Wenn der Dornstrauch blüht, und die Erde mit Gras und Blumen prangt! So ein heller Decembertag ist auch wohl schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart reift: aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schiesst Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab!

Wach auf mein Herz und singe
Dem Schöpfer aller Dinge —

es ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von ferne gefühlt, und stehe bescheiden am Wege in ihrem Feierkleide und frohlocke. (Claudius.)

194. Die Bürde.

Einen steilen Waldweg hinauf trug keuchend ein armer alter Mann ein schweres Gepäck. Gott! ach, Gott! seufzte er, ist denn weit und breit keine mitleidige Seele, die mir meine Last tragen hilft! — Hier ist sie! rief hinter seinem Rücken eine ihm bekannte, freundliche Stimme. Betroffen sah der Alte sich um, und erblickte einen schönen, blondlockigen Jüngling, dessen freundliches Aussehen ihm sogleich Vertrauen einflösste. O freundlicher junger Mann, sagte der Alte, du kommst mir wie ein Engel Gottes vom Himmel. Meinen armen Enkelchen, die ich ernähren muss, weil Vater und Mutter todt sind, ein Stückchen Brot zu verdienen, habe ich dieses Gepäck in die nächste Stadt zu tragen übernommen, das, wie ich zu spät merke, meine Kräfte übersteigt. Dürfte ich dich bitten, einen Theil davon auf deine jungen, kräftigen Schultern zu übernehmen? —

Vor allem lass uns ausruhen, lieber Alter! versetzte der Jüngling, und dann noch einmal versuchen, was deine eigenen Schultern vermögen. Und hiemit hob er die Bürde von dem Rücken des Alten, liess sich mit ihm im Schatten einer bejahrten Eiche nieder und zog ein Stück nahrhaften Brots nebst einer Flasche stärkenden Getränks hervor. Iss nun und trink, Väterchen! sprach er und reichte ihm beides hin. Mit zitternder Begierde griff der Alte darnach und verzehrte es mit Heisshunger, während der Jüngling sich mit ihm in freundlichen Gesprächen unterhielt.

„Auf nun, dass wir die Stadt erreichen, ehe die Sonne sich neigt!"

sprach endlich der Jüngling, und erhob sich zuerst von dem moosigen Sitze. Wehmüthig blickte der Greis auf seine Bürde und bittend in die blauen Augen seines Begleiters. Er glaubte in diesen die Gewährung seines Wunsches zu lesen, als dieser auch wirklich nach der Last griff, aber leider! nicht um sie zu theilen, oder sie selbst zu tragen, sondern um sie wieder auf die Schultern des Alten zu legen. Erschrocken sah dies der Greis, aber zu seiner Verwunderung fand er sich von dem Genossenen so gestärkt, dass er die Bürde kaum halb so schwer fand. Als nun beide am Ende des Waldes sich trennen wollten, sagte der Alte: Du hast, edelmüthiger Jüngling! mir besser geholfen, als ich gewünscht hatte; du solltest meine Last mir abnehmen und gabst mir statt dessen Kraft, sie selber zu tragen. Aber nun sage mir auch, ehe wir scheiden: wer bist du, freundliche, liebe Seele? — Ein Nachahmer der göttlichen Vorsehung versetzte der Jüngling; sie nimmt nicht immer die Last von den Menschen, aber sie reicht dem vertrauenden Beter das Brod der Stärkung und den Becher des Trostes, und hilft ihm so sammt seiner Bürde zum Ziele.

Bei diesen Worten verklärte sich das Antlitz des Jünglings, und ohne seinen Namen zu nennen, entzog er sich durch einen langen Buschweg den Augen des Alten. Dieser aber faltete seine Hände zu Gott, und in seinen aufwärts gerichteten Augen glänzten Thränen des Danks. Ihm fehlten Anfangs Worte für seine Gefühle, aber bald lösten sie sich auf in den frommen Gesang:

Gott sah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde,
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz!
Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre? (Schlag.)

195. Vergeltung.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat und ihn von jenem ewigen Rath, der unser Schicksal lenkt, um gröss're Kenntniss bat: so ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen, worauf er stand, hinab in's Ebne sehen. Hier floss ein klarer Quell. Ein reisender Soldat stieg bei dem Quell' von seinem Pferde und trank. Kaum war der Reiter fort, so lief ein Knabe von der Heerde nach einem Trunk an diesen Ort. Er fand den Geldsack bei der Quelle, der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich; worauf nach eben dieser Stelle ein Greis gebückt am Stabe schlich. Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder; sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras, bis es im Schlaf des Alters Last vergass. Indessen kam der Reiter wieder, bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm und forderte sein Geld von ihm. Der Alte schwört, er habe nichts gefunden, der Alte fleht und weint; der Reiter flucht und droht und sticht zuletzt, mit vielen Wunden, den armen Alten wüthend todt.

Als dieses Moses sah, fiel er betrübt zur Erden; doch eine Stimme

rief: „hier kannst du inne werden, wie in der Welt sich Alles billig fügt, denn wiss': es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt, des Knaben Vater einst erschlagen, der den verlornen Raub zuvor davon getragen."
(Gellert.)

196. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster, und schaute mit dem Blick einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weisse Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, und eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönsten Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und links in die Maulwurfsgänge des Lasters herabzieht, in eine Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zischender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust, und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wusste nun, wo er war!

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich wieder auf den Scheideweg, damit ich anders wähle!"

Aber sein Vater und seine Jugend waren längs dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tauzen, und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „es sind meine thörichten Tage!" — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich," sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine, im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an. Mitten in dem Kampfe floss plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser, als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trokenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! — Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuren Aeltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!"

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich

wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge: — tausend heisse Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!" — — — —

Und sie kam wieder! denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, dass er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn der Tugend zurückbegeben konnte, die in's reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm um, Jüngling, wenn Du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig Dein Richter werden! aber wenn Du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wieder kommen! — (Jean Paul.)

197. Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mässigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hier und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Das besonderste an ihnen war, dass ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte, wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt, und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn er das werden will, das ist leicht. — Er muss nur fleissig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Wie? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till; und muss es dann anders machen, als die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till, so lebte dahier in meiner Jugend ein alter Rechenmeister, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen, — und einem ins Gesicht sehen, das konnte er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich herein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, dass die Leute den hiessen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf?

Ja, warum nicht gar! — Einen Narren! — Hu, dachte ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muss man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hereinsehen, das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht. Oder gar mit sich selbst sprechen! pfui! sprich du lieber mit Andern. — Nun, was dünkt ihm, Herr Till? Hatte ich Recht?

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiss nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till, — wie meint er wohl, dass die Leute den wieder hiessen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hiessen ihn auch einen Narren. — Hu, dachte ich da wieder, das ist doch drollig. Wie musst du es denn machen, um klug zu heissen? — Weder ganz, wie Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten dreist ins Gesicht, wie der Eine; und dann siehst du hübsch bedächtig in dich herein, wie der Andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann ins geheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht er, Herr Till! So habe ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniss. —

Ein anderes Mal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was! fing der alte Witt an, und schüttelte ihn; er muss das Glück nur suchen, Herr Flau, er muss darnach aus sein.

Das bin ich ja lange, aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig lege ich die Hände lieber in den Schooss und bleibe zu Hause.

Ach nicht doch! nicht doch! Herr Flau. Gehen muss er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau, wie er's Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Strasse voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr; der rannte mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, dass die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Plumps! lag er da, brach das Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei! die alte Lehre: du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Ja, sieht er? aber auch nicht allzu niedrig! denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen, das war der Herr Stadtpoet, Herr Schall; der musste entweder Verse machen, oder Haussorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hinein sinken wollte. — Krach! es riss ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und musste ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen muss? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte! —

Ja freilich! das man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umher wirft, so kömmt man in

der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglücke hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein anderes Mal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Will; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht heraus kommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände, da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt nicht an. — Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Will, dass er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist, die will ich ihm geben; recht gern. — Und damit er sieht, dass ich ihm gut bin, so will ich ihm obendrein noch was Anderes geben, das unter Brüdern seine hundert Thaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt! Obendrein? —

Es ist nichts; es ist ein blosses Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen, der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! die hiess? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an: ein funfzig Thälerchen etwa; was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell! Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was! sagte er wieder, es ist der Rede nicht werth; eine Kleinigkeit von hunderte fünfe. — Er sass in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er musste zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Will, das er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Thaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniss verlässt mich. — Aber ich hatte noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm, der baute mit einer andern Redensart das grosse Haus auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Was dünkt ihm dazu? —

Ei, ums Himmelswillen! — Die möchte ich wissen. — Die hiess? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm! — Was haben sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld, fing er an, viel Geld: — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte — ganzer hundert Thaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld, ganzer funfzig Thaler! — Er hatte klein angefangen, der Mann, aber, wie gesagt, das ganze grosse Haus bauete er auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Nun, Herr Will, welche Redensart gefällt ihm nun besser?

Ei! das versteht sich, die letzte.

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit

gab; und da hätte er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. Ich, Herr Will, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da spreche ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald, wie der Herr Grell, und bald, wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! Viel Geld! lieber Herr Witt, ganzer hundert Thaler!

Sieht er, Herr Will? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muss man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muss man sprechen, wie der Herr Grell. (Engel.)

Sprachliches.

---

198. Spiel.

Spiele sind Beschäftigungen, die, ohne dass man einen ernsten Zweck unmittelbar vor Augen hat, blos zum Zeitvertreibe vorgenommen werden. Solche Beschäftigungen hingegen, die zu nützlichen Absichten, nicht zur Ergötzlichkeit dienen, sind Arbeiten. Ein Spiel, das mit zu grosser Anstrengung verbunden ist, wird dadurch eine Art von Arbeit; und eine Arbeit, die viel Vergnügen gewährt, wird zu einer Art von Spiel. Es ist gut, wenn man mit dem Spiele allerlei nützliche Absichten zu erreichen sucht, z. B. Uebung des Körpers, des Scharfsinnes u. s. w., und eben so gut, wenn man mit Lust zur Arbeit geht, und in derselben sein Vergnügen findet.

Die schlechtesten Arten der Spiele sind diejenigen, wobei es auf Geldgewinn und Beängstigung des Mitmenschen abgesehen ist.

(Etzler.)

199. Das Wort „Arbeiten" in seinen verschiedenen Bedeutungen.

Arbeiten heisst, mit Anstrengung seiner Leibes- und Seelenkräfte etwas Nützliches bewirken. Ich arbeite, um mein Brot zu verdienen, um meine Kräfte zu üben, um der menschlichen Gesellschaft zu nützen u. s. w. Man nennt diejenige Arbeit, welche mit den Händen verrichtet wird, Handarbeit; diejenige aber, welche vorzüglich im Denken und Forschen besteht, Kopfarbeit. Alle Handarbeiten fordern, wenn sie recht verrichtet werden sollen, auch Kopfarbeit, nämlich Nachdenken und Ueberlegung. — Werkzeuge, welche man durch Arbeiten

abnützt, Schulden, welche man durch Arbeiten tilgt, arbeitet man ab; sich selbst arbeitet man ab, wenn man sich durch Arbeiten entkräftet. Werke, Schriften, Pläne, Bücher, Reden u. s. w., welche man im Ganzen und in ihren Theilen vollendet, arbeitet man aus; durch ein Gedränge, durch das Dickicht eines Waldes, durch unwegsame Orte, überhaupt durch Hindernisse nnd Schwierigkeiten aller Art arbeitet man sich durch; durch übelberechnete Unternehmen arbeitet man sich in Verlegenheiten hinein; durch vorsichtige und umsichtige Massregeln aus ihnen heraus. So arbeitet man sich auch durch unordentliches Haushalten in Schulden hinein, und durch allmählige Abtragung derselben aus ihnen heraus. Eine Rede, eine Schrift, eine Darstellung, welche man von Neuem arbeitet, um sie besser zu machen, arbeitet man um. Zu grössern Werken macht man Vorarbeiten durch Sammlung des Stoffes, Anlegung eines Plans und Ausarbeitung einzelner Theile desselben. Ich bearbeite, was ich für gewisse Zwecke einzurichten und durch Arbeiten zu vervollkommnen trachte; z. B. der Gärtner den Garten, der Landwirth das Feld, die Wiese, den Wald, der Schüler die Aufgaben u. s. w. Ich erarbeite, was ich durch Arbeit erwerbe. Mancher Vater erarbeitet mit Mühe, was seine Söhne mit Leichtsinn verschwenden. Ich verarbeite, was ich durch Arbeit verwandle, wie der Zimmermann das Holz, der Schmied das Eisen, der Töpfer den Thon u. s. w. Ich überarbeite eine schon gemachte Arbeit, die ich durchsehe und verbessere und überarbeite mich selbst, wenn ich mich über meine Kräfte anstrenge.

Kind! merke dir den schönen Spruch aus der heiligen Schrift: „Ein Jeglicher arbeite und schaffe mit seinen Händen etwas Gutes, auf dass er habe, zu geben den Dürftigen." Wenn ich die Sprüchwörter über die Arbeit in mein Gedächtniss zurückrufe, so fällt mir die Wahl schwer, welches ich dir besonders an's Herz legen soll. Da lautet das erste, das mir eben in den Sinn kommt: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth." Ein wahres Wort, das wahr bleiben wird in Zeit und Ewigkeit. Ein zweites: „Nach der Arbeit ist gut Ruhen," hat ebenfalls meinen ganzen Beifall; versuche es, und du wirst mit blühender Wange und heiterem Blicke seine Wahrheit anerkennen. Das dritte ist nicht minder beherzigenswerth; es heisst: „Wie die Arbeit, so der Lohn." Und „gute Arbeit giebt herrlichen Lohn," sagt Salomo im Buch der „Weisheit" Cap. 3, 15. Dennoch gebe ich dem letzten den Vorzug vor allen, weil es das Arbeiten und das Beten, wie zwei köstliche Blumen, zu einem lieblichen Kranze flicht. Du kennst es? Wohlan denn: „Bete und arbeite!" —

(Nach Krüsi.)

200. Das Wort „Gehen" in seinen verschiedenen Bedeutungen.

Menschen und Thiere gehen. Geschieht das Gehen sehr schnell, so ist es ein Laufen. Man soll gerade und nicht gebückt, mit den Füssen auswärts und nicht einwärts gehen. Der Lahme geht auf Krücken, der Lauscher geht auf den Zehen, und der Greis geht gebückt. Auf dem

Eise geht es sich glatt, und auf einem gepflügten Acker schlecht und holprig. Der Fleissige geht des Morgens bald an die Arbeit, der Landmann geht oft auf's Feld, der Bürgermeister auf's Rathhaus, das Kind in die Schule. Seinen Gegnern muss man auf den Leib gehen, wenn ein Wagen kommt, auf die Seite gehen, und dem Betrunkenen aus dem Wege; für seinen Freund aber soll man durch Feuer und Wasser gehen. Des Abends geht man schlafen, und die Kinder gehen gerne spielen. Auf eine Meile geht man gewöhnlich zwei Stunden. Das Pferd kann nicht blos den Schritt, sondern auch den Trab und Galopp gehen. Den Weg der Sünde soll Keiner gehen, sondern den Weg der Tugend. Wer den Krebsgang geht, der kommt gewiss nicht vorwärts, ausgenommen der Seiler. Die Tochter soll der Mutter an die Hand gehen. Im Kriege geht's auf Leben und Tod. — Auch die Dinge gehen, welche keine Füsse haben. Der Wagen geht, die Räder gehen, das Schiff geht in die See und geht vor Anker. Der Teich geht, wenn er sich ausdehnt, und manche Pfeifen gehen wie Flöten. In eine Flasche gehen gewöhnlich nicht mehr als $\frac{3}{4}$ Quart. Der Rock geht gewöhnlich bis an die Waden. Manche Fenster gehen auf den Hof, manche in den Garten. Wenn die Kinder in's zweite Jahr gehen, so fangen sie an zu reden. Schlecht angefangene Sachen gehen auch schlecht. Was von Herzen geht, dass geht auch wieder zu Herzen. Es geht nicht immer so wie man denkt. Wie man's treibt, so geht's. Reiner Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land. (Nach Harnisch.)

201. Denken.

Wenn eine Arbeit gelingen soll, so muss man dabei d e n k e n. Wiederholtes Denken heisst: n a c h d e n k e n. Wer es im Denken zu einer grossen Fertigkeit gebracht hat, heisst ein D e n k e r oder eine D e n k e r i n. Was sich denken lässt, ist d e n k b a r; was sich nicht denken lässt, u n d e n k b a r. Sich trennende Freunde geben sich gegenseitig ein A n d e n k e n. Die Güte Gottes kann man nicht a u s d e n k e n, wenn man noch so sehr h i n- und h e r d e n k t. — Vorsprechen kann man Jemanden wohl, aber nicht v o r d e n k e n. Beim U e b e r d e n k e n ist's noch nicht genug; man muss eine Sache auch d u r c h d e n k e n. — Wer erst denkt, eh' er handelt, der handelt mit B e d a c h t; wer aber erst unternimmt — u n b e d a c h t. Die Beleidigungen, die man von Andern empfangen hat, soll man ihnen nicht g e d e n k e n. B e d e n k e den Armen. V e r d e n k e keinen Unschuldigen! Selten z e r d e n k t sich ein Schüler den Kopf. Wer nicht auch den bösen Schein vermeidet, wird oft v e r d ä c h t i g, und der V e r d a c h t zerstört fast stets den Frieden. Gieb dir alle e r d e n k l i c h e Mühe, an die Stelle deiner U n b e d a c h t s a m k e i t, oder blossen B e d ä c h t l i c h k e i t — wirkliche B e d a c h t s a m k e i t zu pflanzen.

202. Tapferkeit und ihre Sinnverwandten.

Aus der Verachtung der Gefahr und des Widerstandes überhaupt, indem man sie, es sei aus welchen Gründen, für gering hält, entsteht die

Kühnheit. Die Kühnheit kann daher auch oft aus der Unbekanntschaft mit der Gefahr entstehen. Ein neuer Soldat wagt oftmals kühnere Unternehmungen, weil er die damit verknüpften Gefahren nicht kennt. Vertrauen auf seine Kräfte, in dem man gewiss hofft, jeden Widerstand überwinden und der Gefahr entgegen gehen zu können, giebt Muth. Ein geschlagenes Heer ist muthlos, es hat kein Vertrauen auf seine Kräfte, es erhält einen Theil seines Muthes wieder, wenn es Verstärkung erhält. Der Ueberwinder hat Muth bekommen zu neuen Unternehmungen: denn der erfochtene Sieg hat ihm das Gefühl seiner Kräfte gegeben, und ihn mit neuem Vertrauen auf dieselben belebt. Das Ertragen der Uebel, die die Menschen am meisten zu scheuen pflegen, ist Tapferkeit. Es gehört eine grosse Tapferkeit dazu, mitten in einem Kanonenfeuer sich zu halten, ohne weder zu rasch vorwärts zu gehen, noch zurückzuweichen. Der Kühne wagt, der Muthige greift an, der Tapfere weicht nicht. Zu gefährlichen Unternehmungen, wenn sie glücklich sollen ausgeführt werden, gehört geschwinde Entschliessung, ohne langes Bedenken der Gefahr und des bevorstehenden Uebels, verbunden mit kräftigen Handlungen, die durch keine Furcht gelähmt werden: diese Eigenschaft ist die Herzhaftigkeit. Herzhaft ist derjenige, der nicht gewohnt ist, sich zu fürchten; beherzt auch der, den in diesem Augenblick die Furcht verlässt, ob er gleich gewöhnlich nicht herzhaft ist. Selbst ein furchtsames Weib kann eine heftige Leidenschaft auf eine kurze Zeit beherzt machen, ob sie gleich von Natur nicht herzhaft ist. In einem Sturm zur See kann die Verzweiflung einen Menschen, der von Natur nicht herzhaft ist, beherzt machen. Beherzt würde also blos das furchtlose Handeln anzeigen, herzhaft die gewohnte Gemüthseigenschaft der Furchtlosigkeit. Hierin liegt auch wohl der Grund, warum der Herzhafte die Furcht, der Beherzte den Schrecken überwindet. Der Herzhafteste kann nämlich auch einen augenblicklichen Schrecken empfinden; wenn er sich aber ermannt, so geht er wieder beherzt dem Tode entgegen. Charlotte Corday, so herzhaft sie war, erblasste bei dem Anblicke vor den Zurüstungen zu ihrem nahen Tode auf dem Richtplatz, als man ihr den Hals entblösste; der Gedanke aber, dass der geringste Beweis von Furcht ihr schimpflich sein würde, machte sie so beherzt, dass sie zu den Umstehenden sagte: „Wenn ich erblasse, so ist es nicht vor Furcht, sondern vor Schaam."

(Eberhard.)

Realien.

I. Himmelskunde.

Zur Einleitung.

Das Buch der Natur hat viel tausend Blätter, worauf der Finger Gottes seine Liebe beschrieben; der Herr wirft diese Blätter überall herum, damit es uns nie an Gelegenheit fehle, seine hohe, tiefe, weite und breite Güte zu betrachten. Wohl dem, der dieselben mit gottseligem Nachdenken lieset! **(Scriver.)**

Ein berühmter Naturforscher erzählt: Ich gedenke noch gern einer Reise, die ich in früher Jugend, in Gesellschaft weiser, guter Männer machte. Einst, da wir die ganze Nacht gewandert hatten, verweilten wir gegen Morgen am Rande eines Waldes. Der beginnende Tag weckte den schlafenden Duft der Frühlingsblumen, den Gesang der Nachtigallen, das fröhliche Blöken des Wildes. Da entfernte sich Einer aus unserer Gesellschaft, und wir hörten aus der Ferne die Stimme des Betenden, laut und freudig. Bei seiner Zurückkunft fragte ich ihn, weshalb er so laut gerufen? Er antwortete: Mein junger Freund! siehe um dich jenen Morgenschimmer, der sein erwachend Auge dankbar gegen Gott aufschlägt; jene Wolken, die, wie das Angesicht eines Betenden, glänzend feurig stehn; jene Bäume und Frühlingsrosen, die ihre Zweige und Blätter dankend gegen Gott ausbreiten; höre den Gesang der Nachtigall, das fröhliche Blöken des Wildes, das Summen der Bienen und merke auf, wie sie alle nur Gott nennen, nur Gott preisen! Siehe, auch ich habe mit jenen zusammen meine dankbare Stimme erhoben; mit ihnen Gott gelobt und geliebt!

Und ich merkte auf die Worte des weisen, guten Mannes. Seitdem verstand ich die Flammenschrift der Morgenröthe, das liebende Wehen des Windes, den Duft der Blumen und die Stimme des fröhlichen Thieres. Meine Seele erhob sich oft lobend, liebend mit der Stimme der Kreaturen, und der Geschöpfe Schöpfer erfüllte, reinigte, heiligte mein junges Herz.

Geh' auch du hin, mein Kind, lerne die Natur betrachten, in dem Buche der Natur lesen, ihre Sprache verstehen; sie leite dich zum Vater. Die Natur ist ein Buch voll Zeugnisse, in dem jedes Wort von Gott spricht; die einzelnen Worte sind die Gestirne am Himmel, die Berge und Gewässer, die Thiere, die Pflanzen und Gesteine auf Erden und Alles, was in der Natur ist. Sie zeugen von Gottes Macht und Erbarmen, lehren uns die Vergänglichkeit unseres Lebens; sieh' den alten, unveränderlichen Sternenhimmel, sieh' die alten Gebirge mit ihren urgrauen Felsenhöhen an; sie schauen wie vor Jahrtausenden, so noch jetzt auf die

Ebenen herunter, auf denen ein Volk das andere schon verdrängte, Städte sich erhoben, blühten, sanken, in Trümmern jetzt liegen. Und ehe die Berge waren und die Gestirne glänzten, war er, durch den sie wurden, Gott, der Herr, der da war und ist von Ewigkeit zu Ewigkeit.

(Nach G. H. v. Schubert.)

Eintheilung der Himmelskörper.

Das blaue Gewölbe, das auf unserer Erde zu ruhen scheint und der Himmel genannt wird, ist nichts, als ein unermeßlicher Raum, von welchem die Erde überall umgeben wird. In diesem unergründlichen Raume bewegen sich durch Gottes Allmacht nach bestimmten Gesetzen unzählige Weltkörper, welche meistentheils unsere Erde an Größe übertreffen. Alle diese Körper bilden die Welt, oder das Weltall. Man unterscheidet viererlei Weltkörper: 1) Fixsterne, 2) Planeten, 3) Nebenplaneten und 4) Kometen.

1) Die Fixsterne ändern niemals ihre Stellung gegen einander und haben ihr eigenes Licht. Man nennt sie auch Sonnen. Der uns am nächsten stehende und wichtigste aller Fixsterne ist die Sonne. Sie ist 800 mal größer als alle Planeten und ihre Nebenplaneten zusammen genommen, oder 1¼ Million mal größer als die Erde, und schwingt sich in etwa 25 Tagen 12 Stunden um ihre Achse vom Abend gegen Morgen. Von den andern Fixsternen ist wahrscheinlich der hellste Stern im Sternbilde des Centaurs, welcher indeß in unsern Gegenden nicht sichtbar ist, der Erde am nächsten, und doch beträgt seine Entfernung gegen 4 Billionen Meilen. Die Zahl der Fixsterne ist unendlich.

2) Die Planeten oder Wandelsterne sind Weltkörper, welche ihr Licht und ihre Wärme von der Sonne erhalten und sich in einem gewissen Zeitraume in länglich runden Bahnen (Ellipsen) um dieselbe bewegen. Um die Sonne bewegen sich 21 Planeten, von denen aber mit bloßen Augen nur 6 am Himmel zu sehen sind. Die Planeten heißen: Merkur, Venus, Erde, Mars, Flora, Victoria, Vesta, Iris, Metis, Hebe, Parthenope, Asträa, Juno, Ceres, Pallas, Hygiea, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun.

Die Zeit, in welcher sich ein Planet um die Sonne bewegt, heißt ein Jahr. Je weiter ein Planet von der Sonne entfernt ist, einen desto größern Weg hat er zu durchlaufen, desto langsamer bewegt er sich und desto mehr Zeit braucht er zu seinem Umlaufe um die Sonne. Neptun bewegt sich täglich nur etwa 65,000 Meilen vorwärts, während die Erde 356,000 Meilen zurücklegt. Der der Sonne am nächsten stehende Planet (Merkur = 8 Mill. Meilen) bewegt sich in 88 Tagen und der entfernteste (Neptun = 621 Mill. Meil.) in etwa 165 Jahren einmal um die Sonne.

3) Die Nebenplaneten oder Monde bewegen sich um die Planeten und mit diesen zugleich auch um die Sonne. Sie haben eine dreifache Bewegung: um ihre Achse, um ihren Hauptplaneten und um die Sonne. Licht und Wärme erhalten sie, wie die Hauptplaneten, von der Sonne. Die Erde hat nur einen Nebenplaneten oder Mond. Er ist funfzig Mal kleiner als die Erde, nur 50,000 Meilen von ihr entfernt und

bewegt sich in 29 Tagen 12 Stunden einmal um die Erde, also in einem Jahre zwölf bis dreizehn Mal. Während dieser Zeit sehen wir den Mond in verschiedenen Lichtgestalten; bald erscheint derselbe als eine vollständig erleuchtete Scheibe (Vollmond), bald als ein Theil derselben (erstes und letztes Viertel), oder er verschwindet ganz aus unsern Augen (Neumond). Eigentlich ist immer eine volle Hälfte des Mondes von der Sonne erleuchtet, da aber der Mond seine Stellung gegen die Erde ändert, so sehen wir nicht immer gleich viel von dieser erleuchteten Hälfte.

Bei der Bewegung des Mondes um die Erde kann es geschehen, daß der Mond zwischen der Erde und der Sonne in einer geraden Linie zu stehen kommt; dann verdeckt er uns die Sonne, und so lange er sich in dieser Stellung befindet, können wir natürlich die Sonne entweder gar nicht oder nur theilweise sehen. Diese Erscheinung nennt man eine Sonnenfinsterniß. Kommt aber der Mond so zu stehen, daß zwischen ihm und der Sonne in gerader Linie die Erde sich befindet (was sich nur im Vollmonde zutragen kann), so kann die Sonne den Mond nicht erleuchten, und wir können ihn, weil er an und für sich ein dunkler Körper ist, nicht sehen. Diese Erscheinung wird Mondfinsterniß genannt. Es trifft sich aber nicht oft, daß diese 3 Weltkörper in einer geraden Linie stehen, und daher sind Sonnen- und Mondfinsternisse nicht gar häufig. Der Mond zeigt uns nur immer ein und dieselbe Seite; er bewegt sich also nur alle 29½ Tag einmal um seine Achse.

---

4) Die Kometen oder Schweifsterne, die wir nur zuweilen sehen, weil sie sich in sehr großen lang gestreckten Bahnen um die Sonne bewegen, sind vornehmlich an einem hellen Schweife kenntlich. Zu unserem Sonnensysteme gehören gewiß Tausende von Kometen. Von nahe Zweihunderten kennt man die Bahnen mit ziemlicher Genauigkeit. Dreie derselben von kürzerer Umlaufszeit sind zu wiederholten Malen zurückgekehrt. Bei Vielen scheinen die Umlaufszeiten Tausende von Jahren zu betragen; so braucht z. B. der Komet von 1807 eine Zeit von mehr als 1700 ja der von 1811 mehr als 3000 Jahre zu seiner einmaligen Umkreisung der Sonne.

Da die Bahnen der Planeten und Kometen nicht regelmäßige Kreise, sondern Ellipsen sind, und die Sonne, um welche die Bewegung geschieht, in einem Brennpunkt der Ellipse steht, so müssen diese Himmelskörper auf ihrer Bahn bald der Sonne näher, bald entfernter zu stehen kommen. Je näher sie der Sonne kommen, desto schneller bewegen sie sich. Die Bewegung der Planeten und Kometen ist daher keine gleichförmige, sondern sie wird schneller in der Hälfte von der Sonnenferne bis zur Sonnennähe, und nimmt an Schnelligkeit dagegen in der andern Hälfte von der Sonnennähe bis zur Sonnenferne ab. Unsere Erde z. B. befindet sich im Dezember in der Sonnennähe und im Juni in der Sonnenferne, nimmt also vom Dezember bis in den Juni an Geschwindigkeit ab und vom Juni bis in den nächsten Dezember zu. Der scheinbare Durchmesser der Sonne

ist wegen dieser wechselnden Entfernung, nicht immer von gleicher Größe, sondern er verändert sich, und zwar alle Jahr auf eine gleiche und regelmäßige Weise. Im Winter scheint die Sonne größer zu sein, als im Sommer, weil sie beinahe eine Million Meilen uns näher ist. Man sollte daher glauben, es müsse auch im Winter wärmer sein, als im Sommer. Allein nicht die Nähe der Sonne macht die größere Wärme, wie die Nähe eines Feuerofens, sondern der verschiedene Stand der Erde gegen die Sonne ist die Ursache dieser Erscheinung.

Um die Stelle eines Sterns genau bestimmen und wiederfinden zu können, hat man mehrere neben einander stehende Sterne zu einem Sternbilde vereinigt. Fast Jedermann bekannt sind: der große und kleine Bär oder Wagen, der Orion und das Siebengestirn. Im kleinen Bär ist durch seinen Stillstand am Himmel der Polarstern merkwürdig. Um diesen Stern beschreiben sämmtliche Sterne von Morgen nach Abend täglich einen Kreis am Himmel. Die Sterne, welche dem Polarstern am nächsten stehen, beschreiben die kleinsten, die aber, welche ihm entfernter stehen, größere Kreise. Die Bewegung des ganzen Sternenhimmels von Morgen nach Abend rührt her von der Umdrehung der Erde um ihre Achse. Da sich die Erde täglich oder in 24 Stunden einmal von Abend nach Morgen um ihre Achse dreht, das Himmelsgewölbe mit seinen unzähligen Sternen aber stillsteht, so muß es uns erscheinen, als ob dieses sich von Morgen nach Abend, also in entgegengesetzter Richtung, bewegte. Durch die Umdrehung der Erde um sich selbst werden zunächst zwei Punkte auf ihrer Oberfläche bestimmt, welche unbewegt bleiben, der Nordpol und der Südpol der Erde. Eine gerade Linie von einem Pole zum andern durch die Mitte der Erdkugel heißt die Erdachse. Man denke sich z. B. einen Draht durch die Mitte einer Kugel gesteckt, die beiden hervorragenden Spitzen stellen den Nord- und Südpol vor, und die Linie oder der Drath, um welche sich die Kugel dreht, bildet die Achse. Verlängert man diese Erdachse nach beiden Richtungen in's Unendliche, so werden dadurch zwei Punkte am Himmelsgewölbe bestimmt, welche, da die Pole der Erde sich nicht bewegen, auch ihre Stellungen am Himmel, oder eigentlich zu uns nicht ändern können. Die Erdachse über den Nordpol hinaus in's Unendliche verlängert, trifft das Himmelsgewölbe in der Nähe des Polarsterns, daher dieser seine Stelle am Himmel nicht merklich ändert.

Die Milchstraße.

Die Milchstraße ist gleichsam ein Meer, dessen Tropfen lauter Sterne sind, nur daß ungeheure Entfernungen zwischen ihnen liegen. Herschel, ein berühmter Astronom oder Sternkundiger, unterschied im 96sten Theile der Milchstraße gegen 500,000 Sterne. Das ungeheure Heer der Sterne, aus welchem dieselbe besteht, muß also Millionen betragen; und jeder dieser Millionen Sterne ist wiederum ein Weltkörper, der wahrscheinlich von unzähligen Geschöpfen bewohnt ist. Wie groß mag dann die Zahl aller dieser Geschöpfe auf den Millionen Weltkörpern der Milchstraße sein?

Und doch ist die Milchstraße nur ein sehr kleiner Raum des ganzen, unermeßlichen Weltraumes, der aus Gottes Hand hervorgegangen ist!

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.

Betrachtet man den Sternhimmel, so wird es Einem zu Muth, als wenn man in die göttliche Vorsehung hinein schaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: „Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk.“ — Der zweite sagt: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei? Meinest du, daß sich Jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe?“ — Der dritte sagt: „Herr, du erforschest mich und kennest mich, und siehest alle meine Wege.“ — Der vierte sagt: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich sein annimmst.“ — Der fünfte sagt: „Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen, spricht der Herr.“

II. Erdkunde.

Die Erde, unser aller Mutter.

Der Himmel allenthalben ist des Herrn; aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben. Ps. 115, 16.

Die Erde ist unser aller Mutter, das Wirthshaus, in welchem wir unser Leben beschließen, das Grab und die Ruhestatt unserer Arbeit.

Die Erde ist also der Anfang, der Fortgang und Ausgang unseres Lebens, welche von viel tausend Jahren her viel Tausend Geschlechter der Menschen auf ihrem Rücken getragen, verschlungen, hervorgebracht, und ist bereit, solches ihr Werk zu beharren und ihre Bürden zu verschlingen. Also wandert die lebendige Erde auf der todten Erde, bis endlich eine mit der andern vermengt wird.

Wenn ich nun die Erde anschaue, so gedenke ich, daß ich davon genommen, und gleich allen Menschen wieder zu Erde werden muß. Es ist eine mütterliche Begünstigung, daß mich die Erde trägt, ernähret und meinen Leib zu ihr nehmen wird; aber noch eine größere Gunst erweiset sie mir, indem sie mich stillschweigend des Todes erinnert und lehret, daß zwar der Leib irdisch, meine Seele aber himmlisch ist.

Gestalt und Größe der Erde.

Die Erde hat eine kugelähnliche Gestalt. Die Pole derselben sind aber etwas weniger erhaben, als die übrige Oberfläche; doch ist dies so unbedeutend, daß es auf einer gewöhnlichen Abbildung der Erde gar nicht bemerkbar gemacht werden kann.

Daß die Erde eine kugelähnliche Gestalt habe, wissen wir aus folgenden Gründen: 1) ihr Schatten, den sie bei einer Mondfinsterniß auf den Mond wirft, ist rund, 2) geht die Sonne den östlichen Bewohnern der Erde früher auf, als den westlichen, 3) erblicken wir überall auf der Erde, sowohl zu Wasser als zu Lande, zuerst die Spitzen von den entfernten erhabenen Gegenständen, 4) ist sie schon öfters umschifft worden, 5) sind alle übrigen Weltkörper rund.

Der Umfang der Erde beträgt 5400 Meilen, der Durchmesser 1720 Meilen; ihre Oberfläche berechnet man darnach auf 9,288,000 Quadratmeilen.

Tag und Nacht, Jahr, Jahreszeiten.

Da die Erde sich täglich einmal um sich selbst bewegt, so kann nicht immer ein und dieselbe Seite derselben der Sonne zugekehrt sein und von ihr erleuchtet werden, sondern bald diese, bald jene Seite. Die Seite der Erde, welche der Sonne zugekehrt ist, und also von derselben erleuchtet wird, hat Tag, die abgekehrte Seite dagegen Nacht. Stände die Erde still, so würde die eine Hälfte ihrer Oberfläche immer Nacht haben und also unbewohnbar sein; durch diesen regelmäßigen Wechsel aber wird die ganze Erde bewohnbar. Bei der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse von Westen nach Osten müssen die östlichen Bewohner der Erde früher Morgen, Mittag, Abend haben, als die westlichen. So wird es z. B. in Petersburg früher, in Paris später Tag als bei uns. Der Unterschied läßt sich aus der Lage eines Ortes nach Osten oder Westen genau bestimmen. Außer dieser Bewegung hat die Erde noch eine andere, nämlich sie bewegt sich dabei, wie alle andern Planeten, auch um die Sonne. Dies geschieht in einem Zeitraum von 365 Tagen und 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Sekunden.

Stände die Achse der Erde auf der Erdbahn (d. i. der Kreis, den die Erde innerhalb eines Jahres um die Sonne beschreibt) senkrecht, so würden an jedem Orte auf der Erde die Tage und Nächte immer gleich lang sein, und jeder Ort, Jahr aus Jahr ein, dasselbe Klima (dieselbe Witterung) oder ein und dieselbe Jahreszeit behalten. Die Achse der Erde hat aber im Vergleich zu ihrer Bahn eine schräge Stellung, daher hat sie auch nicht immer einerlei Richtung zur Sonne, und die Sonne erhebt sich innerhalb eines Jahres bald höher, bald niedriger am Himmel. Je höher nun die Sonne am Himmel steht, desto senkrechter fallen ihre Strahlen auf die Erde und desto wirksamer ist ihre Erwärmung, je tiefer sie aber am Himmel steht, desto schräger fallen ihre Strahlen auf die Erde, und desto weniger vermögen sie dieselbe zu erwärmen.

Hiermit hängt auch die verschiedene Länge der Tage zusammen. Je höher die Sonne des Mittags steigt, desto größer ist ihre Bahn oberhalb des Horizonts (Gesichtskreises), und desto mehr Zeit braucht sie, um dieselbe zu durchlaufen. So viel größer ihre Bahn aber oberhalb des Horizonts ist, gerade um so viel kleiner muß sie unterhalb desselben sein, und um so viel weniger Zeit bedarf sie zu ihrer unterirdischen Reise. Z. B. Beim Anfange des **Winters**, d. i. den 21sten Dezember, geht die Sonne zwischen Osten und Süden auf, und zwischen Westen und Süden unter, beschreibt die kleinsten Kreise (Tagebogen), bedeutend kleinere als ein Halbkreis, und daher nur kurze (die kürzesten) Tage des Jahres, welche nicht viel über 7 Stunden dauern (Frühlings-Sonnenwende). Von da ab werden die Tagebogen mit jedem Tage etwas größer, die Sonne geht täglich um ein Weniges mehr nach Osten zu auf und nach Westen zu unter, und mit ihrer Erhebung über den Horizont wächst die Länge der Tage, bis sie beim Anfange des **Frühlings**, d. i. den 21. März, genau im Osten auf und im Westen untergeht, einen Halbkreis am Himmel beschreibt, und Tage und Nächte gleich lang macht (Frühlings-Nachtgleiche). So wie nun die Sonne täglich mehr nach Norden zu auf- und untergeht, und jeden Mittag höher steigt und hiermit die Tagebogen größer werden, nimmt auch die Länge der Tage zu, bis sie am Anfange des Sommers, d. i. den 21. Juni, eine Dauer von beinahe 17 Stunden erreichen. Um diese Zeit geht die Sonne am weitesten über Osten hinaus nach Norden zu auf und über Westen hinaus nach Norden zu unter, wobei dann zugleich die größte Wärme des Jahres eintritt (Sommer-Sonnenwende). Von diesem Zeitpunkte an nehmen die Tagebogen der Sonne wieder ab, ihre tägliche Erhebung wird geringer, die Aufgangs- und Untergangsstellen nähern sich wieder

mehr Osten und Westen, und die Tage werden kürzer, bis sie mit dem Anfange des Herbstes, d. i. den 21. September, genau wieder im Osten auf- und im Westen untergeht, einen Halbkreis beschreibt, und Tage und Nächte gleich macht (Herbstnachtgleiche). Dies geht so fort, bis mit dem Wiedereintritte eines neuen Winters der Kreislauf des Jahres vollendet ist und ein neuer beginnt. Die beiden Nachtgleichen und die beiden Sonnenwenden grenzen die vier Jahreszeiten ab.

Weil die Erdkugel nun in der Zeit eines Jahres einmal mit ihrer nördlichen, einmal mit ihrer südlichen Hälfte gegen die Sonne gewendet ist, so hat auch jede Halbkugel einmal im Jahre Winter und einmal Sommer. Die Zeit zwischen Winter und Sommer heißt Frühling; die Zeit zwischen Sommer und Winter Herbst. Die Jahreszeiten sind sich natürlich auf den beiden Halbkugeln immer entgegengesetzt; hat die nördliche Sommer, so hat die südliche Winter, und hat die südliche Herbst, so hat die nördliche Frühling.

Ein solcher Unterschied der 4 Jahreszeiten hinsichts der Wärme und Kälte findet aber nicht überall auf der Erde Statt; auch der Unterschied der Tage und Nächte ist nicht überall auf der Erde gleich. Auf dem Aequator, d. i. derjenige Kreis um die Erde, welcher gleich weit vom Nord- und Südpol entfernt ist, sind Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch immer gleich lang. Je weiter aber ein Ort vom Aequator entfernt liegt, desto ungleicher ist für denselben die Dauer der Tage und Nächte.

In den Gegenden, wo die Sonnenstrahlen senkrecht auffallen, muß die Erde mehr erwärmt werden, als da, wo sie nur schief auffallen, und je schiefer sie fallen, desto kälter muß es sein. Es muß daher auf der Erde Gegenden geben, die sehr warm, mäßig warm, und sehr kalt sind.

Die Eintheilung der Erde nach den fünf Zonen oder Erdstrichen.

Nach der Stellung der Sonne zu den verschiedenen Theilen der Erde und nach der verschiedenen Wärme oder Kälte auf ihnen wird die ganze Erdfläche in fünf Zonen oder Erdstriche getheilt, nämlich in zwei kalte, zwei gemäßigte und eine heiße. Die beiden kalten Zonen befinden sich an den Polen, erstrecken sich bis zu einer Entfernung von denselben von 23½ Grad und werden durch die Polarkreise begrenzt. Hier tritt im Sommer ein Tag, im Winter eine Nacht ein, welche länger als 24 Stunden dauern. Die Dauer dieses Tages und dieser Nacht nimmt mit der Annäherung zu den Polen immer mehr zu, bis endlich unter jedem Pole ein volles halbes Jahr Tag und ein halbes Jahr Nacht ist. Die Sonne erhebt sich in den kalten Zonen nie hoch über den Horizont, daher ist es hier sehr kalt. Die heiße Zone begreift die Länder, welche um den Aequator bis zu einer Entfernung von 23½ Grad von demselben liegen und wird begrenzt durch den Wendekreis des Krebses nördlich und durch den Wendekreis des Steinbocks südlich. Die Bewohner dieser Zone sehen die Sonne zweimal, die auf den Wendekreisen einmal, im Jahre senkrecht über ihrem Haupte, aber auch sonst niemals sehr niedrig stehen. Daher ist es auch in dieser Zone viel heißer, als in andern Gegenden der Erde. Die gemäßigten Zonen befinden sich zwischen der heißen und den kalten; die nördliche gemäßigte Zone befindet sich zwischen den heißen und der nördlichen kalten, die südliche gemäßigte zwischen der heißen und der südlichen kalten. Den Bewohnern dieser Zonen steht die Sonne nie senkrecht, sondern stets schräge über dem Haupte; es wechselt aber, eben so wie in der heißen Zone, jedesmal innerhalb 24 Stunden Tag und Nacht. Da die Sonnenstrahlen diese Zonen nie senkrecht, aber auch nie sehr schräg treffen, so herrscht hier nie große Hitze oder große Kälte, sondern ein gemäßigtes ... liegt größtentheils in der nördlichen gemäßigten Zone.

Die Eintheilung der Erde nach Graden.

Um jeden Ort auf der Erde genau bestimmen zu können, denkt man sich gewisse Kreise um dieselbe, und theilt diese, wie jeden Kreis, in 360 Grade. Man unterscheidet aber Grade der Länge und Grade der Breite. Die Grade der Breite bestehen aus größern und kleinern Kreisen, die gleichlaufend mit dem Aequator um die Erde gedacht werden. Diese Kreise sind 15 Meilen von einander entfernt. Der Aequator wird gerechnet Nullgrad; nördlich von ihm ist der erste Grad nördlicher Breite, und südlich von ihm der erste Grad südlicher Breite. Die Pole fallen also gerade unter den 90sten Grad. Die Längengrade sind 360 Halbkreise, die von einem Pole zum andern, durch den in 360 Theile getheilten Aequator gezogen, gedacht werden. Wer mit uns auf gleichem Grade der Länge wohnt, aber auf entgegengesetztem Grade der Breite, der heißt unser Gegenwohner, und hat mit uns dieselben Tageszeiten, aber entgegengesetzte Jahreszeiten. Wer mit uns auf gleichem Grade der Breite, aber auf entgegengesetztem Grade der Länge wohnt, der heißt unser Nebenwohner, und hat mit uns dieselben Jahreszeiten, aber entgegengesetzte Tageszeiten. Wer mit uns auf entgegengesetztem Grade der Länge und auf entgegengesetztem Grade der Breite wohnt, der hat mit uns entgegengesetzte Tages- und Jahreszeiten, und heißt unser Gegenfüßler. (Harnisch.)

Das Innere der Erde.

Von unserm Erdkörper kennen wir eigentlich nur die Oberfläche; denn auch in den tiefsten Bergwerken ist man nicht über 1500 Ellen in das Innere der Erde eingedrungen, da doch der Halbmesser der Erde gegen 860 Meilen beträgt. Dagegen ist die Höhe der Berge, auf welche der Mensch hinaufgestiegen ist, schon ungleich beträchtlicher. Schon der Ortelerberg in Tyrol ist über 7000 Ellen hoch, der Chimborasso in Amerika ist noch um etliche tausend Ellen höher, ja der Dawalagiri-Berg auf dem Himalaja-Gebirge in Asien ist fast noch einmal so groß als der Ortelerberg, denn sein Gipfel ragt mehr als 13,000 Ellen hoch über die Meeresfläche hinauf.

Wenn man nun Alles zusammenfaßt, was man beim Hinabsteigen in tiefe Bergschachte und beim Hinaufsteigen auf hohe Berge bemerkt hat, so hat man Alles beisammen, was wir über den Bau unsers Erdkörpers wissen. Dies besteht ungefähr in Folgendem:

Tief unter der Erdoberfläche, auf der wir wohnen, giebt es große Höhlen, die wohl meistens mit Wasser ausgefüllt sein mögen. Manche sind aber auch leer, und so weit nach oben gelegen, daß man zuweilen gar hineinsteigen, und ihr Inwendiges betrachten kann. In Norwegen giebt es eine Höhle, die, wenn man die Zeit berechnet, die es braucht, ehe man einen hineingeworfenen Stein unten auffallen hört, über 20,000 Ellen tief sein muß. Eine andere Höhle in Norwegen senkt sich tief unter das Meer hinab; an der Stelle, bis zu der man in sie hineingedrungen ist, hört man ganz deutlich das Meer über sich brausen.

In der Tiefe der Erde muß aber auch, wenigstens an manchen Orten, Feuer oder sonst eine Ursache sein, welche große Wärme um sich her verbreiten. Denn, wenn man in manche Bergschachte hinabsteigt, findet man da nicht blos die gewöhnliche Wärme, die die Keller im Winter haben, und die nur daher kommt, daß die Kälte der Luft dahin nicht so eindringen kann, sondern eine andere, selbständige Wärme, die immer zunimmt, je tiefer man hinabkommt, und die ihre Ursache tief unter der Erdoberfläche haben muß. Die feurigen und geschmolzenen Massen, welche die feuerspeienden Berge oder Vulkane auswerfen, müssen auch aus einer sehr großen Tiefe herauskommen, und wahrscheinlich wohl eben daher, wo jene von unten heraufdringende Wärme herkommt. Ein berühmter Reisender, Alexander von Humboldt, hat in einen, gerade damals ganz ruhigen Schlund

eines feuerspeienden Berges hinuntergesehen. Da erblickte er in einer ungeheuern Tiefe, unten in einer weiten Höhlung, drei unterirdische Bergspitzen, aus denen oben Feuer und Rauch herausdrang. In Europa sind drei berühmte feuerspeinde Berge: der Hekla auf der Insel Island, der Vesuv in der Nähe von Neapel, und der Aetna auf der Insel Sicilien. Auch im Aetna sieht man, wenn er ganz ruhig ist, unten in der Tiefe das Feuer beständig aufwallen, die Lavamassen, wie ein siedendes Wasser immer heraufkochen und wieder niedersinken. Ehe der Vesuv oder Aetna zu speien anfangen, wird oft meilenweit davon das Meer unten an seinem Grunde ganz siedend warm, so daß die dort liegenden eisernen Schiffsanker ganz heiß werden, und die Fische vom Grunde heraufkommen in die Nähe des Ufers, wo man sie dann in sehr großer Menge fangen kann.

Der eigentliche Heerd der Vulkane muß gar tief und weit entfernt sein, denn die Erdbeben, die bei solchen Ausbrüchen oft Statt finden, erstrecken sich öfters über 30 Meilen weit. Ueberhaupt sind alle die Erscheinungen, die bei großen vulkanischen Ausbrüchen vorkommen, gar gewaltig und merkwürdig. Die Luft wird oft Meilen weit umher finster, so daß man bei Tage Licht anzünden muß; auf daß unterirdische Brüllen und auf das Beben der Erde folgen dann berghohe Rauch- und Feuersäulen. Dabei scheint auch der Himmel in der Gegend des feuerspeienden Berges in Feuer zu stehen. Blitze fahren aus den Wolken herunter nach dem brennenden Schlunde, und Blitze fahren aus diesem herauf in die Wolken. Regengüsse stürzen nieder und machen die ausgeworfene Asche zu einem Schlammstrome. Ein solcher Aschen- und Schlammregen begrub im Jahre 79 nach Christi Geburt in der Nähe des Vesuvs die beiden Städte Herkulanum und Pompeji. Erst in neuerer Zeit hat man sie zum Theil wieder aufgegraben.

Die heißen Quellen mögen auch wohl aus großer Tiefe heraufkommen und zwar in der Gestalt von Dämpfen, die aber, wo es kälter wird, zu Wasser werden, und dann als heiße Quellen an der Oberfläche der Erde hervordringen. (v. Schubert.)

Die Bildung der Erdoberfläche.

Das Meer, das an manchen Orten wohl eben so tief sein mag, als die höchsten Berge hoch sind, verdeckt uns mehr als $\frac{2}{3}$ von unserer Erdoberfläche. Aber unten im Meeresgrund ist wieder dieselbe Abwechselung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern, wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich diese unter dem Wasser gelegenen Berge bis hinan an die Oberfläche des Wassers erheben, mit bloßen Augen, und die Schiffsleute bemerken es auch mit ihren Ankern. Als im Jahre 1737 der große feuerspeiende Berg auf Kamtschatka einen Ausbruch machte, da trat das Meer Meilen weit vom Ufer zurück und die auf die Höhen geflüchteten Bewohner der Küste sahen mit Grausen hinab in die ungeheuere Tiefe, in welcher Berge und Thäler nun aufgedeckt da lagen. Gleich darauf kam das Meer wieder, und trat mit solcher Gewalt über das Ufer hinüber, daß es bis zu 90 Ellen Höhe hinauf stieg und viele ziemlich weit landeinwärts stehende Häuser und Bäume hinwegriß.

Wenn man daher auf einmal das Meer ablassen könnte, so würde es auf seinem Grunde nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen unserer Erdoberfläche. Wir würden da große, lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem Meerwasser gebildet haben, alle untermischt mit Muscheln und andern Seethier-Ueberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie auch einmal alle unter Wasser gestanden, und daß sie in einem großen Meere gebildet worden sind. Viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muscheln und Ueberresten von Seethieren, und auf manchen Bergen von Neuholland, die jetzt viele Meilen weit vom Meer landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Corallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich vom Meere wäre verlassen worden. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Aehnliches zu sehen. Auch

in und auf unseren Kalkbergen findet man Corallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber gefluthet haben muß, und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Es muß jene große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere, unter dem sie vorher standen, verlassen und zu festem Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Doch ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserem Erdboden vorgegangen sein muß. Im Würtembergischen bei Canstadt, in Thüringen bei Burgtonna, in Braunschweig und an andern Orten Deutschlands, ferner in Frankreich und sogar in dem kalten Sibirien hat man Knochen ausgegraben von Elephanten und andern Thieren, die nur in sehr heißen Ländern leben können; dazu auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse, die nur in warmen Ländern gedeihen. Diese Thiere und Pflanzen müssen einmal in jenen, jetzt so kalten Ländern gelebt haben. Es muß also dort einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Wie es nun damit zugegangen, und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar Vieles nicht wissen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden gekommen sei und seine höchsten Berge bedeckt habe. An eine solche Fluth, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihr jetzige Gestalt und ihr jetziges Klima erhielt, muß man glauben, wenn man nicht allen Zeugnissen der Natur geradezu in's Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes ist dabei im Meere versunken, und ein Theil des Meergrundes ist zum trocknen Lande geworden. (v. Schubert.)

Schon vor der Sündfluth war die Erde mit Pflanzen bewachsen. Als nun die Gewässer hereinbrachen, wurden an manchen Stellen viele Bäume und Kräuter zusammen geschwemmt, mit Schlamm bedeckt, von Erdöl durchdrungen, versteinerten, und heißen nun **Steinkohlen**.

Gebirge.

Die Berge, welche in größeren oder kleineren Gruppen zusammengereiht Gebirge, Höhenzüge, Bergreihen, Bergketten u. s. w. heißen, bilden gleichsam das Gerippe des Landes. Die höchsten derselben erheben sich in gerader, senkrechter Richtung über eine deutsche Meile, ragen weit in die Wolken hinein, und sind wegen des ewigen Schnees und Eises, womit ihre Gipfel bedeckt, und wegen der dünnen nicht athembaren Luft, wovon sie umflossen sind, für die Menschen unersteiglich. An einem großen Gebirge unterscheidet man das **Hochgebirge**, das **Mittelgebirge** und das **Vorgebirge**. Von den Gebirgen aus senkt sich die Oberfläche des Landes im Ganzen genommen immer tiefer zum Meere hinab, welches man die **Abdachung** des Landes nennt. Es giebt aber auch hie und da sehr ausgedehnte Ebenen, auf welchen das Auge viele Meilen weit umher fast gar keine Spur von Erhöhungen erblickt. Die Erdarten sind nicht überall gleich auf der Erde gelagert. An einzelnen Stellen steht der Fels zu Tage, wie in den Felsengebirgen Nordamerika's, an andern bedeckt ihn eine dünne Erdschichte, an andern liegen viele Erdlager auf ihm, und so tief man auch gräbt, findet man keinen Fels. Im Meeresgrunde ist es nicht anders. An einigen Stellen wechseln die Erdarten auf der Oberfläche fast jede Meile, an andern strecken sich dieselben in großer Ausdehnung hin. So giebt es ungeheuere Sandsteppen in Asien und Afrika, und große Fruchtsteppen in Amerika. (Harnisch.)

Wer sich recht satt am Sande sehen will, der braucht nur die Reise von Leipzig bis Danzig, oder hinauf nach Pommern und Mecklenburg, oder auch von

Leipzig nach Hamburg und Bremen zu machen, wobei er noch den Weg über die Lüneburger Haide mitnehmen kann. Doch kann man dort überall sehen, daß die Leute da eben so vergnügt und glücklich sind, als die auf den Bergen und Gebirgen: denn der Boden macht darin gar keinen Unterschied, sondern Gottesfurcht und Fleiß; und frommen Menschen schmecken die Kartoffeln auf ihrem rauhen Gebirge eben so gut, wie denen in der Ebene ihr Weißbrot, wenn beide das, was sie haben, mit Dank gegen Gott genießen. Auch hat wirklich jede Gegend ihr besonderes Gutes. Die eine hat Bergbau und Erze und viel Holz; die andere hat Wein; die dritte hat Korn, damit eine Gegend der andern dies geben soll, was sie im Ueberflusse hat, und von der andern nehmen, was diese in Menge hat und so die Menschen das Mittheilen lernen sollen. Und wenn man den, der oben auf den Bergen wohnt, fragt, ob er nicht herunterziehen mag in die Ebene, wo es viel Korn giebt, — oder den aus der Ebene, ob er nicht hinaufziehen möchte auf die Berge, wo es so viel Erz giebt und gute Viehweiden; so wird meistens keiner mögen. Denn da, wo er geboren ist, hat er seine Bekannten und Gevattern, die ihn lieb haben; und der Mensch ist doch nur da gern, wo andere ihn lieben und er andere lieb hat. (v. Schubert.)

Das Meer.

Wenn das Meer völlig ruhig ist, so bietet es eine vollkommene Spiegelfläche dar; sobald aber der Wind sich erhebt, so wird das Meer in Bewegung gesetzt, und es entstehen Wellen, wie man dies im Kleinen auf jedem Fluß und jedem Teiche bei heftigem Winde wahrnimmt. Die Wellen erreichen oft die Höhe eines Zimmers; und wenn ein Sturm kommt, so rollen und brausen sie einher, wie kleine Berge. Die Stürme sind, wenn sie lange dauern, für die Seeleute sehr gefährlich. Die schäumenden Wellen werfen das Schiff von einer Seite auf die andere; bald ist es tief unten, bald hoch oben; ja, sie brausen über dasselbe hinüber, und reißen alles, was nicht angebunden ist, mit sich fort. Oft bekommt das Schiff Risse von den anschlagenden Wellen und sinkt unter. Wie viele Menschen sind schon in solchen Stürmen umgekommen!

Auf den Meeren an den Polen trifft man nicht blos im Winter, sondern auch im Sommer viel Eis an; ja oft ist das ganze Meer so voll von Eisstücken, daß man kaum mit einem Schiffe durchkommen kann. Diese Eisstücke liegen entweder fest, und dann nennt man sie festliegendes Eis; oder sie schwimmen herum, und dann nennt man sie Treibeis. Viele von diesen Eisstücken erheben sich hoch in die Luft, und diese nennt man Eisberge. Ein solcher Eisberg hat oft die Höhe eines Thurmes, und ist voll spitziger Zacken. Wenn der Wind zwei Eisberge zusammentreibt, so wird der eine oder der andere unter schrecklichem Krachen zerstoßen. Kommt ein Schiff dazwischen hinein, so wird es zertrümmert, und die Leute müssen umkommen. Auch in diesem furchtbaren Eismeer haben die Seefahrer Länder und Inseln entdeckt. In diesen Ländern trifft man besonders Rennthiere, Eisbären, Füchse und eine große Menge Schwimmvögel. Im Eismeere selbst findet man Wallfische, Seehunde und Wallrosse.

Pflanzen auf dem Meeresgrunde.

Das Meer hat, wie das Land, seine herrlichen Wiesen und seine ungeheuren Wälder. An den Abhängen seiner Berge und im Schoße seiner Thäler wachsen in unendlicher Menge Pflanzen, von denen jede nur in einer gewissen Gegend gedeiht. Je höher man auf einen Berg hinaufsteigt, um so armseliger wird der Pflanzenwuchs, bis er endlich an den ewigen Schnee gänzlich aufhört; im Meere ist es entgegengesetzt; je tiefer man in die Thäler desselben eindringt, um so mehr verringern sich die Pflanzen. In ihrem ganzen Reichthume entfaltet sich der unterirdische Pflanzenwuchs in der Südsee und im Mittelmeer: Moose von unbeschreiblicher Zartheit und in den schönsten Farben breiten sich da wie Teppiche aus, deren

Farbenpracht man bei ruhigem Meere in einer Tiefe von vielleicht hundert Fuß bewundern kann. Eine der merkwürdigsten Pflanzen, die auf dem Meeresgrunde wachsen, ist der Riesenschwamm, der König des Meeres, wie die Ceder die Königin unserer Berge ist. Er steigt aus einer Tiefe von 300 Fuß bis an die Oberfläche herauf und seine riesenhaften Garben, wahre schwimmende Inseln, auf denen in der Sonne die Seehunde und Wasservögel schlafen, bilden, von den Seefahrern gefürchtete Klippen. Die Schiffe, welche unter dem Aequator, wenn das Meer ruhig und der Wind schwach ist, in das Dickicht eines Waldes von solchen Riesengewächsen gelangen, müssen unfehlbar liegen bleiben, und oft Monate lang warten bis ein scharfer Wind sie endlich befreit.

Ebbe und Fluth.

Eine dem Meerwasser ganz eigenthümliche Bewegung ist ein regelmäßiges Steigen und Fallen desselben, welches man Ebbe und Fluth nennt. Ungefähr 6 Stunden steigt es, bleibt kaum eine Viertelstunde in gleicher Höhe stehen, und fällt dann wieder 6 Stunden bis zu seinem tiefsten Stande herab, in welchem es dann auch wieder eine Viertelstunde verweilt, bis es auf's Neue zu steigen beginnt. Die genaue Uebereinstimmung dieses Steigens und Fallens mit dem Mondeslaufe hat zu der Einsicht geführt, daß Ebbe und Fluth von der Einwirkung des Mondes auf die Erde veranlaßt werden. Beide Weltkörper ziehen einander an, und der flüssige Theil der Erde, das Wasser, folgt diesem Zuge etwas, es wird vom Monde angezogen, d. h. es strömt also nach den Gegenden hin, über welchen der Mond sich eben befindet; hört diese Anziehung auf, so sinkt das Wasser wieder zurück. Ferner wird die Erde und folglich das Wasser nicht allein vom Monde, sondern auch von der Sonne angezogen, daher sind die Fluthen auch stärker, wenn beide Weltkörper zusammenwirken, welches beim Neumonde und Vollmonde der Fall ist. Am stärksten zeigt sich Ebbe und Fluth in großen und offenen, viel schwächer in eingeschlossenen Meeren, und in Meeren, welche wie die Ostsee fast rings umher von Land umgeben sind, fast gar nicht.

Außer dieser allgemeinen Bewegung des Meerwassers haben einzelne Meerestheile noch besondere Strömungen. Die merkwürdigste dieser Strömungen ist zwischen den Wendekreisen. Da die Erde sich mit großer Geschwindigkeit von Westen nach Osten um ihre Achse dreht, das bewegliche Wasser aber dieser schnellen Bewegung der Erdkugel nicht ganz so schnell zu folgen vermag, so entstehen, vorzugsweise am Aequator, wo die Bewegung am schnellsten ist, Wasserströmungen in entgegengesetzter Richtung, nämlich von Osten nach Westen.

Auf offener See geht die Sonne nicht hinter einem Berge unter, sondern sie scheint in's Meer hinunter zu tauchen. Und des Morgens kommt sie nicht hinter einem Berge hervor, sondern sie taucht auf der andern Seite wieder aus dem Wasser herauf. Das ist ein prächtiger Anblick, wenn man die Sonne im Abendroth in's Wasser hinunter steigen sieht, als wollte sie sich baden. Es ist aber auch ein schreckhafter Anblick, wenn man so um und um nichts als Wasser sieht.

Das Seewasser hat einen salzigen und bittern Geschmack, welcher es ganz ungenießbar, ja der Gesundheit gefährlich macht, und schon mancher Schiffer mußte mitten auf dem großen Ocean verdursten. Es enthält Kochsalz und etwas Bittersalz. Deshalb ist es auch etwas schwerer als das gewöhnliche Wasser, vermag größere Lasten zu tragen und gefriert schwerer. An vielen Orten benutzt man das Seewasser, um Salz daraus zu bereiten.

Manche Felsen in der Erde sind Salzfelsen. Dringt das Wasser durch dieselben, so wird es natürlich auch salzig; und es entstehen Salzquellen. Kocht man das Wasser derselben lange genug, so verdampft es, und das reine Salz bleibt zurück. Auch das gewöhnliche Quellwasser ist selten rein, sondern enthält

fast immer aufgelöste Mineralien der unterirdischen Gegend, durch die es gedrungen ist. Enthält es deren viel, so nennt man es Mineralwasser und wird dann zur Herstellung der Gesundheit fleißig getrunken, oder zum Baden benutzt.

Das gewöhnliche trinkbare Wasser, aus welchem die meisten Quellen und Flüsse des festen Landes bestehen, wird im Gegensatz zum Seewasser auch süßes Wasser genannt.

Das Wasser ist in einer fortwährenden Verdunstung begriffen. Das verdunstende Wasser kann sich so innig mit der Luft verbinden, daß es ganz in ihr Wesen übergeht. Ist diese Verbindung aber weniger innig, so entstehen an der Oberfläche der Erde sichtbare Dünste, welche Nebel heißen. Die Wolken sind nichts anderes als Nebel in der höhern Luft. Werden die Wassertheile durch Verdichtung oder Erkältung der Luft mehr zusammengedrückt, so entsteht der Regen, Schnee, Hagel, Thau &c. Das aus der Atmosphäre abgeschiedene Wasser wird theils von der Erde und den Pflanzen eingesogen, theils sammelt es sich, vorzüglich in den Gebirgen, woraus die Quellen hauptsächlich entspringen. Die Berge ziehen die Wolken und Wasserdämpfe aus der Luft an, eben so wie ein Stein, den man im Winter aus der Kälte in die warme Stube bringt, die Wasserdämpfe an sich zieht. Das Wasser läuft dann an den Wänden der Bergritzen hinunter und fließt unten als Quelle heraus. Die ganze obere Erdrinde ist vom Wasser durchdrungen; überall, wo man in eine gewisse Tiefe gräbt, findet man Wasser. Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüssen, die Flüsse rinnen zu Strömen zusammen, und diese gehen am Ende in's Meer.

Landkarten.

Um eine deutliche Vorstellung von der Erde zu bekommen, hat man Zeichnungen auf Papier entworfen, auf welchen die Oberfläche der Erde mit allen ihren Theilen dargestellt wird und die man Landkarten nennt. Sind auf einer Karte zwei neben einander liegende zirkelrunde Flächen als die zwei Halbkugeln der Erde abgezeichnet, so nennt man diese Karten einen Planiglob. Eine Abbildung der Erdkugel im Kleinen aus Holz oder Pappe verfertigt, heißt ein Globus (künstliche Erdkugel). Es giebt aber auch Karten, welche nur einzelne kleinere oder größere Theile der Erdoberfläche darstellen.

Die Oberfläche der Erde.

Die Oberfläche der Erde ist theils Wasser, theils Land. Gewöhnlich nimmt man an, daß zwei Drittel Wasser und ein Drittel Land sei. Das Land liegt mehr dem Nordpole zu, das Wasser mehr gegen den Südpol.

Man unterscheidet fünf große Landmassen (Erdtheile, Welttheile), wozu man die kleinen Massen als dazu gehörige Inseln rechnet. Drei von diesen Landmassen hangen zusammen, bilden (da sie schon lange bekannt sind) die alte Welt und heißen: **Europa, Asien** und **Afrika.** Die zwei andern Landmassen liegen getrennt von einander, bilden, (da sie erst später entdeckt sind) die neue Welt und heißen: **Amerika** und **Australien.**

So wie man fünf große Landmassen unterscheidet, so kann man auch fünf große Meermassen unterscheiden, nämlich: 1) das nördliche Eismeer, 2) das südliche Eismeer, 3) das atlantische Meer, 4) das indische Meer, 5) die Südsee.

Europa.

Der Erdtheil, welchen wir bewohnen, heißt Europa. Europa ist der kleinste Erdtheil und hängt im Osten mit Asien zusammen. Gewöhnlich werden das Uralgebirge, der Uralfluß, das Kaspische Meer, das Kaukasusgebirge, das schwarze

Meer, die Straße von Konstantinopel, das Marmor-Meer und die Straße der Dardanellen als die östlichen Grenzen angenommen. Im Süden scheidet das Mittelländische Meer Europa von Afrika. Im Westen wird Europa von dem Atlantischen Meer und im Norden von dem nördlichen Eismeer begrenzt.

Gebirge in Europa.

Die Hauptgebirge in Europa sind: die Alpen in der Schweiz und Tyrol, die Pyrenäen zwischen Spanien und Frankreich, die Apenninen in Italien, die Karpathen zwischen Ungarn und Gallizien, der Hämus oder Balkan in der Türkei, das Skandinavische Gebirge oder Kiolengebirge zwischen Norwegen und Schweden, das Uralgebirge zwischen Europa und Asien.

Flüsse.

Die größten Flüsse in Europa sind; der Uralfluß, die Wolga (460 Meilen lang, der größte Fluß in Europa), der Don, der Dneper und der Dniester in Rußland; der Po und die Tiber in Italien; die Rhone, die Garonne, die Loire (Loar) und die Seine (Sähn) in Frankreich; der Ebro, der Guadalquivir, die Guadiana, der Tajo und der Duero in Spanien; die Themse in England; die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe und die Oder in Deutschland; die Weichsel und der Niemen oder Memel in der Provinz Preußen.

Seen.

Die größten Seen in Europa sind: der Bodensee zwischen Deutschland und der Schweiz (8 Meilen lang und 2 Meilen breit), der Genfer-, Zürcher- und Neuenburger-See in der Schweiz; der Ladoga- und der Onega-See in Rußland; der Mälar-, Wener- und Wetter-See in Schweden.

Länder.

In Europa sind gegenwärtig 3 Kaiserthümer, 16 Königreiche, 1 Kurfürstenthum, 8 Großherzogthümer, 12 Herzogthümer, 10 Fürstenthümer, eine Landgrafschaft, ein Kirchenstaat und 7 Republiken.

A) Die Kaiserthümer.

1) **Rußland** mit der Hauptstadt Petersburg an der Neva. Unter Rußlands Oberherrschaft steht das Königreich Polen mit der Hauptstadt Warschau an der Weichsel. Der russische Kaiser besitzt auch in Asien Länder, die $1\frac{1}{2}$ mal so groß sind als Europa. Das europäische Rußland nimmt die Hälfte von Europa ein und hat 37 Mill. Ew., das ganze russische Reich aber 63 Mill. Im europäischen Rußland kommen auf die Q. M. nur 600 Menschen, im asiatischen gar nur 30. Rußland ist gegenwärtig auf der ganzen Erde das größte Reich. Wenn in einem Theile des Landes die Sonne untergeht, so geht sie im andern schon wieder auf. Es hat 100 verschiedene Völkerschaften und 40 verschiedene Sprachen. — Schon das europäische Rußland, dieser kleinere Theil des gewaltigen Reiches, dehnt sich mächtig nach allen Richtungen, namentlich weit nach N. und S. aus. Darum ist auch das Klima so verschieden: i. S. so warm, wie in Frankreich, im N. so kalt, daß selbst im heißesten Sommer die Moräste nur etliche Fuß tief aufthauen. Den ganzen Winter hindurch thauet der Schnee nicht weg, und mehrt sich oftmals so, daß er 4 bis 5 Ellen hoch liegt und wird durch die Kälte so fest, daß der schwerste Schlitten über ihn dahin geleitet, wie über eine gepflasterte Straße. Das meiste Land ist unbebaut und voll dichter Tannenwälder. In den dichten Wäldern hausen in Menge alle Arten wilder Thiere, die einen dicken Pelz haben und die Kälte gut vertragen können, so u. a. Bären, Wölfe, Hirsche und wilde Schweine. Im N. giebt es zahme und wilde Rennthiere. Gebirge hat Rußland wenige. Das ganze Land bildet beinahe nur eine große gewaltige Ebene.

2) Die **Türkei** mit der Hauptstadt Konstantinopel am schwarzen Meere umfaßt europäische, asiatische und afrikanische Provinzen, die zusammen ungefähr 16 mal so groß sind als Preußen; es hat aber nur doppelt so viel Einwohner. Die europäische Türkei ist 9000 Q. M. groß und hat 9 Mill. Ew. Der Kaiser (Sultan) bekennt sich mit seinem Volke zur muhamedanischen Religion. Die Türkei ist ein gar fruchtbares Land, aber die Bewohner sind sehr träge. Die Haupterzeugnisse sind: Baumwolle, Reis, Mais, Taback (den die Türken so gern rauchen) und Mohn, aus dessem Safte sie das betäubende und schlafmachende Opium bereiten. Wein darf der Türke nach seinem Koran nicht trinken, darum berauscht er sich denn im Opium.

3) **Oestreich** hat 36 Mill. Ew., Hauptstadt ist Wien an der Donau, die größte Stadt in Deutschland. In Deutschland gehören dem Kaiser von Oestreich: a) das Erzherzogthum Oestreich, Hauptst. Wien, b) das Herzogthum Steyermark, Hauptst. Grätz, c) das Königreich Illyrien, Hauptst. Laibach, d) die gefürstete Grafschaft Tyrol, e) das Königreich Böhmen, Hauptst. Prag, f) die Markgrafschaft Mähren, Hauptst. Brünn.

Außerhalb Deutschland besitzt er: g) das Königreich Galizien, Hauptst. Lemberg, h) das Königreich Ungarn, Hauptst. Ofen, i) das Großfürstenthum Siebenbürgen, Hauptst. Hermannstadt, k) das Königreich Slavonien, Hauptst. Semlin, l) das Königreich Croatien, Hauptst. Agram. (Von Croatien bis Siebenbürgen, längs der Türkei, erstreckt sich die Militärgrenze, ein Landstrich, der seine eigene militärische Verfassung hat. Alle in diesen Gegenden wohnenden Bauern sind Soldaten und haben die Verpflichtung, die türkische Grenze zu bewachen und zu vertheidigen.) m) Das Königreich Dalmatien, Hauptstadt Zara, n) das lombardisch-venetianische Königreich oder die Lombardei in Italien, Hauptst. Mailand, o) das Gebiet von Krakau. Es besteht aus der gleichnamigen Hauptstadt und aus 77 umliegenden Dörfern und war früher ein Freistaat, gehört aber seit 1846 zu Oestreich.

Der größte Theil des östreichischen Staates besteht aus Gebirgsland. Im Ganzen genommen ist Oestreich ein sehr gesegnetes Land und mit wenigen Ausnahmen höchst fruchtbar. Der Ertrag der Bergwerke ist in allen östreichischen Provinzen von großer Bedeutung. Ganz besonders wichtig ist der Ertrag der Salzwerke.

B. Die 16 Königreiche.

1) Das **britische Reich** (England, Schottland und Irland) hat in Europa 25 Mill. Ew., in den übrigen Erdtheilen über 100 Mill.; die Hauptstadt London an der Themse hat allein nahe an 2 Mill. Ew. Die Engländer besitzen in Asien ein Land, welches 19 mal so groß ist, als das britische Reich in Europa. Zu England gehört auch die Festung Gibraltar in Spanien und die Insel Malta. Wichtig sind in England die vielen Fabriken, der Handel, die Dampfschiffe und die Eisenbahnen. Die Wälder sind durch die überhand nehmende Menschenmenge beinahe ganz ausgerottet; das Brennholz wird durch die Steinkohlen ersetzt und Haus- und Schiffbauholz aus Nord-Amerika geholt. Im Handel ist England der erste Staat in der Welt. Er beschäftigt über 20,000 Schiffe und 150,000 Matrosen in allen Welttheilen und Meeren. Der Staat aber ist durch die vielen kostspieligen Seekriege äußerst arm. Er hat 5300 Mill. Rthlr. Schulden, doppelt so viel, als die Schulden aller Staaten der ganzen Welt zusammen betragen.

2) **Frankreich**, gegenwärtig eine Republik, hat 34 Mill. Ew., Hauptstadt ist Paris an der Seine (spr. Sähn). Das Land ist etwas kleiner als Deutschland, die Volksdichtigkeit übertrifft aber die von Deutschland. Der Boden des Landes ist im Ganzen fruchtbar, und das milde gemäßigte Klima dem Gedeihen vieler Produkte vortheilhaft. Fabriken und Handel blühen. Auch in den Wissenschaften und Künsten zeichnen sich die Franzosen rühmlichst aus; aber die Hälfte der Bewohner wächst ohne Unterricht auf und kann nicht einmal lesen.

3) **Spanien** ist ⅘ mal so groß als Deutschland, die Hauptstadt heißt Madrid. Von den spanischen Schafen wird die feinste europäische Wolle genommen. Auch giebt es viel Seide, vorzügliche Pferde und herrliche Weine. Aber bei allem Reichthum der Natur sind die Spanier doch größtentheils arm, weil sie nicht nur träge sind, sondern auch eine schlechte Landesverwaltung haben.

4) **Portugal,** Hauptst. Lissabon am Tajo.

5) **Sardinien,** Hauptst. Turin am Po. Zu Sardinien gehört die Insel Sardinien.

6) **Neapel** und **Sicilien,** Hauptst. Neapel und Palermo in Sicilien.

7) **Preußen,** Hauptst. Berlin an der Spree hat nahe an 400,000 Ew.

8) **Holland,** größte Stadt ist Amsterdam, Residenz ist Haag. Es ist ein tiefes und sehr bevölkertes Land.

9) **Belgien,** ein seit 1830 von Holland abgerissener Staat, Hauptstadt ist Brüssel.

10) **Baiern,** Hauptst. München an der Isar. Dazu gehört das abgesondert liegende Rheinbaiern am linken Rheinufer.

11) **Würtemberg,** Hauptst. Stuttgart.

12) **Hannover,** Hauptst. Hannover an der Leine.

13) **Sachsen,** Hauptst. Dresden an der Elbe.

14) **Dänemark,** Hauptst. Kopenhagen auf der Insel Seeland. Zu Dänemark gehören die Länder: Herzogthum Holstein und Lauenburg in Deutschland, die Insel Island, die Faröer-Inseln und mehrere Niederlassungen in andern Erdtheilen.

15) **Schweden,** Hauptst. Stockholm. Zu Schweden gehört Norwegen mit der Hauptst. Christiania.

16) **Griechenland,** ein seit dem Jahre 1827 vom Türkischen Reiche abgetrennter neuer Staat, Hauptst. Athen.

C. Das Kurfürstenthum.

Hessen-Kassel, Hauptst. Kassel an der Fulda.

D. Die 9 Großherzogthümer.

1) **Toskana** in Italien, Hauptst. Florenz; dazu gehört die Insel Elba. 2) **Baden,** Hauptst. Karlsruhe. 3) **Hessen-Darmstadt,** Hauptst. Darmstadt. 4) **Holstein,** Hauptst. Glücksstadt. (Zu Dänemark gehörig.) 5) **Luxemburg,** Hauptst. Luxemburg. 6) **Weimar,** Hauptst. Weimar. 7) **Mecklenburg-Schwerin,** Hauptstadt Schwerin. 8) **Mecklenburg-Strelitz,** Hauptst. Strelitz. 9) **Oldenburg,** Hauptst. Oldenburg.

E. Die 11 Herzogthümer.

1) **Modena,** Hauptstadt Modena. 2) **Parma,** Hauptstadt Parma. 3) **Lukka,** Hauptst. Lukka. 4) **Sachsen-Meiningen,** Hauptst. Meiningen. 5) **Sachsen-Koburg,** Hauptst. Koburg. 6) **Sachsen-Altenburg,** Hauptstadt Altenburg. 7) **Braunschweig,** Hauptst. Braunschweig. 8) **Nassau,** Hauptst. Wiesbaden. 9) **Anhalt-Dessau,** Hauptst. Dessau. 10) **Anhalt-Bernburg,** Hauptst. Bernburg. 11) **Anhalt-Köthen,** Hauptst. Köthen.

F. Die 10 Fürstenthümer.

1) **Hohenzollern-Hechingen,** Hauptstadt Hechingen. 2) **Hohenzollern-Sigmaringen,** Hauptst. Sigmaringen. 3) **Lichtenstein,** Hauptst. Baduz. 4) **Schwarzburg-Rudolstadt,** Hauptstadt Rudolstadt. 5) **Schwarzburg-Sondershausen,** Hauptstadt Sondershausen. 6) **Reuß-Greiz,** Hauptstadt Greiz. 7) **Reuß-Schleiz,** Hauptstadt Schleiz. 8) **Waldeck,** Hauptst. Korbach. 9) **Lippe-Detmold,** Hauptst. Detmold. 10) **Lippe-Schaumburg,** Hauptst. Bückeburg.

G. Die Grafschaft.

Hessen-Homburg, Hauptstadt Homburg.

H. Der Kirchenstaat

in Italien, oder das päpstliche Gebiet, Hauptst. Rom an der Tiber.

I. Die 7 Republiken.

1) **Hamburg.** 2) **Lübeck.** 3) **Bremen.** 4) **Frankfurt** am Main. Diese 4 Städte sind gegenwärtig die einzigen freien Städte in Deutschland. Vor 500 Jahren waren es ihrer 53 und hießen Hanse- (d. i. Bundes-) Städte. Alle hielten zusammen und hatten eine so bedeutende Seemacht, daß es kein König mit ihnen aufnehmen konnte. 5) Die **Schweiz** (in 22 Cantone eingetheilt). 6) **St. Marino** in Italien. 7) Die **Jonischen Inseln.**

Deutschland.

Das große weite Land, mitten in Europa, das sich südlich von den hohen Alpen der Schweiz und Italien bis zur Nord- und Ostsee, westlich von der Maas bis zur Weichsel ausdehnt, nennen wir Deutschland, unser gemeinsames Vaterland. Es ist 11,500 Q. M. groß und zählt 40 Millionen Einwohner, Dieses Land in dieser Ausdehnung gehört zu den schönsten und gesegnetsten Ländern Europa's.

Deutschland liegt unter einem gemäßigten Himmel, kennt nicht die sengende Luft südlicher Länder, und bietet daher die größte Abwechselung und reichste Mannigfaltigkeit für den Anblick, wie für das Gemüth dar. Es bringt Alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und Förderung des Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten und zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichen Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. Neben Moor und Haide, die dem menschlichen Fleiße nichts gewähren, als die magere Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauren Holzapfel bis zur lieblichen Pfirsiche. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt, unter Buchen und Tannen, die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichen Wein hervorbringen, die Freude des Menschen, in der Ferne wie in der Nähe gesucht, und gewünscht von Hohen wie von Geringen.

Kein reißendes Thier schreckt, kein giftiges Gewürm bedroht die Menschen. Aber Ueberfluß gewährt das Land an Vieh, kleinem sowohl als großem, für des Menschen Arbeit und Genüsse nützlich. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinnst; der Stier zeigt Kraft und Stärke in Bau und Gestalt; das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger.

Im Innern der Erde finden sich große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen giebt sie freiwillig den Menschen Heilung, Gesundheit und Heiterkeit. Den fleißigen Bergmann belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung des Lebens, bald mit Eisen in Menge, zu nützlichen Werkzeugen und dem Manne zur Waffe und Wehr.

Ein solches Land, mit so vielen reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes durch Uebung und Anstrengung zu erzeugen und zu erhalten.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch große und schöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang zur Welt. Aber das Meer drängt sich nicht so verführerisch an sie hinan oder zwischen sie hinein, daß sie verlockt und dem heimathlichen Boden entfremdet werden könnten. Vielmehr kann der edlere Mensch dem Gedanken an eine deutsche Erde und an einen deutschen Himmel nicht entgehen, und dieser Gedanke scheint in ihm die Sehnsucht erhalten zu müssen nach der Welt seiner Geburt, und die Liebe zu dem Boden seines Vaterlandes.

(Luden.)

Erhebung des deutschen Volkes.

Napoleon, Kaiser von Frankreich, hatte seine Gewaltherrschaft über einen großen Theil von Europa ausgebreitet. Insbesondere seufzte auch Deutschland unter seinem Scepter. Mehrere deutsche Fürsten hatte er ihrer Länder beraubt, andere genöthigt, mit ihm in einen für sie verderblichen Bund zu treten; über alle übte er eine schmachvolle Herrschaft aus. In allen deutschen Ländern zogen seine Beauftragten und Bevollmächtigten umher, welche bald Geld, bald Mannschaften, bald andere Zeichen der Unterwürfigkeit forderten. Seine Kriegsheere lagerten auf deutschem Boden, und erlaubten sich selbst mitten im Frieden ungestraft jede Gewaltthätigkeit. Die deutsche Jugend wurde für den französischen Kriegsdienst ausgehoben, und zur Führung französischer Kriege in ferne Länder geschleppt, und dennoch nur mit deutschem Gelde besoldet. Der deutsche Landmann mußte sein Korn und sein Vieh, der deutsche Handwerker seine Arbeit in französische Magazine liefern, und als Gegenzahlung erhielten sie nichts, als französische Leichtfertigkeit und französische Laster. Ja man ging sogar damit um, den Deutschen ihre Gesetze und ihre Sprache zu nehmen. Hier und da war schon das französische Gesetzbuch eingeführt, und wurden Rechtssachen in französischer Sprache verhandelt. Niemand durfte es wagen, ein freies Wort zu sprechen; die deutschen Buchdruckereien waren unter französische Aufsicht gestellt, und ohne Erlaubniß der französischen Gewalthaber durfte nicht einmal eine Kinderschrift erscheinen. — Solche Schmach konnte das kräftige deutsche Volk, dem es nur an einem tüchtigen Führer fehlte, nicht lange ertragen. Lange schon kochte der mühsam verhaltene Muth in der deutschen Brust, und wartete nur auf eine Gelegenheit, um in hellen Flammen empor zu schlagen.

Den höchsten Gipfel seiner Größe und seines Ruhmes hatte Napoleon im Jahre 1812 erstiegen. Nur einer auf dem festen Lande von Europa, der Kaiser von Rußland, konnte es noch wagen seinen Befehlen zu trotzen. Um auch diesen zur Unterwürfigkeit zu zwingen, ging er im Frühjahr 1812 mit mehr als einer halben Million Streiter aus fast allen Nationen Europas mit der Gewißheit eines schnellen und leichten Sieges nach Rußland. Unwiderstehlich drang er vor, Siege folgten auf Siege, und nach Verlauf weniger Monden stand er im Herzen Rußlands und hatte Moskau erobert. Schon seufzte Europa und Deutschland, und hielt Napoleons Zwingherrschaft für unerschütterlich befestigt. Da erscholl die Kunde, daß russische Vaterlandsliebe bald nach dem Einrücken der Franzosen die ungeheure Hauptstadt angezündet hätte, und diese dadurch der Winterquatiere, worauf sie sicher gerechnet, beraubt worden wären. Bald nach diesem Ereignisse stellte sich schon zu Anfange des Novembers furchtbare anhaltende Kälte ein; die unübersehlichen Gefilde Rußlands wurden mit tiefem Schnee bedeckt; die russischen Heere, welche nur auf den Winter gewartet zu haben schienen, um Verderben über die sogenannte „große Armee“ zu bringen, rückten heran; die Franzosen konnten sich nirgends mehr behaupten; in größter Eile begaben sie sich auf den Rückzug. Aber der Weg war weit; wo sie hinkamen, fanden sie Brandstätten oder verödete und verlassene Dörfer und Städte; die Zufuhr von Lebensmitteln war schon lange ausgeblieben; Mangel, Frost und anhaltende Strapatzen rieben sie zu Tausenden auf; die Kanonen wurden stehen gelassen; die Waffen weggeworfen, die Pferde geschlach-

tet; wehrlos und abgezehrt fielen sie den Feinden in die Hände. Von einer halben Million erreichten kaum 40,000 die polnische Grenze, und auch von diesen starben noch mehr als die Hälfte an den Folgen des unglücklichen Feldzugs.

In Deutschland betrachtete man die Auflösung der französischen Armee als ein Gottesgericht. Die Befreiung des Vaterlands, auf die man kaum mehr zu hoffen gewagt hatte, stand nun nahe bevor. Mit Verlangen sah man dem ersten Erscheinen russischer Krieger auf deutschem Boden entgegen; mit der lebhaftesten Freude wurden sie empfangen; man fühlte, ja man wußte, daß sie nicht als Feinde, sondern als Freunde kamen. Doch nicht unthätig wollte man die Früchte fremden Sieges genießen. Immer noch stark, sehr stark war der allgemeine Feind. Napoleon war bereits, als seine Heere noch in Rußland standen, nach Paris geeilt, hatte die in Frankreich befindlichen Truppen an sich gezogen und neue Aushebungen junger Mannschaften sowohl dort, als in Italien und Deutschland angeordnet, und erschien im Frühjahr schon wieder in der Mitte von Deutschland mit einer trefflich ausgerüsteten Armee von 300,000 Mann. Und noch waren nur erst einzelne Heeresabtheilungen der Russen aus dem entfernten Norden herangezogen. Nur Preußen, welchem der Ruhm gebührt, daß es sich zuerst erhob, hatte zu offenem Kampfe seine Streitkräfte mit ihm vereinigt; die übrigen deutschen Fürsten mußten, so ungern sie es auch thaten, noch einmal im Gefolge des Gewaltigen ihre Freunde bekriegen. Aber der Geist des deutschen Volkes war erwacht. Ohne Aufforderung von Seiten der Fürsten, ihres Beifalls und ihrer Zustimmung jedoch gewiß, sammelten sich aus allen Gauen Freiwillige zu den verbündeten Heeren; eigene Schaaren, die sich dem Tode für's Vaterland geweiht hatten, wurden gebildet. Jünglinge aus allen Ständen verließen ihren Beruf, und rüsteten sich auf eigene Kosten; wer nicht mit seinen Kräften dem Vaterlande dienen konnte, rüstete arme Jünglinge aus und half mit seinem Gelde. Vereine von deutschen Frauen traten zusammen, theils um die begeisterte Stimmung im Volke noch mehr anzuregen, theils aber auch durch Geldunterstützung und Sorge für die Verwundeten werkthätig zu helfen; ja man erzählt von einigen Jungfrauen, welche, weil sie sonst nichts hatten, das sie auf dem Altare für's Vaterland niederlegen konnten, sich ihres Hauptschmuckes, ihrer Haare beraubten, und das daraus gelös'te Geld ihrer Vaterlandsbegeisterung zum Opfer brachten. Begeisternde Vaterlandsgesänge entflammten den wachsenden Muth und Volksschriften riefen zur allgemeinen Bewaffnung auf. So erhob sich das deutsche Volk, während seine Fürsten noch mit dem Unterdrücker verbündet waren, und ihre Truppen noch in seinen Reihen und für seine Sache fochten. Und so viel Eifer sollte auch nicht unvergolten bleiben. Sachsen, auf dessen Ebenen schon so viele Kämpfe ausgefochten worden sind, sollte auch der Schauplatz des herrlichsten Sieges für die deutsche Freiheit werden. Nach mehreren Schlachten, welche einzelne Heerestheile der Verbündeten meist siegreich bestanden hatten, und nachdem sich auch der östreichische Kaiser mit seiner ganzen Macht ihnen angeschlossen hatte, kam es bei Leipzig am 16ten Oktober 1813 zu der großen Völkerschlacht, welche 3 Tage dauerte und woran eine halbe Million Streiter aus den meisten europäischen und mehreren asiatischen Völkerschaften Antheil nahmen. Den Oberbefehl über die verbündeten Heere, bei welchen sich die Kaiser von Oestreich und Rußland und der König von Preußen persönlich befanden, führte der Fürst Schwarzenberg; ein abgesondertes Heer focht unter dem Fürsten Blücher, und ein drittes befehligte der Kronprinz von Schweden. Die französischen Armeen kommandirte Napoleon selbst. Auf beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit und Anstrengung gefochten. Den ersten Tag blieb der Sieg zweifelhaft; am zweiten war Waffenruhe; den dritten verließen, von ihren deutschen Brüdern gerufen, die Sachsen und die Würtemberger die französischen Reihen und traten auf die Partei über, wohin sie schon längst ihr Herz zog. Dadurch ward auf der einen Seite hauptsächlich der Sieg entschieden, während auf der andern die Franzosen gegen das Hauptheer muthigen

Widerstand leisteten. Aber immer enger wurde der Kreis um Leipzig her, worein die Unterdrücker Deutschlands verbannt waren, und nur noch ein einziger Ausweg blieb ihnen zur Flucht. Diese ward auch in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober angetreten, und bei Tagesanbruch mit solcher Eile und in so großer Unordnung fortgesetzt, daß bei dem ungeheuern Gedränge der Wagen, Kanonen, Pferde in den engen Ausgängen der Stadt und über die Brücken mehrere Tausende ihren Untergang und, da die Brücke über die Elster zu zeitig gesprengt worden war, in den Wellen ihr Grab fanden, und noch weit mehrere geriethen in die Hände der Sieger. An diesem Tage wurden 300 Kanonen erbeutet und 40,000 Gefangene gemacht. In der größten Unordnung flohen nun die Franzosen dem Rheine zu, den sie seitdem nicht wieder überschritten haben. Die Heere der Verbündeten folgten ihnen auf dem Fuße nach, und 5 Monate später zogen sie siegreich in Frankreichs Hauptstadt ein. Napoleon aber wurde von seinem eigenen Volke gezwungen, der Krone zu entsagen, und ward erst auf die Insel Elba und späterhin, nach einem verunglückten Versuche, seinen frühern Platz wieder einzunehmen, auf die Insel St. Helena im atlantischen Ocean verbannt, wo er sein Leben im Jahre 1821 beschloß. (Schwabe.)

Am achtzehnten Oktober.

Hör', liebe deutsche Jugend, an, was heute Gott, der Herr, gethan, nimm's wohl zu Ohr und Herzen! Das Land, da ihr geboren seid, das Land der Treu' und Redlichkeit, war einst ein Land der Schmerzen.

Ein fürchterlicher Zwingherr kam, der uns die liebe Freiheit nahm, uns schlug mit eisern'n Ruthen. Der Vater mußte frohnen geh'n, der Sohn weit weg zu Felde steh'n, für unsern Dränger bluten.

Da sah der Herr vom Himmel drein, erbarmt' sich uns'rer Noth und Pein und fuhr herab in Wettern! Held Blücher und Held Schwarzenberg, von Gott erseh'n zum großen Werk, die wurden Deutschlands Retter.

Bei Leipzig in der Völkerschlacht da ward dem Feind Garaus gemacht, wir schlugen ihn zu Boden! Und Fürst und Volk fiel auf die Knie: „Gott hat's gethan!" so, riefen sie und schöpften wieder Odem.

D'rum, wer ein Deutscher heißen mag, halt' im Gedächtniß diesen Tag auf ew'ge, ew'ge Zeiten; und kommt ein Feind, gebt euch die Hand, laßt uns für's liebe Vaterland wie die bei Leipzig streiten. (Wetzel.)

Gelübde eines deutschen Knaben.

Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand, dir, Land mit Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland.

Mein Herz ist entglommen, dir treu zugewandt, du Land der Frei'n und Frommen, du herrlich Hermannsland!

Du Land reich an Ruhme, wo Luther erstand, für deines Volkes Thume weih' ich mein Herz und Hand!

Will halten und glauben an Gott fest und frei, lieb Vaterland, will bleiben auf ewig fromm und treu!

Ach Gott, thu' erheben mein jung Herzensblut zu frischem, freud'gem Leben, zu freiem, frommen Muth!

Laß Kraft mich erwerben in Herz und in Hand, zu leben und zu sterben für mein lieb Vaterland! (Maßmann.)

Deutschlands Gebirge.

Im Süden Deutschlands befindet sich das höchste Gebirge Europas, die Alpen genannt. Sie durchziehen die Schweiz von Westen nach Osten auf einer Strecke von 90 Meilen. Nach Norden senken sich die Alpen allmählig ab. Die wichtigsten Gebirge in Deutschland sind: 1) Die Sudeten mit dem Riesengebirge

zwischen Schlesien und Böhmen, 2) das Lausitzer Gebirge zwischen Sachsen und Böhmen, 3) das Erzgebirge zwischen Sachsen und Böhmen, 4) der Böhmer Wald zwischen Böhmen und Baiern, 5) das Mährische Gebirge zwischen Mähren und Böhmen, 6) das Fichtelgebirge in Baiern, 7) die rauhe Alp in Würtemberg, 8) der Schwarzwald in Baden und Würtemberg, 9) der Odenwald in Baden und Hessen-Darmstadt, 10) die Höhe in Nassau, 11) der Westerwald in der Rheinprovinz, 12) der Harz mit dem Brocken in Hannover und der Provinz Sachsen.

Deutschlands Flüsse.

Deutschland hat über 500 Flüsse, worunter 5 von der ersten Größe und überhaupt über 60 schiffbare sind. Die meisten von ihnen haben eine nördliche Richtung, welches sich daraus erklärt, daß Deutschland im Süden bedeutend hohe Gebirge enthält, die sich nach Norden, nach der Nord- und Ostsee zu, absenken. Hauptflüsse in Deutschland sind:

1) Die **Donau**, welche in Baden auf dem Schwarzwalde entsteht, an 400 Meilen lang ist, den Lech, die Isar, den Inn, die Drau und die Sau auf der rechten, und die March und die Waag auf der linken Seite aufnimmt, und in's schwarze Meer geht.

2) Der **Rhein**, welcher auf dem St. Gotthardsgebirge in der Schweiz entspringt, eine Länge von 175 Meilen hat, den Neckar, den Main, die Lahn auf der rechten Seite, die Mosel und die Maas auf der linken Seite aufnimmt, und sich in die Nordsee ergießt.

3) Die **Weser**, welche durch die Vereinigung der Werra und Fulda entsteht, die Aller auf der rechten Seite aufnimmt, und sich nach einem Laufe von 75 Meilen in die Nordsee ergießt.

4) Die **Elbe**, welche in Böhmen auf dem Riesengebirge entspringt, die schwarze Elster und die Havel auf der rechten, und die Moldau, die Mulde und die Saale auf der linken Seite aufnimmt, und sich nach einem Laufe von 130 Meilen in die Nordsee ergießt.

5) Die **Oder**, welche in Mähren auf den Sudeten entspringt, auf der rechten Seite die Warthe und mit dieser die Netze, auf der linken Seite die obere oder Glazer Neiße, die Katzbach, den Bober und die untere oder sächsische Neiße aufnimmt, eine Länge von 120 Meilen hat und sich durch die drei Mündungen: Peene, Swine und Diewenow in die Ostsee ergießt. Die beim Ausfluß der Oder gebildeten Inseln sind Usedom und Wollin.

Die **Weichsel** (nicht zu Deutschland gehörig) entspringt gleichfalls in Mähren auf den Sudeten, hat eine Länge von 120 Meilen und fließt in die Ostsee.

Kanäle.

Die Elbe, die Oder und die Weichsel sind durch Kanäle in eine schiffbare Verbindung gesetzt, wodurch die Schiffahrt auf diesen Flüssen bedeutend abgekürzt ist. Die wichtigsten Kanäle sind:

1) Der **Finow-** oder **Neustadt-Eberswalder Kanal.** Er verbindet die Oder mit der Havel.

2) Der **Müllroser-** oder **Friedrich-Wilhelms Kanal**, welcher die Oder mit der Spree verbindet. Durch diese beiden Kanäle kann man aus der Oder in die Elbe fahren.

3) Der **Plauensche Kanal** verbindet die Havel mit der Elbe und kürzt die Schifffahrt zwischen Berlin und Magdeburg ab. Er ist nur $4\frac{1}{2}$ Meile lang.

4) Der **Bromberger Kanal** verbindet die Weichsel mit der Oder.

Bemerkenswerth ist noch der Eider-Kanal, welcher durch Hülfe des Eiderflusses die Nordsee mit der Ostsee verbindet.

Preußen.

Größe. Einwohnerzahl. Lage.

Der preußische Staat, auch gemeinhin das Königreich Preußen genannt, hat jetzt (mit Hohenzollern) eine Größe von ungefähr 5100 Q. M. und ist der Oberfläche nach der achte Staat in Europa, der Volksmenge nach aber der fünfte. Die Zahl der Einwohner beträgt in runder Summe 16 Millionen.

Die preußischen Länder bilden nicht ein zusammenhängendes oder geschlossenes Ganze, sondern bestehen aus zwei von einander abgesonderten Theilen, wovon der eine westlich, der andere östlich ist. Der Osttheil ist fünf mal so groß, als der Westtheil. Es wohnen aber im Westtheil im Durchschnitt die Menschen noch einmal so dicht beisammen als im Osttheil. In Pommern und in der Provinz Preußen wohnen die Menschen am wenigsten dicht, in Schlesien und Sachsen aber fast so dicht, als im westlichen Theile.

Verfassung des preußischen Staates.

Der preußische Staat besteht gegenwärtig aus acht Provinzen: **Ost- und Westpreußen** mit den Regierungsbezirken Königsberg, Gumbinnen, Marienwerder und Danzig, **Posen** mit den Regierungsbezirken Posen und Bromberg, **Pommern** mit den Regierungsbezirken Stettin, Cöslin und Stralsund, **Brandenburg** mit den Regierungsbezirken Potsdam und Frankfurt, **Schlesien** mit den Regierungsbezirken Breslau, Liegnitz und Oppeln, **Sachsen** mit den Regierungsbezirken Magdeburg, Merseburg und Erfurt, **Westphalen** mit den Regierungsbezirken Münster, Minden und Arnsberg, und **Rheinland** mit den Regierungsbezirken Coblenz, Cöln, Düsseldorf, Trier und Aachen.

Jeder Regierungsbezirk ist in eine Anzahl von Kreisen getheilt. An der Spitze jeder Provinz steht ein Ober-Präsident, an der Spitze jedes Regierungsbezirks eine Regierung, an der Spitze jedes Kreises ein Landrath; jeder Ort aber hat seine besondere Obrigkeit.

Festungen.

Der preußische Staat besitzt 31 Festungen: 1) In Pommern: Stralsund, Kolberg und Stettin; 2) in der Provinz Preußen: Danzig, Graudenz, Thorn, Pillau und Königsberg; 3) in Posen: Posen; 4) in Schlesien: Silberberg, Kosel, Glaz, Schweidnitz, Neiße und Glogau; 5) in Sachsen: Magdeburg, Erfurt, Torgau und Wittenberg; 6) in Brandenburg: Küstrin und Spandau; 7) in Westphalen: Minden; 8) in der Rheinprovinz: Coblenz, Wesel Jülich, Köln und Saarlouis.

Die Festungen dienen zur Sicherheit des Landes und als Haltpunkte im Kriege. Es sind Städte, die mit Wassergräben und starken Mauern umgeben sind, hinter denen Kanonen und Gewehre durch enge Schießscharten Feuer und Eisen und Blei auf den Feind lossprühen. Man hat sie sehr künstlich angelegt, so daß der Feind viele Schwierigkeiten findet, sie einzunehmen. Aber die schönsten Festungen im Preußischen sind: ein ritterlicher, geliebter König, heldenmüthige Anführer und die treuen und tapferen Herzen der Unterthanen.

Grundzüge der Preußischen Geschichte.

Das Königreich Preußen gehört gegenwärtig zu den bedeutendsten Staaten Europas, ja es gehört, zwar nicht seiner Größe, aber seiner Bedeutung und seinem Ansehen nach, unter die Großmächte oder die Mächte ersten Ranges. Dazu rechnet man nämlich: England, Rußland, Frankreich, Oestreich und Preußen. Es

giebt wohl kein Königreich, welches sich in so kurzer Zeit zu einer solchen Höhe emporgeschwungen hätte, als das Königreich Preußen. Auf einem Flächenraum von ungefähr 5100 Q.M. wohnen über 16 Millionen Menschen. Und wie klein und unscheinbar war der Anfang unseres Staates! Von einem ganz kleinen Landstriche an der Elbe, Havel und Spree ist er ausgegangen. Dieser Landstrich war in alten, alten Zeiten sehr wüst und rauh. An vielen Stellen sah man große Waldungen, Sümpfe und Haiden, aus welchen ein kalter Nebel aufstieg. Das Ackerland trug Roggen, Gerste, Hafer, Flachs, Rüben und Zuckerwurzeln. Auf den Weiden gingen große Heerden von Pferden und Rindern, und in den Wäldern wimmelte es von Bären, Auerochsen, Wölfen, Rennthieren, Hirschen und Rehen. — In diesem Lande wohnten die Semnonen und Longobarden. Es waren zwei deutsche Völkerschaften. Sie hatten eine große stattliche Figur und fragten so wenig nach Wind und Wetter, daß sie gewöhnlich nur eine Thierhaut um die Schultern banden und Winter und Sommer lustig in die Flüsse sprangen, um sich zu baden. Sie schliefen auf der bloßen Erde in einer Hütte, die vor Sturm und Regen wenig schützte. Krieg und Jagd waren ihre Lust, und Umherschweifen ihre Freude. Bald waren sie hier, bald waren sie dort. Städte und Dörfer mochten sie nicht leiden. Ihre Religion war elende Götzendienerei. Doch sagt man von ihnen, daß sie keusch, gastfrei, redlich und treu gewesen wären.

Ungefähr 400 Jahre nach der Geburt unsers Heilandes kam es diesen Völkern in den Sinn, sich mit Allem was sie hatten, aufzumachen und gen Süd und West in die Ferne zu ziehen. Dort suchten sie neue Wohnsitze und ließen sich nieder. In die Gegenden der Havel, Spree und Elbe wanderte aber aus Asien ein ganz anderes Volk ein, die Wenden genannt. Sie waren von kurzer, gedrungener Gestalt, trugen weite, wollene Kleider, bauten Häuser, legten Gärten an und trieben Ackerbau und Viehzucht. Sie gründeten manche Städte, wie man denn erzählt, daß Brandenburg — damals Brennabor genannt — Stettin, Elbing, Danzig von ihnen den Ursprung haben sollen. Eben so sagt man, daß sie sehr ehrlich gewesen, und Wollust, Meineid und Diebstahl bei ihnen nicht gefunden wären. Doch waren sie Heiden, und, ihre Götzendienerei noch viel elender, als die der Semnonen. Dazu hatten sie manche grausame Sitte. Aeltern, die viele Kinder hatten, setzten die Töchter gewöhnlich in Wäldern zum Todthungern aus. Starb ein Mann, so wurde die Frau mit seinem Leichname verbrannt. Alte Leute schlug man todt, denn man glaubte, wer in einer Krankheit oder aus Altersschwäche stürbe, der käme in die Hölle. Deshalb zog auch Jeder gern in Kampf und Streit, denn wer starb, erlangte den Himmel. Auf ihren Kriegszügen fochten sie tapfer, doch wohin sie kamen, machten sie Alles dem Erdboden gleich und ermordeten Jung und Alt. Und so ehrlich sie zu Hause waren, so räuberisch waren sie auf solchen Raub- und Beutezügen. Vorzüglich ging's oft über die Elbe in die deutschen Länder. Diese wurden von den Wenden hart geplagt. Zu verschiedenen Malen hatten die deutschen Kaiser das räuberische Volk zurückgetrieben und waren in das Wendenland gedrungen, aber die Wenden hatten bald nachher die Oberhand behalten und dann um so schrecklicher geplündert und gemordet. Um das Jahr 920 wurde der Herzog von Sachsen, Heinrich der Vogelsteller, deutscher Kaiser. Dieser beschloß, den schrecklichen Raubzügen der Wenden ein Ende zu machen. Er zog über die Elbe in ihr Land, um sie ganz zu unterwerfen. Aber die Sümpfe und Moräste hinderten ihn bald am Weiterkommen, die Flüsse überschwemmten die Gegenden, und in der Stadt Brennabor hatte sich das Wendenvolk unter seinem Anführer versammelt, um auf Leben und Tod zu kämpfen. Als sie sahen, daß Kaiser Heinrich nicht weiter vorwärts kommen konnte, lachten sie und meinten, sie wären wohl geborgen. Aber in Gottes weisem Rathschlusse stand geschrieben, daß es in diesen Gegenden ganz anders werden, und dort ein Reich entstehen sollte, welches unter dem gnä-

digen Schutze des Allmächtigen wachse und blühe. Und Gottes Wille geschieht immer. Denn als die Wenden sich recht gesichert glaubten, fiel plötzlich ein sehr starker Frost ein. Ueber Sümpfe und Gewässer bildete sich eine feste Brücke aus Eis, und Kaiser Heinrich rückte nun nahe an die Stadt Brennabor, um sie zu erstürmen. Den Wenden entfiel der Muth. Sie ergaben sich und gelobten an, Christen zu werden und eine jährliche Abgabe zu bezahlen. Damit sie aber im Zügel gehalten wurden, nahm ihnen der Kaiser an der Elbe und Havel einen großen Landstrich. Ueber diesen setzte er einen tapfern und erfahrenen Mann, welcher den Titel Graf führte, und weil er die Grenze beschirmen sollte, Grenz- oder Markgraf genannt wurde. Der Markgraf mußte dafür sorgen, daß er die Wenden in Unterwürfigkeit hielt. Die neue Markgrafschaft erhielt den Namen Nordmark, oder Nordsachsen. Und das ist der Anfang des jetzigen, großen, preußischen Königreiches. Denn zu jener Grafschaft Nordmark kamen nach und nach alle die Besitzungen, welche gegenwärtig zum Königreiche Preußen gehören.

Die verschiedenen Markgrafen der Nordmark hatten mit den Wenden kein leichtes Spiel. Das Volk wollte sich nicht unterwerfen und auch nicht das selig- machende Evangelium des Heilandes annehmen. Sie verjagten und ermordeten die christlichen Lehrer und verweigerten die Bezahlung der angelobten Abgabe. So war denn beständig Kampf und Streit zwischen den Wenden und den Markgrafen. Bald siegten diese, bald jene. Noth und Elend nahm in den Landen schrecklich zu. Die Menschen kamen in den Kriegen um, die Aecker lagen wüste, die Städte und Dörfer brannten ab, die christlichen Kirchen wurden zerstört. Hätte Gott sich nicht des Landes erbarmt, es wäre rein vernichtet worden. Des Allmächtigen Weisheit weiß aber Alles zum Besten zu lenken. Der damalige deutsche Kaiser Lothar schenkte im Jahre 1133 dem Grafen Albrecht, der seiner Tapferkeit wegen den Namen „der Bär" führte, die Markgrafschaft Nordsachsen als erb- und eigenthümlich. Weil Albrecht aus dem Fürstenhause Anhalt war, so hieß sein Geschlecht die Anhaltiner. Da nun das Land dem Albrecht zu eigen gehörte, so nahm er sich desselben aus allen Kräften an. Zuerst ging er auf die Wenden los. Er schlug sie zurück bis an die Oder und eroberte die Stadt Brennabor. Das ganze Reich nannte er jetzt die Markgrafschaft Brandenburg und sich selbst Markgraf von Brandenburg. In sein menschenleeres Land zog er aus Holland und Friesland viele Leute. Jetzt wurden fleißig der Ackerbau und die Viehzucht betrieben, große Strecken Haiden urbar gemacht und Dörfer und Städte gebaut. Albrecht legte die Städte Berlin an der Spree, Spandau, Sten- dal, Bernau an, errichtete christliche Kirchen und rief Prediger in das Land, die in deutscher Sprache das Evangelium unsers Herrn Jesu verkündeten. So wur- den die Heiden zu dem Horte aller Seelen bekehrt, und die deutsche Sprache statt der wendischen eingeführt. Und da Albrecht ein freundlicher, gütiger Herr war und mit Milde alle diese Einrichtungen machte, so folgten ihm seine wendischen Unterthanen gern. Nach Albrecht's Tode fingen seine Nachfolger es eben so weise an, das Land empor zu bringen, und Gottes Segen war mit ihnen. Ackerbau und Viehzucht mehrten sich, die Moräste und Haiden nahmen ab, neue Städte und Dörfer entstanden. So sind in jener Zeit Frankfurt an der Oder und Landsberg an der Warthe gegründet. Zu dem Lande kamen noch die jetzige Neumark, die Ukermark, die Priegnitz und Theile von Pommern, Mecklenburg und Sachsen. Die Zahl der Einwohner wurde mit jedem Jahre größer. Die Edelleute bauten schöne Burgen und hatten große Besitzungen. In den Städten lebten viele Hand- werker, die gute Waaren lieferten. Man trieb Handel nach dem Auslande, legte Wollweberei an und braute sehr gutes Bier, welches bald berühmt wurde. Durch dieses Alles geschah es denn, daß das Land nach Außen und Innen erstarkte. Als zur damaligen Zeit viele benachbarte Fürsten und Herren einen Bund schlossen, um den Markgrafen Waldemar von Brandenburg zu bekriegen, so wehrten sich

die Brandenburger so tapfer, daß selbst die große Zahl der Feinde ihnen nichts anhaben konnte. — Eins fehlte nur dem Lande. War das Heidenthum zwar verschwunden, so war doch noch die Unwissenheit sehr groß. Die Jugend unterrichten zu lassen, daran dachte man nicht. Es war selten, daß ein Einwohner lesen, und noch seltener, daß er schreiben konnte.

Das Fürstengeschlecht der Anhaltiner starb im Jahre 1320 aus. Nun waren viele Fürsten nach der schönen Markgrafschaft Brandenburg sehr lüstern. Doch der deutsche Kaiser Ludwig, aus dem Hause Baiern, schenkte sie seinen Söhnen. Diese hatten viele Feinde. Es war Krieg und Kriegsgeschrei im Lande. Und da diese Fürsten eben nicht gut regierten, so kam Brandenburg schnell in Verfall. Die Nachbarn rissen an den Grenzen mehrere Landestheile ab, die Edelleute spielten die Herren und raubten und plünderten auf den Landstraßen. Die Gewerbe und der Handel lagen still, die Aecker wurden wüste. Daher freuten sich die Brandenburger, als um das Jahr 1373 diese Fürstenfamilie schon ausstarb, und das Land von dem Kaiser Karl, aus dem Hause Luxemburg, in Besitz genommen wurde. Anfangs ging es auch besser. Der guten Kaiser sorgte recht treulich für Brandenburg, welches im Jahre 1356 zum Churfürstenthume erhoben war. und dessen Regenten jetzt Churfürsten von Brandenburg hießen. Es herrschten eine Zeit lang wieder Recht und Ordnung und Arbeitsamkeit. Gewerbe, Handel und Ackerbau fingen an zu blühen. Doch mit des Kaisers Tode hatte dies Alles ein Ende. Denn nun wurde des Kaisers Sohn, Sigismund, Churfürst von Brandenburg. Dieser war erst 11 Jahre alt und wohnte dazu in Ungarn, weil er dort König werden sollte. In unserm Vaterlande ging es schrecklich her. Eine solche Unordnung und ein solches Elend hat wohl nie in einem Reiche geherrscht. Es war deshalb Gottes treue Barmherzigkeit, daß das Land in die Hände einer Fürstenfamilie kam, mit welcher der Herr stets gewesen ist und bleiben wird. Friedrich VI., Burggraf zu Nürnberg und Fürst von Hohenzollern, kaufte 1415 vom deutschen Kaiser Sigismund das Churfürstenthum Brandenburg, welches 355 Quadratmeilen groß war, für 400,000 Dukaten. Er selbst besaß die Markgrafschaft Anspach und Beyreuth, so daß sein ganzer Besitz 463 Quadratmeilen ausmachte. Darauf ließ er sich in Berlin huldigen. Diese Stadt wurde von nun an die Residenz der Regenten und die Hauptstadt des Landes. Friedrich VI. wird in der Geschichte unsers Vaterlandes Churfürst Friedrich I. genannt. Mit ihm fängt die Reihe der hohenzollerschen Fürsten in Brandenburg an, und er ist der Stammvater der jetzigen lieben königlichen Regentenfamilie, welche nach und nach unser Land zu solcher Macht und zu solchem Glanze und Wohlstand erhoben hat, daß die Welt das Königreich Preußen nur mit Achtung nennt. Seine Nachfolger aber vermehrten durch Friedensschlüsse, Erb- und Familienverträge nach und nach diesen Länderbesitz. Etwa zweihundert Jahre später besaßen die Churfürsten von Brandenburg schon 1440 Quadratmeilen.

Es war im Jahre 1640, da bestieg den brandenburgischen Thron ein höchst merkwürdiger Fürst. Er hieß Friedrich Wilhelm. Gewöhnlich wird er der große Churfürst genannt. Zwanzig Jahre war er erst alt, als er zur Regierung kam, aber Friedrich Wilhelm war ein kräftiger Mann und dazu gerecht und fromm. Sein tägliches Gebet hieß: „Weise mir, Herr, deinen Weg, daß ich ihn wandle!" und sein Wahlspruch: „Der Erlöser ist meine Stärke!" In einem solchen festen Glauben konnte er alle feurigen Pfeile der Welt überwinden. Und das that auch Noth. Der junge Fürst fand ein Land, welches einer Wüstenei glich. Es tobte damals in ganz Deutschland der schreckliche Krieg, welcher der dreißigjährige heißt. 22 Jahre hatte er schon hin und her gewüthet, als Friedrich Wilhelm Churfürst wurde, und noch immer nahm er kein Ende. Brandenburg litt auch unaussprechlich. Auf 10 Meilen weit war oft kein Dorf, kein Mensch zu finden. Die Stadt Berlin hatte nur noch 300 Bürger. Noth und Elend, Hunger und Pest herrsch-

ten im Lande. An Gott und sein Wort dachte man nicht. Die gräßlichsten Laster übte man frei und frank aus. Dem jungen Churfürsten ging dies Leiden sehr zu Herzen. Er half, so viel er nur konnte. Die wenigen Einwohner ermunterte er, sich wieder Häuser zu bauen und den Acker zu bestellen. Er gab ihnen Saatkorn, Vieh, Holz und Ackergeräthe. Aus dem Bremischen, Holländischen und aus der Schweiz zog er Einwohner in sein ödes Land. Diese Leute legten Dörfer an, trieben Ackerbau und Viehzucht. Und weil der Churfürst im Namen des dreieinigen Gottes sein Werk angefangen hatte, so gab auch der Herr Segen zu seinem Thun. In wenigen Jahren standen viele neue Städte und Dörfer da, viele Fluren prangten mit Früchten, auf den Wiesen gingen schöne Heerden. — Endlich wurde auch dem langen, langen Kriege ein Ende gemacht. 1648 schloß man zu Münster und Osnabrück Frieden. Brandenburg erhielt einen Theil von Pommern, und das Herzogthum Magdeburg, die Fürstenthümer Halberstadt und Minden und noch einige andere kleinere Länder. Nun vermochte Friedrich Wilhelm noch besser für das Land zu sorgen, und das hat er während seiner ganzen Regierung treu gethan. Er schlug die gefürchteten Schweden bei Fehrbellin, in der Nähe von Berlin und demüthigte den feindseligen König von Polen. Er wollte gern fromme, fleißige und treue Unterthanen haben. Darum ging er selbst mit gutem Beispiele voran. Seine Frömmigkeit war allen ein Muster. Er gab Gesetze zur Heiligung des Sonntags und verbot Fluchen, Schwören und einen unchristlichen Lebenswandel. Ganz, wie er, dachte auch seine Gemahlin Luise Henriette. Sie ist es, welche den schönen Gesang gedichtet hat, der ja auch in unserm Gesangbuche steht: „Jesus, meine Zuversicht." — Bete und arbeite! das sollten die Unterthanen üben. Und es gelang. Der Ackerbau blühte, man trieb Gartenbau, Friedrich Wilhelm führte die Posten ein, und ließ mehrere Kanäle graben. Als aus Frankreich viele Menschen wegen der Religion vertrieben wurden, nahm der Churfürst an 30,000 in sein Land auf. Diese braven Ankömmlinge waren sehr fleißige Leute. Und durch dies Alles geschah es, daß ein neuer Ort nach dem andern entstand, eine Manufaktur und Fabrik nach der andern errichtet wurde, eine Wüstenei nach der andern verschwand. Zucht und Ordnung, Arbeitssamkeit und Frömmigkeit herrschten. Und obschon das Land erst 2046 Quadratmeilen groß war und nur $1\frac{1}{2}$ Million Einwohner zählte, so war es doch überall geachtet und gefürchtet. Denn der Churfürst bildete ein Kriegsheer. 2000 Mann hatte dasselbe bei seinem Regierungsantritte, und als er starb, war das Heer 30,000 Mann stark.

Der Sohn dieses werthen Fürsten war dem Vater nicht gleich. Er liebte Prunk und Glanz und verschwendete daher viel Geld. Seine größte Freude war, daß es ihm gelang, den Königstitel führen zu dürfen. Er ließ sich im Jahre 1701, den 18ten Januar, zu Königsberg mit außerordentlicher Pracht krönen und hieß von da an Friedrich I., König in Preußen. Gott ließ es geschehen, denn er hatte noch Größeres und Besseres für die Zukunft über das Land beschlossen.

Gleich Friedrichs Sohn, Friedrich Wilhelm I., entriß durch ernste Sparsamkeit das Land der Noth und Gefahr, in die es seines Vaters Prachtliebe gestürzt hatte. Er war in seinen Sitten rauh und streng, aber er fürchtete Gott und diente ihm aufrichtig. Zu seiner Zeit wurden aus den hohen Salzburger Bergen vom Bischof von Salzburg die Protestanten vertrieben. Von diesen nahm er den größten Theil auf und gab ihnen Länder an der russischen Grenze. Es kam ein Segen von oben über das Land, das der Verfolgten Zufluchtsstätte war. — Eine besondere Liebhaberei hatte der König an schöngewachsenen, großen Soldaten. Von solchen behielt er sich eine besondere Schaar, die so tüchtig einexerzirt wurden, wie sonst bei keinem Volke. Zum Kriege brauchte er sie wenig. Desto wichtiger wurden ihre Dienste unter seinem Nachfolger. Als Friedrich Wilhelm I. starb, hinterließ er einen Schatz von wohl zwanzig Millionen Thaler, das Königreich war 2015 Quadratmeilen groß und hatte zwei und eine halbe Million Einwohner.

Auf Friedrich Wilhelm folgte sein Sohn **Friedrich II.**, einer der größten Fürsten der neuern Zeit. Noch nicht lange hatte er die Regierung angetreten, so mußte er schon Krieg führen. Der deutsche Kaiser **Leopold** hatte Schlesien an sich gezogen, das zur Zeit des Churfürsten Friedrich Wilhelm an Brandenburg hatte fallen sollen. Friedrich begehrte nun von der Kaiserin Maria Theresia sie möge ihm dies Land herausgeben. Sie wollte aber nicht. Da rückte Friedrich mit einem Heere in Schlesien ein und eroberte es; denn er dachte, er dürfe das, was zu seinem Reiche rechtmäßig gehöre, nicht davon abkommen lassen. Maria Theresia konnte es ihm auch nicht wieder abgewinnen, weil sie gerade mit andern Feinden zu kämpfen hatte; und obwohl sie noch einmal darum Krieg anfing, blieb die Sache doch, wie sie war. Da machte sie in der Stille einen Bund mit Sachsen, Rußland, Frankreich, Schweden und allen deutschen Fürsten gegen Preußen, und es war schon beschlossen, das Land unter die Bundesgenossen zu vertheilen, und dem Könige nur einen kleinen Theil übrig zu lassen; aber — der Mensch denkt und Gott lenkt. Friedrich erfuhr Alles, kam seinen Feinden zuvor, rückte in Sachsen und Böhmen ein, und erfocht in dem siebenjährigen Kriege, den er nun zu führen hatte, manchen herrlichen Sieg. Einige Male wurde er zwar geschlagen, aber dennoch konnten die Verbündeten ihren Zweck nicht ausführen. Sie wurden es endlich müde, schloßen im Jahre 1763 Frieden, und von nun an wurde Preußen von den übrigen europäischen Reichen mehr geachtet als zuvor.

Friedrich war nicht blos ein großer Kriegsheld; er war auch ein vortrefflicher Regent. Sein Land und Volk lag ihm so am Herzen, daß er des Nachts nur wenige Stunden schlief und sonst unermüdet arbeitete. Wenn man ihn ermahnte, sich zu schonen, so pflegte er zu antworten: „daß ich lebe ist nicht nöthig, wohl aber, daß ich thätig bin.“ Aber er hat auch Vieles ausgerichtet, und das Land nahm zu an Ordnung und Wohlstand. Es blieb ihm sogar Zeit, sich mit Wissenschaften zu beschäftigen. Besonders liebte er die französische Sprache und die in derselben geschriebenen Schriften, die viel gefälliger und witziger waren als die deutschen. Aber diese Vorliebe brachte ihm und dem Lande einen großen Nachtheil; denn die französischen Bücher jener Zeit hatten ihren Spott mit der Bibel und der Religion; und daß wir Deutsche das nicht zurückgestoßen haben, das hat uns in viel Trübsal gebracht. — Friedrich regierte 46 Jahre und starb im Jahre 1786. Die Welt hat ihm einstimmig den Namen gegeben: **Der Große.**

Unser Vaterland war bei Friedrichs Tode 3600 □Meilen groß, hatte 6 Millionen Einwohner, brachte 28 Millionen Thaler Einkünfte und wurde durch 200,000 Krieger beschützt. Nach Friedrich II. folgte sein Sohn **Friedrich Wilhelm II.** in der Regierung.

Dieser König hat nur 11 Jahre regiert, und es ist an Kriegsthaten und Einrichtungen im Lande nicht so viel von ihm zu erzählen, als von dem vorigen Regenten. Dennoch können wir von Friedrich Wilhelm II. sagen, daß er ein guter Fürst war, denn was er während seiner kurzen Regierung unserm Vaterlande Gutes thun konnte, das that er. Die Fabriken und Manufakturen wurden begünstigt, der Handel befördert. Viele Menschen fanden nützliche Beschäftigung bei den Bauten, die ausgeführt wurden, von welchen das prächtige Brandenburger Thor zu Berlin vorzüglich bemerkenswerth ist. Insbesondere muß aber erzählt werden, daß Friedrich Wilhelm seinen Unterthanen ein ganz neues Gesetzbuch gab, welches man bis auf den heutigen Tag unter dem Namen: Das preußische Landrecht, allgemein im Lande kennt.

Friedrich Wilhelm II. war ein sehr schöner Mann. Er kleidete sich ganz einfach und lebte mäßig. Doch die Sparsamkeit der vorigen Könige übte er nicht. Als er 1797 starb, hatte der Staat 49 Millionen Thaler Schulden. Diese waren aber auch vorzüglich durch die Kriege entstanden, die geführt wurden, und von denen der **Kampf gegen die französische Republik**, 1792—1795, der

merkwürdigste ist. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Friedrich Wilhelm III.

Als König Friedrich Wilhelm III. nach seines Vaters Tode zur Regierung kam, hatte Preußen mit den französischen Händeln nichts zu thun, denn des Königs Vater hatte zwei Jahre vorher Frieden geschlossen. Friedrich Wilhelm wollte auch von einem Kriege nichts wissen, denn an demselben hatte der gute König nie Gefallen. Er richtete vielmehr sein Augenmerk auf die Wohlfahrt des Landes und machte herrliche Verbesserungen. Sparsamkeit und Ordnung wurden überall in der Regierung eingeführt, den Unterthanen manche Abgaben erlassen, die Landschulen verbessert und von den 49 Millionen Thaler Schulden, welche ihm der Vater hinterlassen, 23 Millionen abbezahlt. In solcher treuen Sorge regierte der König an 8 Jahre, und die Unterthanen freuten sich des guten Regenten und des schönen Friedens. Aber nur zu bald sollte dieser schönen Zeit eine schwere folgen.

Unter den Franzosen war ein Mann aufgetreten, der viele Kraft und Fähigkeit besaß und vom Glück wunderbar begünstigt wurde. Er hieß Napoleon Bonaparte, und war der Sohn eines Advokaten auf der Insel Corsika. Als Knabe war er nach Frankreich in eine Kriegsschule gekommen, und als er heranwuchs, warf er sich keck in den Strom des Aufruhrs, der damals Frankreich durchtobte. Er war kaum 26 Jahre alt, so erhielt er schon den Oberbefehl über die französische Armee in Italien gegen die Oestreicher. Hier that er Wunder der Tapferkeit. Wie ein Prophet sagte er seine Siege vorher, und seine Worte trafen ein. Die Franzosen vergötterten ihn, machten ihn nachher zum Ersten in ihrer Republik und nannten ihn Consul. Mit Uebermuth fuhr er fort, [illegible] Länder und Völker anzugreifen, von denen er glaubte, daß sie Frankreichs Fei[illegible] wären, denn der Krieg war Napoleon's Lust, und Eroberung seine Freude. Er konnte ohne beide nicht leben. Jeder zitterte vor dem argen Angreifer, denn noch Niemand hatte gegen ihn aufkommen können, so sehr war das Glück mit ihm. Napoleon war aber mit seinem Glück und Ruhm noch nicht zufrieden. Im Jahre 1804 ließ er sich zum Kaiser der Franzosen krönen, und obgleich er dadurch nun die höchste irdische Größe erreicht hatte, so war er doch nicht ruhig, sondern zog ohne Recht und Ursach Länder ein, wo er konnte, und verübte Gewaltthätigkeiten, wie es ihm beliebte. Dies wollten Rußland, England und Oestreich nicht länger dulden. Sie verbanden sich, um die Franzosen mit den Waffen zur Ordnung zu bringen. Jeder wollte nun Preußen zum Bundesgenossen haben. Napoleon that große Versprechungen, doch unser edler König verachtete den ungerechten Eroberer und wies seine Anträge zurück. Das nahm aber der französische Kaiser sehr übel, und von dieser Zeit an haßte er unsern geliebten Friedrich Wilhelm und unser Vaterland, und benutzte jede Gelegenheit, um Preußen zu kränken. Ohne erst Anfrage zu thun, ließ er seine Kriegsheere durch preußische Länder marschiren, um die Russen und Oestreicher an der Donau zu überraschen, und als unser König darüber sehr ernst redete, that er, als ob ihm solche Dinge Niemand wehren könne. Dies konnte Friedrich Wilhelm nicht gleichgültig hinnehmen. Er verbündete sich mit dem Kaiser Alexander von Rußland, ließ das ganze Heer marschiren und erklärte dem Kaiser Napoleon den Krieg. Die Preußen rückten bis zur Stadt Jena. Napoleon ließ nicht lange auf sich warten. Mit unzähligen Schaaren drang er vor. Am 14. Oktober 1806 kam es bei Jena und Auerstädt zur Schlacht. Ach, sie fiel sehr unglücklich für unsern König aus! Die ganze preußische Armee wurde auseinander gesprengt. Der Eine lief hierhin, der Andere dorthin. Die Haufen, welche eilends nach Berlin zu zogen, wurden eingeholt und mußten sich ergeben. Generale und Soldaten waren muthlos und feige geworden, ja, einige Anführer waren schändliche Verräther. Mehrere Commandanten in den Festungen übergaben die Plätze, wenn einige hundert Franzosen vor den Thoren erschienen. So ging denn auch Alles verloren. Nur

der General Blücher sammelte ein Häuflein, zog damit nach der Stadt Lübeck und wehrte sich so lange, als er den Säbel in der Faust halten konnte. Da erst gab er sich gefangen.

Der König und die Königin mußten ganz bis nach Königsberg i. P. fliehen. Ach, die gute Königin bekam auf der Flucht das Nervenfieber und mußte mitten in der schweren Krankheit oft in den Wagen gelegt und weiter gefahren werden, damit sie nicht den Franzosen in die Hände falle. Doch Gott, der Herr, erhielt sie in ihrem Elende und gab ihr Genesung. Napoleon zog in Berlin ein, nahm alles Geld, und was Geldeswerth hatte, weg und eilte immer dem Könige nach. Bald hatte der Siegreiche unser ganzes Vaterland erobert. Endlich kamen die Russen zu Hülfe; dazu stieß das kleine, übrig gebliebene preußische Heer. Bei der Stadt Eylau in Preußen entbrannte die Schlacht. Sie währte zwei Tage. Das Blut floß in Strömen auf dem Schnee hin, so schrecklich war der Kampf. Keiner hatte jedoch gewonnen. Nach 4 Monaten geschah die Schlacht bei Friedland. 19 Stunden focht man, endlich siegten die Franzosen. Die Russen und unser König mußten ganz bis nach Memel zurück, einige Stunden von der russischen Grenze. So war denn Alles für Preußen verloren. Es wehrten sich noch einige Festungen brav, das war das Ganze. Graudenz wurde hart von den Feinden belagert. Sie ließen dem Commandanten sagen, der König von Preußen habe das ganze Land verloren, er möge also die Festung nur übergeben. Da sagte der Commandant: „Nun, so will ich versuchen, wie lange ich König von Graudenz sein kann." Und die Festung ergab sich nicht. In Pillau ließ der Commandant seinen Sarg in die Mitte der Soldaten tragen und sprach: „Kameraden, lebendig übergebe ich die Festung nicht. Wer mich überlebt, lege meine Gebeine in diesen Sarg. Schwört mir: Preußen oder Tod!" Alle schwuren, und Pillau hielt sich. Auch Kolberg wurde nicht erobert. Der wackere General Gneisenau wehrte sich hier, wie ein Löwe. Ihm halfen der brave Major Schill und der vortreffliche Bürger Nettelbeck. Diese drei Männer setzten Alles daran, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Es gelang ihnen, bis endlich das Wort Frieden erscholl. Im Monat Juni 1807 wurde er geschlossen. Ach, es war ein höchst unglücklicher Frieden! Unser guter König mußte alles Land, vom Rheine bis an den Elbefluß, und dazu auch Südpreußen und Danzig abtreten. Das waren an 2700 Q. M. mit 5 Millionen Einwohnern, also weit über die Hälfte des ganzen Königreichs. Napoleon schenkte die polnischen Länder dem Könige von Sachsen; aus den schönen Landestheilen zwischen der Elbe und dem Rheine bildete er das Königreich Westphalen und gab dies seinem Bruder Hieronymus. Außerdem mußte Preußen 140 Millionen Thaler Kriegskosten bezahlen und durfte nur 42,000 Mann Soldaten halten. Welche schwere Bedingungen! Dem guten Könige und der guten Königin brach fast das Herz bei solchem Unglücke. Er schrieb an die abgetretenen Unterthanen: „Ich scheide von euch, aber wie ein Vater scheidet von seinen Kindern. Euer Andenken wird nie aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgt werden." —

Dem Könige Friedrich Wilhelm war nur ein kleines Land geblieben. Es hatte ungefähr 4 Millionen Einwohner. Und wie sah es in diesem Ländchen aus! Städte und Dörfer waren verwüstet, der Handel lag still, überall zeigten sich Noth und Elend. Die Franzosen marschirten nach dem Frieden nicht ab, sondern blieben ruhig liegen und sogen das Land schrecklich aus. Der gute König litt mit den Unterthanen. Er traf viele heilsame Einrichtungen, um dem Lande zu helfen.

Ja, er gab sogar sein ganzes Gold- und Silbergeschirr her, ließ daraus Geld schlagen und verwendete es zur Linderung der Noth im Lande. Denn diese stieg mit jedem Tage. Dazu hatte man monatlich $3\frac{1}{2}$ Million Thaler zur Bezahlung der 140 Millionen Kriegskosten zu entrichten. Welch' eine Geldmasse war dies, die das arme kleine Land hergeben mußte! Napoleon zerknickte Preußen ...den noch mehr, als im Kriege; denn stets größer wurde der Druck, ste-

größer der Jammer. Endlich zogen die Franzosen ab, und kurz vor Weihnachten im Jahre 1809 hielten der König und die Königin ihren Einzug in Berlin. „Willkommen! Der König lebe! Die Königin lebe! Tausendmal willkommen!“ so rief man von allen Seiten, und der Jubel wollte kein Ende nehmen. Es war, als ob kein Elend da gewesen sei, nun der König mit seiner Familie wieder in der Mitte der Unterthanen stehe. Ach, das Jahr 1810 brachte ein neues, großes Leiden. Die gute, fromme Königin hatte zu viel Sorge und Gram ausgestanden. Sie wurde kränklich. Im Juli erkrankte sie so sehr, daß keine Hoffnung zum Besserwerden da war. Der König und seine Kinder knieten um das Lager der Dulderin. In dem höchsten Schmerze der Krankheit rief sie: „Ach, meine guten Kinder! — Erlöser, kürze mein Leiden!“ und nach wenigen Minuten war sie todt. — Das waren des Herrn Füße in tiefen, tiefen Wassern. Aber still! wen der Erlöser trägt, der ist wohl geborgen. Er geht mit seinen Lieben nicht immer durch schönen Sonnenschein, sondern auch durch Sturm und Wetter. Wir wissen aber, daß denen, die den Herrn lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Das haben auch der König und sein Volk erfahren. Bis diese Stunde müssen wir dem Herzog unserer Seele für die Wege danken, welche er uns führte, — für die wunderlichen zuerst, dann für die ebenen und sanften.

(Siehe Seite 161. Erhebung des deutschen Volks.)

Unsere Zeit.

Seit dieser Zeit ist so gar Vieles anders geworden, als es früher war, daß man wohl sagen kann: wir leben in einer neuen Zeit. Gott erhöhte die Gedemüthigten wieder. In den deutschen Landen kehrte Ruhe und Wohlstand wieder. Besonders Preußen und Oesterreich, die so viel gelitten hatten, erholten sich immer mehr, und bildeten mit Rußland drei große Mächte im Osten von Europa, deren Fürsten immer bemüht waren, den Frieden zu erhalten, und in ihrem Lande, jeder auf seine Weise, eine gute Einrichtung nach der andern zu machen, und nach und nach zu bessern was nicht gut war. Im Westen Europas hingegen war es nicht so ruhig. Die Franzosen wurden nach und nach unzufrieden mit ihrem Könige, empörten sich endlich, vertrieben König Karl X. und setzten den Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, an dessen Stelle, der aber seither auf diesem gefahrvollen Throne viele schwere Tage erlebt hat. Seit die Franzosen das gethan haben, sind ihnen andere nachgefolgt; in der Schweiz vertrieb man die alten Regierungen, Belgien riß sich von Holland los, und Polen wollte sich von Rußland losreißen, was aber nicht gelang. Schon früher aber hatten die Griechen das türkische Joch abgeworfen, und bildeten nun, nach einem heftigen Kriege mit den Türken, ein neues Reich; Spanien ist durch Empörung und Bürgerkriege jämmerlich zerrissen, und selbst das reiche, mächtige England ist innerlich nicht in Ruhe. Zu diesen Veränderungen kamen andere. Es wurden viele neue Erfindungen gemacht, und was sonst wohl den Handel und die Gewerbe hinderte, hinweggethan; manche Städte vergrößerten sich; neue Fabriken entstanden; die Straßen und Postanstalten wurden verbessert; Dampfschiffe führten Menschen und Waaren mit großer Schnelligkeit über Fluß und Meer; mit noch größerer Schnelligkeit aber fuhren die Dampfwagen auf eisernen Bahnen dahin; alles begann zu reisen. Fremde Gegenden und Menschen zu sehen, ist jetzt nichts Neues mehr. Alles regt sich; Jeder sucht es dem Andern zuvor zu thun; alle menschlichen Künste sind gar hoch gekommen; man weiß viel; man lernt viel; die Jugend lernt mehr, als sonst die Alten wußten; die Menschen sind klüger geworden, und es ist eine Zeit gekommen, wo jeder sich freier bewegen kann, als sonst.

Ist das nicht sehr erfreulich? da sind ja die Menschen viel glücklicher geworden, als sonst, sollte man denken. — Das sind sie aber keineswegs, sondern sie erfahren, was schon die Alten haben erfahren müssen, daß alle Erdengüter

den Menschen nicht glücklich machen und das Herz nicht befriedigen können. Daher war in dieser Zeit viel Unzufriedenheit und Mißbehagen, und Viele meinten, es müßte noch ganz anders kommen, wenn unsere Leute zur wahren Wohlfahrt gelangen sollten. Weil sie aber nicht merkten, wo es anders werden soll, nämlich inwendig im Herzen, so warfen sie die Schuld auf die Obrigkeit, und meinten, wenn sie selbst zu regieren hätten, sie könnten es schon besser machen. Daher sind in vielen Ländern so arge Empörungen gegen die Obrigkeit ausgebrochen, und haben große Noth und Verwirrung angerichtet.

Nein, es ist nur Eins, was die Menschen wahrhaft glücklich machen kann, nämlich der Glaube an den Herrn Jesum, welcher allein der Welt zum Retter gegeben ist. Viele haben auch in der letzten Zeit dieses Glück gesucht und gefunden, und da sie es für sich besaßen, so wünschten sie es auch Andern mitzutheilen, und dachten an das Wort des Herrn: Gehet hin, und lehret alle Völker. Da haben sich denn Vereine gebildet, um die Bibel in allen Landen und Sprachen zu verbreiten, und den Heiden und allen Völkern, die Christum noch nicht kannten, Ihn zu verkündigen als das Heil der Welt. Und darüber fand man, was man auch unter uns thun könne, um Gottesfurcht und wahren Glauben zu befördern, und hat sich der Kinder, der Armen, der Verwahrloseten, Verlassenen, Gefangenen und aller derer, die, obwohl sie getauft sind, ohne Gott, ohne Christum in Unglauben und Sünde dahin leben, mehr als sonst angenommen. Wie erschrecklich viel heidnisches Wesen, heidnische Finsterniß, heidnischer Sündendienst sich mitten in der evangelischen Kirche noch findet, ist zu bekannt. Was nun die christliche Liebe thut, um das Verirrte zu suchen und das Verlorne zu retten und zu Christo zu führen, das nennt man das Werk der inneren Mission. Gott wolle es segnen an denen, welche es treiben und an welchen es getrieben wird, und sein Reich der Liebe und des Friedens auf Erden herrlich werden lassen. Indeß lasset uns die Hauptsumme aller Geschichte hören:

Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. So demüthigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß Er euch erhöhe zu seiner Zeit; denn den Hoffärtigen widerstehet der Herr, aber den Demüthigen giebt Er Gnade. Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret, und die Blume abgefallen, aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit; und es ist in keinem Andern Heil, und ist kein andrer Name den Menschen gegeben, darin wir können selig werden, als allein **Jesus Christus.** (Nach Vormbaum und Kappe.)

Am ersten Pfingsttage des Jahres 1840 beschloß der König Friedrich Wilhelm III. seine irdische Laufbahn, nachdem er 42 Jahre lang eben so sehr unter großen Stürmen des Schicksals als unter großem göttlichen Segen regiert und sein Haus für die Ewigkeit wohl bestellt hatte.

Das Erste, was sein Sohn und Nachfolger, König Friedrich Wilhelm IV. that, war, daß er seinem Volke sagte, er sei vor Gott entschlossen, in den Wegen seines Vaters zu wandeln. Darauf empfing er zuerst im September desselben Jahres 1840 zu Königsberg in Preußen, und dann am 15ten Oktober zu Berlin die Huldigung seines treuen Volkes. Als aber der König zu Königsberg diese Huldigung empfangen, und vom Throne herab mit Thränen in den Augen vor Gott gelobt hatte: ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst und ein christlicher König zu sein, — und als nicht allein in Königsberg, sondern auf dem ganzen Wege ihm das Volk aller Orten von Grund seines Herzens entgegen gejauchzt hatte; da wollten's ihm mit dem Allen bei seiner Rückkehr nach Berlin die Berliner fast zu viel machen, und er sagte: „Ich habe noch nichts gethan. Soll ich nun diese Aeußerungen dankbar annehmen, so bedinge Ich Mir aus, daß, wenn es Mir einst unter Gottes Beistand gelingen wird, recht

viel für das Land gethan zu haben, und Ich kehre dann wieder zurück, Sie Mich ganz still in diese Mauern einziehen lassen." So demüthig sprach der König; denn er wollte nicht, daß er schon so viel geehrt würde, wie sein Vater geehrt war, den er gar nicht vergessen kann, und ihn so lieb hat, daß er, als ein recht gehorsamer Sohn, Alles so ausrichtet, wie er weiß, daß es sein Vater hat haben wollen.

Als aber nun an seinem Geburtstage der neue König auch in Berlin die Huldigung empfing, und er auch hier vor Gott gelobte, wie er regieren wollte, da sagte er zu den Fürsten und Großen des Landes: „Ich weiß, daß Ich dem Allerhöchsten Herrn, von dem Ich Meine Krone habe, Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde Meiner Regierung. Wer Gewährleistung für die Zukunft verlangt, dem gebe Ich diese Worte. Eine bessere Gewährleistung kann weder Ich, noch irgend ein Mensch auf Erden geben. Sie wiegt schwerer, und bindet fester als alle Versicherungen auf Erz und Pergament verzeichnet; denn sie strömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben." Und dann sagte er zu seinem versammelten Volke;

„Im feierlichsten Augenblicke der Erbhuldigung Meiner Deutschen Lande, der edelsten Stämme des edelsten Volkes, und eingedenk der unaussprechlichen Stunde zu Königsberg, die sich jetzt wiederholt, rufe Ich zu Gott dem Herrn, Er wolle mit Seinem Allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen, die eben erschollen sind, die jetzt erschallen werden, die Gelübde, die Ich zu Königsberg gesprochen, die Ich hier bestätige. — Ich gelobe, mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen; mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker und Meiner Zeit gilt; mit geschlossenen Augen, wenn es Gerechtigkeit gilt. Ich will, so weit Meine Macht und Mein Wille reichen, Friede halten zu Meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften das edle Streben der hohen Mächte unterstützen, die seit einem viertel Jahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europa's sind." (Des Königs Worte fanden in dem jubelnden Zuruf der Menge einen freudigen Wiederhall.) „Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands. In allen Stücken, will Ich so regieren, daß man in Mir den ächten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht im Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen. Darum in der Begeisterung Meiner Liebe zu Meinem herrlichen Vaterlande, zu Meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorsam gebornen Volke" (die letzteren Worte sprachen Se. Majestät mit hocherhobener Stimme, worauf ein rauschender, lang hallender Jubelruf ausbrach, der erst auf wiederholtes Winken Sr. Majestät nachließ), „richte ich an Sie, Meine Herren, in dieser ernsten Stunde eine ernste Frage! Können Sie, wie Ich hoffe, so antworten Sie Mir im eignen Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben. Ritter! Bürger! Landleute! und von den hier unzählig Geschaarten Alle, die Meine Stimme vernehmen können — Ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligen Liebe der Christen Mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie Ich es so eben, der Wahrheit entsprechend, bezeichnete, — wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie Mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde zugesellt ist? — nämlich: Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Alters-Weisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben Mich nicht lassen noch versäumen, sondern treu mit Mir ausharren durch gute wie durch böse Tage — O! dann antworten Sie Mir mit

dem klaren, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie Mir ein ehrenfestes Ja." (Dieses Ja ertönte mächtig von allen Seiten des Kopf an Kopf gefüllten Platzes, und man konnte in dem Ausdruck der vieltausendstimmigen Antwort deutlich die Entschiedenheit und Wärme wieder vernehmen, mit welcher die Frage an das Volk gerichtet war.)

„Die Feier des Tages ist wichtig für den Staat und die Welt — Ihr Ja aber war für Mich — das ist Mein eigen — das laß' Ich nicht — das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue — das giebt Muth, Kraft, Getrostheit, das werde Ich in Meiner Sterbestunde nicht vergessen! — Ich will meine Gelübde, wie Ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott Mir hilft. Zum Zeugniß hebe Ich Meine Rechte zum Himmel empor! — Vollenden Sie nun die hohe Feier! — — Und der befruchtende Segen Gottes ruhe auf dieser Stunde!"

Dem Könige.

(Mel.: Heil dir im Siegerkranz.)

Wo eint durch schön'res Band Liebe zum Vaterland Herrscher und Volk? Ruft doch kein Volk so frei, kein's so herzinnig treu, keines so stolz wie wir: Heil, König, dir!

Heil dir, mein Vaterland, daß dich mit starker Hand dein König schützt! Treue schwört mancher Mund; aber aus Herzensgrund rufet kein Volk wie wir: Heil, König, dir!

Die andern 4 Erdtheile.

1) **Australien.** Dieser Erdtheil liegt südöstlich von Europa und besteht aus Neuholland, einer Insel, welche beinahe die Größe von Europa hat und aus sehr vielen andern großen und kleinen Inseln. Neuholland ist erst im vorigen Jahrhundert entdeckt und bis jetzt noch wenig bekannt. Die ursprünglichen Einwohner stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung. Da, wo sich Europäer niedergelassen haben, wird das Land bebauet und zeigt sich ungemein fruchtbar. Merkwürdig ist eine englische Niederlassung — Neusüdwales — auf einer der Küsten Neuhollands, so groß, wie Deutschland, wohin die Engländer ihre Verbrecher schicken. Diese müssen sich dort durch Arbeiten ernähren, werden aber unter strenger Zucht gehalten.

2) **Amerika** liegt uns gegen Westen, jenseits des atlantischen Meeres, und ist erst im Jahre 1492 entdeckt worden. Amerika hat eine bedeutende Ausdehnung von N. nach S., wird in Nord- und Südamerika und Westindien (aus vielen Inseln bestehend) getheilt und ist meistens von Europäern bevölkert. Die ursprünglichen Einwohner, Indianer genannt, sind theils ausgerottet, theils mehr nach dem Norden verdrängt. In den großen nordamerikanischen Freistaaten sind die englische Sprache und englische Sitte vorherrschend. Die Zahl der Einwohner hat sich hier, namentlich durch Einwanderung von Europa, in den letzten 50 Jahren sehr vermehrt. In Süd-Amerika ist Brasilien (früher zu Portugal gehörig) das größte Reich. Dort ist der größte Fluß auf der Erde, der Amazonenstrom, er ist 1000 Meilen lang und theilweise 8 Meilen, bei der Mündung sogar 40 Meilen breit. Mehrere seiner Nebenflüsse sind so groß, als die Donau.

(Kappe.)

Die Entdeckung von Amerika.

In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte in der italienischen Stadt Genua ein Tuchweber mit Namen Colombo. Dieser hatte einen Sohn, Christoph, den er, obgleich er arm war, dennoch fleißig zur Schule schickte, und zum Lesen, Schreiben nnd Rechnen ordentlich anhielt. War die Schule aus, so mußte unser Christoph seinem Vater helfen, mußte spulen und Wolle kratzen. Er that das

auch gerne, besonders wenn er die Erlaubniß erhielt, nach der Arbeit e Geschichtenbuch oder eine Reisebeschreibung lesen zu dürfen. Und die vielen Reisebeschreibungen, die er auf solche Weise inne bekam, begeisterten ihn dermaßen, daß er schon in seinem vierzehnten Jahre, mit Erlaubniß seiner Aeltern, Schiffsjunge wurde und mit nach Portugal fuhr. Da er sich immer fleißig, treu und verständig bewies, fing er bald an zu steigen, ja, er ward sogar Offizier und alle seine Vorgesetzten hatten ihn lieb.

Damals dachte man nun gerade viel darüber nach, auf welchem Wege man am bequemsten, sichersten und schnellsten nach dem schönen Lande Ostindien kommen könnte, wo der Pfeffer wächst, und der Reis, Zimmt und Kaffee, der Zucker und die Gewürznelke. Colombo, oder lateinisch Columbus, dachte auch darüber nach und meinte: „Ostindien liegt weit, weit gegen Osten. Da nun die Erde eine Kugel ist, so muß man ja auch dahin kommen können, wenn man immer zu nach Westen fährt!“ So meinte Columbus, und er wäre um sein Leben gerne einmal nach Westen gefahren, aber — er hatte keine Schiffe. Er theilte daher den Rathsherrn seiner Vaterstadt seine Meinung und seinen Wunsch mit, aber die dachten: „Columbus ist ein Narr!“ und gaben ihm keine Schiffe. Er bat in Portugal darum, erhielt aber auch nichts. Nun ging er nach Spanien, wo König Ferdinand gerade noch eben daran war, alle Muhamedaner (Mauren) aus seinem Lande zu jagen. Anfangs hörte man auch da nicht auf ihn. „Du Thor,“ sagten die Mönche; „wenn du nach Westen segelst, geht's ja immer bergunter, weil die Erde eine Kugel ist. Wie willst du denn wieder zurückkehren, und den Wasserberg hinauf schiffen können?“ Königin Isabella war aber verständiger. Als Columbus acht Jahre gewartet hatte, erhielt er endlich drei kleine, alte gebrechliche Schiffe, und 90 Mann. Mehr waren nicht aufzubringen. Denn wer mochte gern auf gut Glück mitfahren in's unbekannte, wilde Meer! — Der Wind war günstig, und die Fahrt ging schnell; aber dennoch dauerte sie neun volle Wochen. Da erst kamen die Spanier an der westindischen Insel Guanahani an, und — Amerika war entdeckt.

Die Wilden in Amerika waren in die greulichsten Sünden und Laster versunken. Die Feinde, die sie in den Schlachten fingen, wurden geschlachtet, gebraten und gegessen; oder es wurde ihnen lebendig die Brust aufgeschnitten, das Herz warm herausgenommen und den abscheulichsten Götzenbildern in den offenen Rachen gesteckt. Als Züchtigung für solchen entsetzlichen Abfall schickte Gott die Spanier über sie, und ließ es zu, daß diese ihrer Goldgier und ihrer Grausamkeit nachgehen, und die Abgöttischen zu Tausenden erwürgen, verbrennen und ersäufen durften. Wohl hätten die Spanier etwas Besseres thun, hätten den armen Wilden das Evangelium von Jesu Christo bringen können und sollen: aber das thaten sie nicht. Darum brachte ihnen auch all das viele Gold und Silber, das von jener Zeit an aus Amerika geholt und nach Spanien geschifft wurde, nicht einmal einen irdischen Segen. Spanien, dies schöne, liebliche Land, versank fortan in die größte Armuth und Noth, und noch heut' zu Tage hat der Jammer kein Ende, der damals seinen Anfang nahm. Die spanische Regierung hörte später nach und nach auf in Amerika, und von der Zeit an bekommt die Ausbreitung des Evangeliums daselbst ein fröhliches und segenreiches Gedeihen. (Kappe.)

3) **Afrika** liegt von uns südlich und wird durch das Mittelländische Meer von Europa getrennt. Das Innere des Landes ist wenig bekannt und wird nur von wilden Völkern bewohnt. Hier befindet sich die größte Wüste auf der Erde, Sahara genannt; sie ist $\frac{1}{3}$ so groß als Europa. Gebildete Völker wohnen nur in den Küstenländern. Die wichtigsten Länder in Afrika sind: Aegypten, durch den Fluß Nil, der durch seine jährlichen Ueberschwemmungen das Land fruchtbar macht, berühmt, und Algier, ein früherer Raubstaat, den die Franzosen erobert haben. Einige Küsten dieses Erdtheils werden von Schiffen fleißig besucht. Man handelt dort Elfenbein und Gold ein; früher leider! auch viel Sklaven. An der

Südspitze haben die Engländer in der Kapstadt eine für die Schifffahrt nach Ostindien wichtige Niederlassung.

4) **Asien** liegt uns gegen Osten. Dieser Erdtheil hat neben sehr bevölkerten Staaten auch viele Länder, in welchen sehr wenig Menschen wohnen. Durchschnittlich rechnet man auf die Q. M. nur 620 Menschen. Wichtig ist Asien deshalb, weil hier die ersten Menschen gelebt und sich von dort aus über die ganze Erde verbreitet haben, auch weil von dorther die Erleuchtung durch das Christenthum über die ganze Erde kam. Die wichtigsten Länder Asiens sind: 1) Sibirien. Es gehört zu Rußland, übertrifft Europa bedeutend an Größe, ist aber wegen Kälte und Unfruchtbarkeit sehr schlecht bevölkert. Die Russen schicken zur Strafe ihre Verbrecher hierher. 2) China; es ist ein großes und sehr stark bevölkertes Land mit 367 Mill. Ew., d. i. mehr als $\frac{1}{3}$ aller Erdbewohner. In China ist die größte Stadt auf der Erde, Namens Peking, mit mehr als 2 Mill. Ew., der höchste Berg, der Dawalagiri auf dem Himalaja-Gebirge, und die längste Mauer; sie ist 300 Meilen lang und geht über Berge und Flüsse. Die Chinesen stehen seit Jahrhunderten immer auf derselben Stufe der Bildung, weil sie alle andern Völker verachten und den Verkehr mit ihnen meiden. Erst vor kurzer Zeit sind dem auswärtigen Handel 5 chinesische Häfen geöffnet worden. 3) Japan, (ein Inselstaat). Die Japaner sind, wie die Chinesen, Heiden, übertreffen diese aber an allgemein verbreiteter Volksbildung. 4) Ostindien (Vorder- und Hinterindien), eins der gesegnetsten Länder, gehört zum Theil den Engländern. 5) Persien, 6) Arabien, 7) die Asiatische Türkei, dazu gehört auch:

Palästina.

Namen, Lage, Größe, Grenzen und Einwohnerzahl des Landes.

Das Land, in welchem einst der Heiland der Welt, Jesus Christus, geboren wurde und das große Werk der Erlösung der Menschheit ausführte, heißt das gelobte Land, weil Gott es dem Abraham für seine Nachkommen gelobt, d. h. verheißen oder versprochen hatte; von den frühern Bewohnern, den Cananitern, heißt es das Land Canaan. So lange die Kinder Israel darin wohnten, hieß es das Land Israel. Von dem angrenzenden Lande der Philister (Philistea) wird es Palästina genannt. Seit dem aber unser Heiland darin lebte, wandelte und wirkte, wird es auch das heilige Land genannt.

Es liegt in Asien, längs dem östlichen Ufer des Mittelländischen Meeres, ist etwa 35 Meilen lang, 15 bis 20 Meilen breit und hat also ungefähr 500 bis 600 Q. M. Flächeninhalt. Begrenzt wurde es in N. von Phönizien und Syrien, in O. und S. von Arabien, in W. von dem Mittelländischen Meere und Aegypten. Die Einwohnerzahl belief sich zu David's und Salomo's Zeiten auf 5 Millionen; es kamen also auf die Q. M. 10,000. Zur Zeit Jesu war die Bevölkerung geringer und mochte vielleicht 3 Mill. betragen. Jetzt ist Gottes Segen von dem Lande gewichen, und darum kann sich kaum $\frac{1}{2}$ Mill. Menschen darin ernähren. Matth. 23, 38. 1 Kön. 9, 7—9.

Eintheilung des Landes.

Was die Eintheilung Palästinas betrifft, so war diese nicht zu allen Zeiten dieselbe. Durch die Natur, nämlich durch den Jordan, wird es in 2 Theile getheilt, von welchen der auf der Westseite dieses Flusses gelegene vor der Eroberung durch Josua Canaan, Westjordanland, oder das Land diesseit des Jordans, der ostwärts vom Jordan liegende Gilead oder das Land jenseit des Jordans hieß. Nachdem Josua das Land eingenommen hatte, theilte er es nach den Stämmen der Israeliten in 12 Theile; nach Salomo's Tode zerfiel das Land in die Reiche Juda und Israel. Nach der babylonischen Gefangenschaft und zur Zeit

Jesu unterschied man nur folgende 4 Landschaften oder Provinzen: Galiläa, Samaria und Judäa im Westjordanlande, und Peräa, das wieder in mehrere kleinere Landschaften zerfiel, im Ostjordanlande.

Beschaffenheit des Landes.

Palästina liegt unter einem schönen Himmelsstrich, in dem warmen Theile der gemäßigten Zone. Im Oktober fällt der Frühregen. Darnach säet der Landmann Waizen und Gerste. Diese wächst den nassen Winter hindurch. Im März kommt der Spätregen und nährt die Aehren, daß sie voll dicker Körner werden. Im April ist Ernte. Darnach regnet's nicht bis im Oktober. Das Erdreich wird dürr. Die Bäche trocknen aus. Man sieht nur ihre leeren, kiesigen Betten. Die Wiesen erbleichen und das Laub vieler Bäume erstirbt, bis der Frühregen alles wieder belebt. Palästina ist vorzugsweise Hochland. Doch finden sich zwei tiefe Gebiete in demselben: die Küstenebene und das Jordanthal. Das Jordanthal durchschneidet das Hochland der ganzen Länge nach, und theilt es in ein westliches und östliches. So zerfällt also der Boden dieses Landes in 4 deutlich zu unterscheidende Bezirke, die als lange Streifen von Nord nach Süden ziehen. Im Norden des Landes stoßen alle diese Bezirke an den hohen Libanon, ein Alpengebirge, das in zwei, beinah gleichlaufenden Ketten der Küste entlang an 15 Meilen weit sich erstreckt, bis zu einer Höhe von wenigstens 9000 Fuß über das Meer aufsteigt und durch seine Cedern berühmt war. Jetzt sind die schönen Cedernwäldchen am Libanon meist ausgerottet. Der westliche Gebirgszug heißt Libanon, der östliche Antilibanon; das Thal zwischen beiden Cölesyrien (das hohle Syrien) oder auch Bekaa. Der Gipfel dieses Gebirges ist mit ewigem Schnee bedeckt. Die steilen Abhänge bestehen aus nackten, zackigten Felsen, die von Schluchten durchschnitten sind, durch welche sich die Alpwasser herabstürzen. Hie und da zeigt sich eine Abstufung mit Blumen, Kräutern und immergrünen Sträuchern oder Bäumen bekleidet, welche im Glanz der Abendsonne dem Gebirge ein lachendes Ansehen geben. Auf seinem Haupte, sagen die Araber, ruhe der Winter; der Frühling spiele auf seinen Schultern, und zu seinen Füßen liege der Sommer.

Unter den andern Gebirgen sind die wichtigsten: 1) das Gebirge Gilead; es macht die Grenze des Landes im Osten. 2) Das Gebirge Abarim mit dem Berge Nebo, auf welchem Moses starb. 3) Das Gebirge Carmel (d. h. Fruchtgefilde). an der Küste des Mittelländischen Meeres. Zu diesem Gebirge gehören die Berge Carmel, Thabor, der Berg Christi und der kleine Hermon. 4) Das Gebirge Israel oder Ephraim. Zu diesem Gebirge gehören der Berg Garizim, auf welchem die Samariter ihren Tempel hatten, der Berg Gilbon, Ebal und Silo. 5) Das Gebirge Juda; dazu gehört der Oelberg.

Flüsse und Seen.

Das ganze Land hat eigentlich nur einen Fluß, den Jordan. Er entspringt am Antilibanon, hat eine Länge von 20 Meilen und fließt zuerst durch den See Merom, dann durch den See Genezareth und ergießt sich in das todte Meer.

Der See Merom ist sehr flach und hat sumpfige Ufer. Bei der Schneeschmelze, wenn die in ihn fließenden Gewässer groß sind, erfüllt er das obere Jordanthal in einer Breite von $1\frac{1}{2}$ Meilen, in andern Zeiten ist er ein bloßer Sumpf. Auf seinem schwarzen, fetten Boden wachsen dann Rohrbüsche, Papyrus und andere Wasserpflanzen.

Der See Genezareth oder das galiläische Meer, auch See von Tiberias genannt, liegt in einem tiefen Thalkessel, ist etwa 3 Meilen lang und 1 Meile breit. Einst war er viel befahren, und da er fischreich ist, so war die Fischerei ein namhaftes Gewerbe der Umwohner. Seine Umgebungen mußten damals in hohem Grade reizend sein. Alle Südfrüchte gediehen reichlich, Trauben und

Feigen gab es hier während zehn Monate des Jahres ununterbrochen. An der Westseite des Sees lag eine Reihe volkreicher Ortschaften. Aus den Zeiten unsers Herrn ist uns dieser See durch alles, was an seinen Ufern vorgefallen ist, besonders nah und lieb geworden. Hier hat der Herr so gerne gewohnt, gelehrt, hat hier vornehmlich seine Thaten gethan.

Das todte Meer oder das Salzmeer, in welches der Jordan sich ergießt, ist der größte See Palästina's. Er ist 12 Meilen lang und 3 Meilen breit. Da das Wasser bis fast zur Hälfte seines Gehaltes mit Salz angefüllt ist, so ist es schwer, trägt große Lasten und wird so leicht nicht vom Winde bewegt. Alle Gegenstände, welche man hineintaucht, werden mit einer Salzrinde überzogen. Das Wasser aus dem Jordan, Arnon und andern Flüssen, welches dieser See aufnimmt, und daß man nicht wieder abfließen sieht, dünstet wahrscheinlich während der 7—8 Monate anhaltenden heißen Jahreszeit wieder aus, weshalb auch der Aufenthalt in seiner Nähe als sehr ungesund von den jetzigen Einwohnern Palästina's vermieden wird. Rings um ist jetzt Alles schauerlich, öde und einsam, die Ufer sind ohne Pflanzen und Wohnorte. Wilde Thiere finden da weder Nahrung noch Trank und scheuen daher diese Gegend; nur Geier und Adler nisten auf den schwarzen Felsen, welche diesen See einschließen.

Hier war einst ein schönes Land, wie ein Garten Gottes. Aber die Leute waren böse und ihre Sünden brachten das Gericht des Herrn über sie. Vergebens hatte er sie gewarnt. Da regnete Feuer und Schwefel über Sodom, Gomorra, Adama und Zeboim, und ein Rauch ging vom Lande auf, wie ein Rauch vom Ofen — und nun ist die auf Erden einzige Beschaffenheit dieses einst so schönen Thales seit Jahrtausenden bis auf diesen Tag zum Denkmal da, daß ein Tag des Herrn über alle Sichern geht, die nicht nach ihm fragen.

Straßen.

Palästina hatte 3 Hauptstraßen, welche das Land von Nord nach Süd durchschnitten. 1) Die Uferstraße oder Meerstraße. Sie zog sich am Mittelländischen Meere entlang. 2) Die Jordanstraße, welche sich größtentheils im Jordanthale entlang zog. 3) Die Straße der Fläche. Diese ging mitten durch Samaria, wurde aber von den Juden, da sie mit den Samaritern in Feindschaft lebten, gewöhnlich vermieden.

Die merkwürdigsten Städte und Oerter.

A. Judäa.

Jerusalem (zuerst Salem, dann Jebus genannt, weil sie den Jebusitern gehörte), bis zu Salomos Tod die Hauptstadt des ganzen Landes, dann die des Reiches Juda, hatte über 100,000 Ew., während der hohen Feste aber, zu deren Feier viele auswärtige Juden dahin kamen, weit über eine Million Einwohner, jetzt ungefähr 15,000. Sie lag auf 4 Bergen. Auf dem Berg Zion befand sich Davids Residenz und der älteste Stadttheil, auf Moria der Tempel.

Ostwärts der Stadt und einen Sabbathsweg (2000 Schritte) von ihr entfernt erhebt sich der Oelberg, und zwischen beiden fließt der Bach Kidron. Am Oelberg lagen der Hof Gethsemane, die Flecken Bethphage und Bethanien, worin Lazarus und dessen Schwestern wohnten. Eine Stunde südlich von Jerusalem liegt Bethlehem, die Geburtsstadt Davids und Christi. Ephraim, Stadt in der Wüste gleiches Namens. Gabaa (früher Gibea), Sauls Geburtsort. Rama (Festung). Emmaus (Flecken). Kerioth, wahrscheinlicher Geburtsort des Judas Ischariot. Ziklag. Bersaba, südliche Grenzstadt. Hebron. Ziph, wohin David floh. Jericho, nach Jerusalem die bedeutendste Stadt. Silo, wo sich die Bundeslade lange befand. Ai. Bethel (früher Lus). Arimathia (Flecken). Lydda. Joppe, Petrus erweckte die Tabea hier vom Tode.

Der südliche Theil von Judäa wurde Idumäa genannt und war voller Gebirge, Höhlen und Wüsten, hatte aber auch fruchtbare Landstriche. Die Idumäer stammten von Esau, der auch Edom hieß, ab.

Im S. W. des Landes lagen in der Sephela (d. h. Niederung) die Städte der Philister: 1) Gaza, die südlichste Grenzstadt nach Aegypten hin. 2) Askalon. 3) Asdod. 4) Gath. 5) Ekron, die nördlichste der Philisterstädte. Im N. W. des Landes lagen am Meeresufer die Städte der Phönizier: 1) Tyrus, die südlichste, größte und mächtigste unter ihnen. 2) Zarpath oder Sarepta. Es ist der Ort, wo Elias während der Theuerung wohnte. 3) Sidon. 4) Berytus, jetzt Beirut genannt.

B. Samaria.

Hierin: Samaria, einst Hauptstadt des Reiches Israel und dann der Samariter. Sichem oder Sichar war später Hauptstadt der Samariter, in deren Nähe der Berg Garizim mit dem Tempel der Samariter und Jakobs Brunnen. Thirza. Aenon am Jordan. Gaba. Jesreel, alte Hauptstadt der Könige von Israel.

C. Galiläa zerfiel

a) in Untergaliläa. Hier lag: Nazareth in der Nähe des Berges Thabor auf einem Hügel, wo Jesus erzogen wurde. Tiberias, am See gleiches Namens. Kapernaum. Bethsaida. Nain. Endor.

b) In Obergaliläa oder Galiläa der Heiden, weil es viele heidnische Einwohner hatte. Hier fand sich: Dan, nördliche Grenzstadt des Landes. Gabara. Ptolemais (früher Akko).

D. Das Land östlich vom Jordan.

Die Provinzen a) Gaulonitis, b) Trachonitis, c) Batanäa. d) Dekapolis, oder das Land der 10 Städte, z. B. Gadara, Pella &c. e) **Peräa**, d. h. das jenseitige Land. Nur in diesem Landstriche wohnten zur Zeit Jesu Juden. Darin lagen: Ramath in Gilead. Bethabara (Fährort). Machärus Grenzfestung gegen Arabien, wo Johannes d. T. enthauptet wurde auf Befehl des Herodes Antipas. Gegenwärtig gehört Paläſtina, wie auch ganz Syrien dem Pascha von Aegypten.

Wanderungen.

Will der kleine Leser mit mir eine Wanderung in entfernte Länder machen? Ei, warum nicht, und wenn es sein muß, so kann ich auch wohl hohe Berge, wie die Alpen besteigen.

Das ist ja schön junger Freund, und wir wollen darum zuerst einen Ausflug in die Schweiz machen; aber da es diesmal noch in Gedanken geht, wir also hübsch hinter dem Ofen bleiben können, so werden wir uns keine müden Beine holen. Doch sollst du zweierlei dabei lernen: einmal, wie es hier und dort aussieht und zum andern, wie ein aufmerksamer Mensch zu reisen pflegt.

Die Schweiz.

Die Schweiz ist das höchste Gebirgsland in Europa. Sie hat alle Majestät und Pracht eines gebirgigen Landes, allen Reiz mannichfaltig bebauter Ebenen, und außerdem alle Schrecken der nordischen Erdstriche und die ersten Wunder der Natur in den Alpen. Sie ist fast nichts, als eine unaufhörliche Kette von Hügeln, Bergen und Gebirgen; zwischen ihnen liegen die angenehmsten Thäler; die Plänen haben wieder Erhöhungen und Vertiefungen und hangen mit den Bergen durch reizend angebaute Abhänge zusammen. In den Zwischenräumen der Höhen erblickt man entweder Seen oder Flüsse, die durch ihre mannichfaltigen Krüm-

mungen zwischen den Hügeln die entzückenden Aussichten vermehren. In den meisten Gegenden sieht man mit schwindelndem Auge einen Berg über den andern gethürmt, die zuweilen zwei, zuweilen drei und mehrere fürchterliche Absätze haben und neben ihrer weiten Ausdehnung eine Höhe erreichen, die sich über die Wolken hinaus verliert. Bald darauf eröffnet sich wieder ein langes fruchtbares von lieblichen Bächen bewässertes Thal, oder eine freie Aussicht in gegenüber liegende Berge, die mit Menschen, Kirchen, Dörfern, einzelne Hütten und Landhäusern, Reben, Obstbäumen und Heerden gleichsam besäet sind. Bald erscheint ein schöner Wald oder eine Reihe ungeheuer kahler, gelber und weißer, zuweilen mit ewigem Moos bewachsener Felsen, aus deren Ritzen oft hin und wieder hohe Fichten und Tannen hervorsteigen und in der Luft zu schweben scheinen. An den steilen Spitzen dieser Feksen hangen Ruinen von Bergschlössern, noch kühn und stark in ihrer Zerstörung, herab. Auf allen Seiten rieseln Quellen neben den Wegen oder rauschen Wasserfälle mit einem angenehmen Lärm von den Felsen herab, zuweilen so hoch, als ob sie aus den Wolken herabschäumten. Oft glaubt man in einer ewigen Einöde voll rauher Felsen und finsterer Tannen zu sein; auf einmal wendet sich der Weg — eine Wiese mit dem schönsten Grün und von Rindern belebt, eröffnet sich mit sanftem Reize dem Auge, oder eine weite, glänzende Aussicht auf einen ganzen Sammelplatz von Menschen und Hütten steigt hervor. Bald fällt wieder das Gebrüll der Heerden, die das Auge nicht erblickt, aus den Wolken herab, oder man sieht die Ziegen an felsigen Abhängen klettern und über ihnen friedliche Landhütten hangen, indeß im Thale die Leute unter Gesang und Scherz die Grasernte vollenden. Mannichfaltigkeit, Größe und Gegensatz sind der unterscheidende Charakter der Landschaften der Schweiz. Am Fuße kahler Felsenwände sieht man grüne, kräutervolle Wiesen; in öden Abgründen reifen die schmackhaftesten Baumfrüchte; reizende Landhäuser erheben sich mitten in der Wildniß; Eisberge thürmen sich am Rande der fruchtbarsten Thäler auf, und indem man mit dem einen Fuß in ewigem Schnee steht, tritt der andere auf einen grünen Teppich, wo die süße Erdbeere sich röthet. Der Reiz des Frühlings und die Fruchtbarkeit des Sommers erscheinen hier ungestört mitten unter der Rauhigkeit des Winters; und Grönlands Schrecken steigen, tausendfältig vermehrt, über ein Paradies auf, wo tausend Blumen duften. (Nach Bäumer.)

Holland oder die Niederlande.

Du hast, mein kleiner Leser, gewiß schon mancherlei Schönes von dem merkwürdigen Lande **Holland** oder die **Niederlande** gehört, und du kannst dir gewiß noch recht deutlich aus dem früheren Unterricht die Lage des Landes vergegenwärtigen, daß es an der Nordsee liegt, und ein größtentheils sehr flaches Land ist. Im ganzen Lande ist kein Berg, kaum ein Hügel zu finden. Am niedrigsten liegen die nördlichen Provinzen, welche daher auch zum Theil nur mit großer Mühe und Kunst gegen das sie stets bedrohende Meer geschützt werden. An der Nordwestküste hat zwar das Meer selbst ein Bollwerk erhoben, die **Dünen**, eine Reihe Hügel, welche aus bloßem vom Meere ausgeworfenen Sande bestehen; andere Theile der Küste hingegen können gegen die Gewalt des Meeres und der großen Ströme nur durch künstliche **Dämme** oder **Deiche** geschützt werden, deren Unterhaltung ungeheure Summen kostet, und welche doch zuweilen, bei heftigen N. W. Stürmen, wie noch 1825 geschehen, überfluthet oder zum Theil durchbrochen werden. Weil aber ein großer Theil dieser Provinzen mit dem Meere in gleicher Höhe, ja stellenweise beträchtlich tiefer liegt, so wären sie dennoch, sich selbst überlassen, bald in unfruchtbare Moräste verwandelt. Um sie einigermaßen auszutrocknen, hat man daher unzählige Kanäle gezogen, welche, wie die Rippen eines Blattes, das Land in allen Richtungen durchschneiden. Da, wo diese Kanäle in das Meer oder in große Ströme münden, sind mächtige Schleusen angebracht,

theils um das Eindringen des Seewassers bei der Fluth zu verhüten, theils auch um bei niedrigem Stande des Meeres das überflüssige Wasser aus den Flüssen und dem Lande abzulassen. Kein Land in der Welt hat so viele Kanäle, als einige niederländische Provinzen, besonders Holland, Seeland, Friesland und Gröningen; in keinem Lande sind aber auch Kanäle zugleich nothwendiger und leichter anzulegen, weil bei der ganz flachen Beschaffenheit des Landes das Graben des weichen Bodens keine Schwierigkeit macht, die Flüsse nur wenig Fall haben und also um so leichter durch wenige Schleusen zu bändigen sind. Diese Kanäle sind zu gleicher Zeit eine Zierde des Landes, denn beinahe überall sind sie sauber gehalten, von Dämmen eingefaßt und mit den schönsten Lindenalleen bepflanzt, und sie gewähren überdies eine außerordentliche Bequemlichkeit für den Handel und die Verbindung aller Städte. Die nördlichen Provinzen haben beinahe keine andre Landstraßen, aller Verkehr, alles Reisen geschieht auf den Kanälen, weil in einem Lande, wo es beinahe keine Steine giebt, der Boden aber überall feucht und tief ist, die Anlage von Chausseen beinahe unmöglich wird. Täglich gehen hier, von den bedeutenderen Städten mehrere Male, Fahrzeuge (Ziehkähne) ab, welche allein zur Bequemlichkeit der Reisenden eingerichtet sind. Sie werden von Pferden gezogen und legen gewöhnlich eine deutsche Meile in einer Stunde zurück. Ihr Gang ist beinahe auf die Minute berechnet, da Wind und Wetter gar keinen Einfluß darauf haben können. Auf größeren Gewässern, z. B. der Südersee, reiset man in größeren, segelnden Schiffen. Freilich aber ist dieses Reisen, obgleich wohlfeil und bequem, doch auch sehr langweilig, weil man sich beinahe beständig zwischen Dämmen eingeschlossen befindet und das flache Land ohnehin keine Abwechselung darbietet. Eine Hauptunbequemlichkeit, welche aus dieser Beschaffenheit des Landes hervorgeht, ist der fast allgemeine Mangel an gutem Trinkwasser, welches oft meilenweit in Kähnen herbeigeschafft werden muß. — In den nördlichen Provinzen ist der Boden nur theilweise fruchtbar, große Strecken hingegen sind morastig oder sandige Haiden. Desto vortrefflicher ist der Boden in dem südlichen Theile oder Belgien; hier ist er eben, ohne doch moorig oder sandig zu sein, und man wird wohl nicht leicht irgendwo ein Land finden, welches so vortrefflich angebaut wäre, als dies, namentlich Flandern und Brabant sind. Hier stehen Viehzucht, Getreide= und Gartenbau auf der höchsten Stufe und haben das Land in einem wahren Garten verwandelt. (Nach Blanc.)

Ost=Indien.

Ost=Indien ist ein großes Land in Asien, es ist 65,000 Q. M. groß, also zwölfmal größer als Preußen, und mag wohl an 150 Millionen Einwohner haben. Dies merkwürdige, schöne Land ist wie eine Insel von andern Ländern abgeschlossen. Oben gegen Mitternacht erhebt sich ein himmelhohes Gebirge, das man Himalaya nennt, zu deutsch Schneeberg; und auf andern Seiten giebt's Flüsse oder Wüsten und das große Weltmeer. — So kann man das Land wohl eine Art Insel nennen.

In Indien ist's ganz anders als bei uns zu Lande. Erstlich ist es ein heißes Land. Die Sonne steht da fast den Leuten senkrecht über dem Kopfe und es ist im Sommer oft so heiß, daß das Wachs im Schranke zu schmelzen anfängt. An Arbeit ist da am Tage von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends nicht viel zu denken; man muß früh am Morgen und gegen Abend seine Arbeit verrichten. Im Juli und August, wenn es bei uns Sommer ist, da ist es dort Winter, und Schnee fällt zwar nicht, aber desto mehr Regen, daß das Land oft wie ein See aussieht. Wenn's aber genug geregnet hat, dann trocknet das Land bald wieder ab, und es wächst Alles so schnell, daß man darüber staunen muß. Die Reisfelder wachsen da wohl in einer Nacht einen Finger hoch. Januar und Februar sind dort die schönsten Monate. Da soll Indien ein wahres Paradies sein. Denn

allerwärts blühen und duften da die schönsten Blumen und reifen die herrlichsten Früchte.

Aber in dem schönen Lande giebt's auch furchtbare Thiere, z. B. den Königstiger, der manchmal wohl 10 Fuß lang ist. Dann giebt's auch Löwen, gefräßige Hyänen, Wölfe, den großen Elephanten und die Riesenschlange, oft über 22 Fuß lang. Nun, alles was die Erde Herrliches und Großes hat, finden wir in Indien, aber die Leute sind Götzendiener!! Vom König Salomo erzählt die Bibel, daß er Schiffe in ein Land geschickt hätte, die alle drei Jahre wiederkamen und Gold, Silber, Elfenbein Pfauen und Affen brachten. Das Land wird Ophir genannt, und man meint, das müsse wohl Indien gewesen sein. (Zahn.)

Grönland und seine Bewohner.

Nachdem wir in Gedanken mit einander in einem gar heißen Lande umhergereis't sind, laßt uns einmal — freilich auch in Gedanken — nach einem recht kalten Lande und Meere reisen, und sehen, wie auch da derselbe große und treue Gott seine lieben Menschenkinder und all die andern Geschöpfe segnet und nähret. Nun wohlan denn! Wir wollen nach Grönland.

Wann fängt denn in Grönland der Sommer an?

Nicht eher als mitten im Juli; und im August zieht er schon wieder fort und Sturm und Schnee und Eis und Kälte folgen ihm eilig nach. Aber in den vier Wochen, wo er herrscht, da thut er den Leuten denn auch freilich gar wohl. Abends 10 Uhr geht die Sonne erst unter, und Morgens 2 Uhr ist sie schon wieder da und geht an ihr Geschäft. Da sind denn die Grönländer gleich fleißig bei der Hand und graben und säen und pflanzen in ihren Gärten zwischen den hohen Bergen und freuen sich, wenn nun nach wenigen Tagen schon ihr Salat so lieblich grün aufgehet, und der Kohl und die Kartoffeln ihre Decke spalten und sich kräftig hervordrängen, und an den Felsen das Moos eine frischere Farbe gewinnt, und in den Thälern die zarten, kaum ellenhohen Weiden und Birken ein neues, schönes Laub bekommen; ja, da freuen sich die kleinen Leute, wie wir im März, und danken gerührt dem, der wieder so gnädiglich an sie denkt. Freilich, so viel schöne Sachen giebt's dort nicht, wie bei uns; — da sind keine prächtige Tulpen und duftende Rosen und Veilchen; — keine saftige Kirsche und Pflaume, kein säuerlich süßer Apfel mit schönen rothen Backen hängt am Baume; aber die Leute sind doch zufrieden und freuen sich mehr über ihre wenigen Johannisbeeren am Strauch, als bei uns mancher Ungenügsame über die viel reicheren Gaben unseres Gottes.

Aber wenn dort nur so weniges und namentlich gar kein Getreide wächst wovon leben dann nur die armen Menschen, die dort wohnen? Was essen sie? Wie kommen sie im Hause zurecht, und wie bereiten sie ihre Geräthschaften?

Was sie essen? Ihr wißt, der Mensch lebt nicht vom Brot allein; der liebe Gott kann durch sein Wort auch andern Nahrungsmitteln Kraft genug geben, seine theuren Kreaturen zu ernähren. Und so scheint er denn zur Ernährung des Grönländers den Seehund bestimmt zu haben. Dieser ist ungefähr so groß wie ein Schaf, hat einen runden Katzenkopf, auch solche Spürhaare unter der Nase, wie die Katze, bellt wie ein Hund, hat vorn sehr kurze Füße, und die noch kürzeren Hinterfüße, deren Zehen wie Gänsefüße mit einer Schwimmhaut verbunden sind, sind sammt dem kurzen Schwänzchen so wagerecht nach hinter gekehrt, daß sein Hintertheil fast wie ein Fischleib aussieht. Und damit ihn nicht friert, wenn er, um seine Speise (Fische) zu suchen, im kalten Eiswasser umherschwimmt, hat ihm der liebe Gott einen dicken Pelz angezogen. Hinter diesem Seehunde nun sind die Grönländer fleißig her. In ihrem oft zwanzig Fuß langen, tragbaren, schmalen Kajack (Nachen), von leichten Stangen gebaut, mit Fellen überzogen und nur für einen Mann bestimmt, der sich hineinsetzt und die überstehenden

Felle an seinem Leibe festschnürt, rudern sie emsig und sicher, selbst bei stürmischer See, hinter dem Thiere her, schießen und treffen es mit der Harpune, und ziehen es an der Schnur herbei, woran die Harpune befestigt ist, und deren eines Ende sie bei dem Wurf in der Hand zurückbehalten. Den gefangenen Seehund tragen sie nach Hause. Aus seinen gereinigten Gedärmen machen sie sich Fensterscheiben und Hemden; aus seinem Fell einen warmen Kittel, an dem auch oben zugleich die spitze Mütze mit festsitzt, und Beinkleider und Stiefeln und Handschuhe, — das Rauhe auswendig. Das Fleisch und Fett kochen und essen sie; es schmeckt aber gar nicht gut, sondern sehr thranig. Alle Seehunde, welche die Grönländer fangen, essen sie nun freilich auch nicht auf, sondern aus vielen bereiten sie auch Thran, und vertauschen ihn an die dänischen Kaufleute, die jährlich einmal kommen, und ihnen Messer, Nadeln, Nägel, Beile und dergleichen dafür mitbringen.

Aber wenn nun die armen Grönländer, wie wir oben gelesen haben, immer Seehundsfleisch und immer Fische, und nimmer ein Stücklein kräftigen Brotes oder Reissuppe oder sonst was Kräftiges, Gutes zu essen bekommen, werden sie denn da des ewigen Einerlei nicht müde?

Nein, gar nicht! Zu der Speise, die der Herr giebt, schenkt er auch Hunger (Eßlust), versteht sich, nur den Genügsamen und Zufriedenen, und die Grönländer sind so zufrieden mit ihrem Seehundsfleisch und all dem Andern, was ihr Land hat, und sind so vergnügt darüber, daß, wenn man sie in wärmere Länder zu reinlichern Leuten bringt und ihnen schöne, kräftige Suppen und das köstlichste Brot und die feinsten Fleischsorten auf das wohlschmeckendste zubereitet, und die saubersten Kleider reicht, sie doch unruhig bitten: „O, bringt uns doch zu unsern Thrantöpfen zurück, wo uns so wohl war, und unsern Kajacken (Schiffen) und den schönen Eisbergen.“ —

Aber schadet denn das ewige Fleischessen ihrer Gesundheit nicht? Werden dadurch ihre Säfte nicht verdorben und ihre Kräfte geschwächt?

O gewiß würden sie das, wenn der liebe Gott ihnen nicht ein treffliches Heilmittel dagegen in alle Thäler und an alle Berge gepflanzt hätte — das wohlschmeckende, blutreinigende Löffelkraut. Wo nur ein Plätzchen fruchtbarer Erde ist, drängt sich's, wenn die warme Frühlingssonne die schlafende Erde weckt, überall üppig hervor, und sein frisches Grün ladet, Genesung verheißend, dringend alle die Kranken ein, die voll Ermattung oft auf allen Vieren kaum hinauskriechen können, und, wie neu belebt, frisch und munter wieder in ihre Wohnung zurückgehen.

Und womit kochen sie ihr Seehundsfleisch, oder ihr Löffelkrautsgemüse? Reicht denn das niedre, dünne, kniehohe Holz zwischen den Bergen dazu hin, ihren langen, kalten Winter zu erwärmen, Hütten und Nachen zu bauen, und Jagdwerkzeuge zu verfertigen?

O, bei weitem nicht; aber der treue Gott, der auch die armen Grönländer und ihre Bedürfnisse gar wohl kennt, hat dafür gesorgt, daß sie nicht Mangel haben an dem, was sie nothwendig gebrauchen. Weit gegen Süden hin, in Amerika, stehen dichte, dichte Wälder voll dicker Bäume. Mächtige Ströme rauschen hindurch, treten zur Zeit der Schneeschmelze über ihre Ufer, und reißen alle Bäume, die nicht festgewurzelt, namentlich solche, die von Würmern angefressen und abgestorben sind, aus und führen sie mit sich in's Meer. Das Meer aber an Amerika's Küste strömt — so hat es der Herr der Wasserwogen angeordnet — stets nach Norden, und bringt so den Grönländern mit, was sie nicht haben und doch nothwendig gebrauchen.

Seht, so versorgt der treue Gott alle seine Menschenkinder, sie mögen wohnen wo sie wollen; so kann der Mensch glücklich sein unter allen Zonen, wenn er auch gerade nicht das hat, was verkehrte Leute gewöhnlich für das höchste Glück der Erde halten.

III. Naturkunde.

A. Naturgeschichte.

Alles was wir um uns sehen, ist theils durch die Natur, theils durch die Menschen entstanden. So sind der Baum, die Blume, die Quelle von der Natur hervorgebracht, das Haus, der Tisch, der Zaun aber von Menschenhand. Die Dinge, welche die Natur hervorbringt, heißen Naturerzeugnisse oder Naturprodukte; die Dinge, welche die Kunst der Menschen zu Stande bringt, werden Kunsterzeugnisse oder Kunstprodukte genannt. Alle Produkte der Natur stehen in genauem Zusammenhange, und es schließt sich ein Körper an den andern an, vom unvollkommenen hinauf zum vollkommenen. Aber es herrscht auch unter den Naturprodukten wieder große Verschiedenheit, wie der Leser sogleich sehen wird. Ich will dir drei Dinge nennen: einen Kieselstein, einen Eichbaum und einen Hund. Wie unterscheidet sich nun der Kieselstein von dem Eichbaume und dem Hunde? Der Kieselstein hat gar kein Gefühl, gar kein Leben in sich, der Eichbaum und der Hund wohl. Richtig! Der Stein ist ein fühlloser Körper, der nur dadurch größer wird, daß sich von Außen Theile ansetzen, Baum und Thier aber wachsen von Innen heraus. Es ist also eine Kraft in ihnen, die zunimmt und wieder abnimmt; in einem Steine ist aber keine solche Kraft: denn wenn Methusalah, der 969 Jahre alt wurde, als zehnjähriger Knabe sich einen Stein in Verwahrung gebracht hätte, so würde der Stein bei seinem Tode noch derselbe gewesen sein. Solche Körper aber, denen diese Leben gebende Kraft fehlt, nennt man unorganische Korper, und diese bilden im großen Haushalte der Natur das Mineralreich. Diejenigen Körper aber, welche von Innen nach Außen wachsen, nennt man organische Körper, und dazu gehören die Pflanzen und Thiere.

Nun zurück zu unserm Hunde und zu dem Eichbaume. Wo der Eichbaum hingepflanzt ist, da muß er sich's gefallen lassen, stehen zu bleiben, denn er kann nimmer willkürlich seinen Platz verlassen; der Hund aber, und namentlich wenn er ein Fuhrmannsspitz ist, läuft frei und weit in der Welt herum, und wenn er von einer Reise zurückkommt, so besucht er wohl seine Freunde und Nachbarn, ohne daß es ihm geheißen wird. Er kann sich nach eigenem Willen von einem Platze zum andern begeben. Alle lebendige Wesen nun, die sich nicht willkürlich bewegen können, gehören in das Pflanzenreich; diejenigen Wesen aber, welche eine freie Bewegung haben, gehören in das Thierreich. Die Thiere nehmen also eine höhere Stufe in der Natur ein, als die Pflanzen, und diese eine höhere Stufe als die Mineralien. Die drei Hauptabtheilungen der Naturprodukte heißen also:

I. Das Thierreich. II. Das Pflanzenreich. III. Das Mineral- oder Steinreich.

Bedürfnisse der organischen Naturkörper.

Wenn man, namentlich die lebendigen Wesen der Erde, die Thiere und die Pflanzen betrachtet, da möchte man von ihnen sagen: es sind Dinge, denen beständig etwas fehlt. Bei dem Bilde aus Marmorstein ist das nicht so; dieses hungert nicht und durstet nicht; ihm wird es niemals weder zu heiß noch zu kalt; es braucht nicht Athem zu schöpfen; ihm thut kein Glied weh. Und so würde jeder Stein, wenn er zum Reden Verstand und Kraft hätte, zu uns sagen: ich bin satt und verlange Nichts. Dagegen gebricht uns Menschen, gleich wie den Thieren, so lange wir leben, bald Dies bald Jenes. Der muntre Vogel des Waldes hat immer etwas Nöthiges zu schaffen; jetzt treibt ihn der Hunger, dann

der Durst von seinem Neste hinweg; viele tausend Male in einem Tage muß er frische Luft schöpfen, wenn er nicht ersticken soll; am Abend, wenn die Sonne untergeht, sehnt er sich nach dem Dunkel und nach der Erquickung des Schlafes, dann wieder, wenn die Nacht zu Ende geht, nach dem Morgenlicht, und nach dem Vergnügen des Wachens. Und zu diesem alltäglichen, kleineren Gedränge der Bedürfnisse kommt ihm noch alljährlich ein viel größeres; denn im Frühling hat er für den Haushalt seiner Jungen zu sorgen, im Herbste muß er weithin über Land und Meer ziehen, um in der Fremde sein Unterkommen für die Zeit des Winters zu suchen.

Wie dem Vogel des Waldes, so ergeht es jedem Thiere und selbst der Pflanze. Denn auch diese bedarf der Nahrung aus der Luft und des Bodens; sie muß Wärme und Licht haben, wenn sie leben und gedeihen soll. Das Kraut des Feldes, wie das Thier und der Mensch, sind darin sich gleich, daß sie allesammt ihr zugemessenes Gewicht von des Leibes Mangelhaftigkeit und Nothdurft zu ertragen haben.

Das allgemeine Kosthaus.

Welche menschliche Anstalt für Pflege und Bewirthung der Gäste wäre wohl mit jener zu vergleichen, die unser Schöpfer hier auf Erden für seine Geschöpfe begründet und angeordnet hat. In ihr werden in jedem Augenblick, bei Tage wie bei Nacht, Millionen der lebendigen Wesen gespeis't und getränkt. Manche Gäste kommen spät, die andern früh und immer ist es so eingerichtet, daß die für Jeden bestimmte Speise gerade in dem Augenblicke, wo er eintritt, fertig und bereitet steht. Da sättigen sich die Großen wie die Kleinen, Starke wie Schwache und selbst die Kranken finden Alles, was ihnen zur Stärkung und Heilung dienen kann, ganz nahe vor sich hingestellt; noch ehe die Noth eintrat, ist schon für ihre Linderung gesorgt.

Was war alle Fülle an Salomo's Königshofe gegen die Fülle im großen Haushalt der Schöpfung, und doch wird in diesem nirgends Etwas verschwendet; kein Brosamen und kein Tropfen des Genießbaren bleibt ungenützt; für jede, auch die kleinste Gabe der Natur findet sich ein Abnehmer; was die Großen übrig lassen, das kommt die Kleinen zu Gute; was die Einen von sich stoßen, das nehmen die Andern mit Begierde auf; was Jenen zum Ekel oder ein Gift wäre, das dient diesen zur gedeihlichen Nahrung.

Der Adler wie der Löwe würden in einem Garten, voll der köstlichsten Früchte und Gemüse, auf einer Wiese voller Klee und Gras verhungern; sie begehren frisches Fleisch und Blut zu ihrer Nahrung und müssen die Sättigung oft weit umher und mit Mühe suchen, welche das Lamm in seinem Grasgarten ganz nah und ohne Mühe findet; der Storch zieht das Fleisch der Frösche, der Eidechsen und Schlangen, der Feldmäuse und Heuschrecken jeder andern Kost vor; sein Vetter, der Kranich, lobt sich dagegen den Genuß der grünen Saat, wie der Saatkörner, junger Erbsen und nebenbei der Insekten. Die stachlichen Gewächse, an denen das Kameel in seiner armen Wüste sich vergnügt, würde, wenn sie bei uns wüchsen, weder Roß noch Hirsch anrühren; der mächtige Wallfisch sättigt sich an den Weichthieren und Gallertthieren des Meeres, an denen der gefräßige Haifisch und mancher viel kleinere Raubfisch vornehm, ohne anzubeißen, vorüberschwimmt. Und so ist der Geschmack an den oder jenen genießbaren Dingen bei den Thieren fast so verschieden als ihre Art und Gestalt, ihr Wohnort und Vaterland es sind, ein Element des Unterhaltes aber giebt es, welche sie ohne Ausnahme Alle begehren, ohne welches der Löwe eben so wenig als die Maus, der Hirsch eben so wenig als die Schnecke leben kann, das ist die Luft, welche nicht wie Speise und Trank erst in den Magen und in die Eingeweide eingeführt und hier zum Nahrungssaft werden muß, um dann weiter in's Blut zu gehen, sondern auf geradem Wege unmittelbar zu diesem Quell des thierischen Lebens sich hinabsenkt.

Alle Thiere, sie mögen den Namen haben wie sie wollen, sie mögen bei den Kräutern des Feldes oder bei der Fülle des thierischen Fleisches, im Meere oder auf dem Lande, in Kost gehen, müssen athmen, wenn sie zum Bewegen, zum Essen und Trinken kräftig bleiben, wenn sie leben sollen.

Die Luft ist überall wo lebende Wesen wohnen, auf den Höhen und in den Tiefen; sie drängt sich dem neugebornen Kinde von selber in den Mund und in die Lungen; sie findet durch die kleinen Oeffnungen, am dicken Ende der Schaale, den Zugang, schon zu dem Küchelchen im Ei; sie senkt sich hinab in's Wasser bis zum tiefsten Grund des Meeres und wird da von den Wasserthieren eingeathmet; in alle Höhlen und offne Gruben der Erde, ja selbst in das Innere der Pflanzen- und Thierkörper dringt die Luft hinein und erfüllt dieselben. (v. Schubert.)

Es giebt einen weißen Schmetterling mit etlichen Flecken auf den Flügeln, der legt seine Eier unter die Blätter der Reseda, daß sie nicht naß werden vom Regen und Thau. Die Eier aber kleben mit dem offenen Ende am Blatte; und wenn nun das Junge darin erwacht und heraus will, findet es den Ausgang versperrt, nicht mit Eisen oder Holz, sondern nur mit seinem Futter, das ihm so gut mundet, wie unser einem Rosinen und Mandeln. Und wenn es sich durchgespeiset hat, streckt es sein Köpflein ein paar Mal in die Höhe, und weidet dann fort, zur Rechten oder Linken, wie es will. Der Vater im Himmel machet es dem kleinen Würmlein, als schlösset ihr ein Knäblein oder Mägdlein in eine stille Kammer, davon die Thüre ein Pfefferkuchen ist, und sprächet zu ihm: „Jetzt schlaf', und wenn du aufwachest und willst zu uns heraus in den Sonnenschein, so mußt du dich durch den Honigkuchen hindurcheffen."

So aber Gott für ein Würmlein also sorget, das heute noch lebet und morgen dem Sperling zur Speise dienet, sollte er das nicht viel mehr euch thun? O, ihr Kleingläubigen! (K. Stöber.)

I. Das Thierreich.

Zum Thierreich gehören alle die Geschöpfe, welche freie Bewegung, Leben und Empfindung haben, von innen wachsen und ihre Nahrung nur durch eine Oeffnung zu sich nehmen. Das Thierreich zerfällt nach der Beschaffenheit des Blutes in drei große Hauptabtheilungen. Jede derselben wird nach andern Merkmalen wieder in zwei Klassen getheilt, so daß überhaupt sechs Klassen des Thierreichs unterschieden werden.

A. Rothwarmblütige Thiere: 1) **Säugethiere,** 2) **Vögel,**
B. Rothkaltblütige Thiere: 3) **Amphibien,** 4) **Fische,**
C. Weißblütige Thiere: 5) **Insekten,** 6) **Würmer.**

1. Säugethiere.

Die Säugethiere haben rothes, warmes Blut, ein Herz mit vier Kammern, Lungen und bringen lebendige Junge zur Welt, die sie eine Zeit lang säugen. Die meisten Säugethiere sind mit Haaren bedeckt und haben vier Füße.

Die kleinsten und größten Säugethiere.

Hinsichtlich der Körpergröße herrscht unter den Säugethieren eine überaus große Verschiedenheit. In Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten, lebt eine Art wilder Schaafe, Argali genannt, die sind sehr groß, stark und scheu und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was zuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gute. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei ihretwegen da, schlüpfen hinein und wohnen darin. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner

oder über die kleinen Füchse? Auch lebt hier eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füßchen sind einen Finger lang und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabackspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quentlein und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf 4 Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elephant aber ist 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt seine 7000 Pfund; und ein fleißiger Schüler soll mir ausrechnen: wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant? Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglase wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte Thier ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachsen kann und seine 1000 Centner und darüber wiegt. (Hebel.)

Vertheidigung der Thiere.

Die Säugethiere haben insgesammt gewisse Waffen gegen ihre Feinde erhalten. Die Katze vertheidigt sich mit ihren Krallen und Zähnen; der Stier verläßt sich auf seine Hörner, das Pferd auf die Kraft seines Hufs; der Igel krümmt sich in einen Ballen zusammen und bietet dem ihn Angreifenden auf allen Seiten die Spitze; das Stachelschwein vermag selbst der Löwe nicht zu bezwingen, wenn es ihm seine Stacheln entgegenhält; dem Elephanten ist der ungeheure Rüssel zur Vertheidigung gegeben, womit er sogar Bäume auszureißen vermag; der Wallfisch zertrümmert mit einem Schlage seines Schwanzes mittelmäßige Fahrzeuge; der Bär braucht seine Vordertatzen, mit denen er auf einen Schlag das stärkste Pferd zu Boden streckt; der Löwe vertheidigt sich mit Schwanz und Pfote so wacker, daß er ergrimmt, mit jenem einen Menschen todtschlägt und mit dieser das Rückgrat eines Ochsen auf einen Schlag zerschmettert. Andern sind andere Waffen verliehen. Manche rettet Behendigkeit vor feindlichen Nachstellungen, oder sie finden in ihren nicht leicht zugänglichen Schlupfwinkeln Sicherheit. Nicht wenige warnt ein feines Gehör, ein scharfer Geruch, ein weitsichtiges Auge vor Gefahr, wie denn manche Sinne bei den Säugethieren überhaupt oft mehr entwickelt sind, als beim Menschen. (Rebau.)

Ueberhaupt weiß jedes Thier, im Kampf mit einem anderen, alsbald die schwächste, am leichtesten verwundbare Seite oder jenen Theil desselben zu finden, der ihm am meisten zu schaden vermag, so wie umgekehrt jene Stelle des eignen Leibes am meisten zu schützen und zu verbergen, welche die verletzbarste ist. So springt der Tiger, im Kampf mit dem Elephanten, zunächst nach dem Rüssel desselben, welchen dagegen der Elephant auf's Sorgfältigste dem Angriffe zu entziehen sucht, um ihn, zur rechten Zeit, desto kräftiger zu gebrauchen; das Pferd der Wildniß, vom Raubthier angefallen, sucht gegen dieses Kopf und Brust zu schützen, während es dem Feinde desto kräftiger mit den Hufen der Hinterfüße entgegenkommt.

Mächtiger noch und in ungleich augenfälliger Weise als da, wo es blos die Erhaltung des eigenen Leibes und Lebens gilt, äußert sich der Instinkt (innere Antrieb) in seiner Verbindung mit der Aelternliebe. Das Thier vergißt, wenn es zur Vertheidigung seiner Jungen aufgeregt wird, jede Gefahr, die seinem eigenen Leben drohet; die mütterliche Zärtlichkeit führt selbst das plumpe Wallfischweibchen, dem man sein Junges raubte, immer wieder zu der Nähe der Räuber hin, wo es dann insgemein eine leichte Beute der Wallfischfänger wird, und dieselbe Treue der Mutterliebe, bis zum Tode, wird an dem Seeotter so wie bei mehreren Säugethieren des Meeres bemerkt. (v. Schubert.)

Stimme der Thiere.

Die meisten Säugethiere haben eine Stimme, welche durch die Luftröhre und die Lungen bewirkt wird und sich nach Verschiedenheit der Arten, als ein Brüllen, Wiehern, Bellen, Heulen, Grunzen, Blöken rc. unterscheiden läßt, wodurch sie ihre

verschiedenen Empfindungen, Furcht, Verlangen, Abscheu, Schmerz, Zorn, Fröhlichkeit ꝛc. ausdrücken. Durch die Stärke ihrer Stimmen zeichnen sich besonders das Flußpferd und der Löwe aus. Das Gebrüll des ersteren erschallt eine Viertelmeile weit und das des letzteren, das die Luft stark erschüttert und alle Thiere betäubt, ertönt des Nachts im Umkreise von einer halben Meile, so daß man nicht weiß, wo der Ton eigentlich herkommt.

Wachen und Schlafen der Thiere.

Das Leben aller Säugethiere ist zwischen Wachen und Schlafen getheilt. Die meisten sind den Tag über wach und begeben sich erst mit einbrechender Dämmerung zur Ruhe, z. B. die Affen, viele Nager, die Wiederkäuer ꝛc.; andere dagegen schlafen am Tage, sich in Höhlen und an andern dunkeln Orten verbergend, und verlassen ihre Schlupfwinkel erst, wenn das Sonnenlicht die Erde nicht mehr erhellt, um ihre Nahrung zu suchen, z. B. die Fledermäuse und der bei weitem größte Theil der Raubthiere. Einige bedürfen eines sehr langen Schlafes, wie der Dachs, andere eines nur kurzen, wie das Pferd. Die meisten legen sich dabei nieder, das Pferd aber ruht auch stehend. Außer diesem Schlafe der Erholung läßt der gütige Vater alles dessen, was da lebet und webet auf Erden, auch noch verschiedene Thiere dieser Klasse in den kältesten Monaten des Jahres, wo es ihnen an den nöthigen Nahrungsmitteln fehlen würde, in einen tiefen Winterschlaf fallen. Das Murmelthier, der Siebenschläfer und einige andere Nager, desgleichen der Dachs, der Igel, die Spitzmaus, die Fledermäuse und etliche andere kleine fleischfressende Thiere verbergen sich, sobald der Herbst rauheres Wetter bringt, entweder in ihren Höhlen oder an andern etwas geschützten Orten und fallen dann bei stärkerer Kälte in eine Art von Erstarrung. Der Hamster schläft nun in seiner tief unter der Erde zubereiteten Wohnung, deren Ein- und Ausgänge er verstopft hat, bis ihn die Frühlingswärme erweckt und wieder hervorlockt; andere dagegen, z. B. die Fledermaus, der Dachs, erwachen, wie im Winter ein paar milde Tage eintreten, und erstarren bei wiederkehrender Kälte von Neuem. (Rebau.)

Eintheilung der Säugethiere.

Die Naturkundigen haben die Säugethiere nach ihrer Gestalt und Lebensweise in folgende Ordnungen getheilt:

1) **Vierhändige Säugethiere** oder Affen. Vierhändig nennt man sie, weil ihre Füße eben so gebildet sind, wie ihre Hände, und weil sie auch mit diesen hintern Händen eben so wohl alles anfassen und verrichten können, als mit den eigentlichen Händen, wobei viele auch noch den Schwanz fast als Hand gebrauchen. In diese Ordnung gehören die eigentlichen Affen, die Paviane und die Meerkatzen.

2) **Fledermäuse.** Die vordern langen Zehen der Fledermäuse sind mit dem Hinterfuß durch eine dünne Haut verbunden, die sich fächerartig ausspannen läßt und diese Thiere zum Fliegen, oder vielmehr zum Flattern fähig macht. Dazu gehört: die gemeine Fledermaus, der fliegende Hund u. a.

3) **Raubthiere** oder fleischfressende Thiere führen ihren Namen, weil sie sich fast alle von Fleisch nähren. Sie haben Zehen mit scharfen Klauen an den Füßen. Hierher gehören der Löwe, Tiger, Bär, Wolf, Hund, Fuchs, Marder und endlich die meist im Wasser lebenden Robben (Seehunde und Wallrosse.)

4) **Beutelthiere.** Das Weibchen hat am Bauche eine beutelartige Hautfalte, in der die Saugwarzen sind. In diesem Beutel trägt und säugt es die Jungen so lange, bis sie herangewachsen sind. Dahin gehört die Beutelratte, das Känguruh u. a.

5) **Nagethiere.** Sie haben nur scharfe Vorderzähne und Backenzähne,

aber keine Eckzähne, und leben meistens von Pflanzen. Hierher gehören die Mäuse, Ratten, Hasen, Kaninchen, Hamster u. a.

6) **Zahnlückige Säugethiere.** Sie haben entweder gar keine Zähne oder blos Backenzähne, und sonst weder Eck- noch Vorderzähne. Sie leben in den heißen Gegenden der Erde, wie das Faulthier, das Gürtelthier, das Schuppenthier, das Schnabelthier und der Ameisenfresser.

7) **Hufthiere.** Die Zehen dieser Thiere stecken in hornartigen Scheiden (den Hufen oder Klauen) wie in Schuhen. Es giebt einhufige Thiere, die an jedem Fuße nur einen Huf haben, wie das Pferd und der Esel; zweihufige mit zwei Klauen, wie das Schaf und die Ziege, das Rind, der Hirsch, das Kameel. Dies sind die sogenannten Wiederkäuer. Ihr Magen besteht aus 4 Abtheilungen, durch welche die Speisen gehen müssen; aus dem zweiten Magen bringen sie die Speisen noch einmal in das Maul und kauen sie zum zweiten Male. Mehrhufige Thiere sind das Schwein, der Elephant, das Nashorn und das Nilpferd.

8) **Wallfischarten.** Diese Thiere leben im Wasser, haben Gliedmaßen, welche ganz wie Flossen gestaltet sind und ihnen das äußere Ansehen von Fischen geben. Der Delphin, der Wallfisch u. a. gehören dahin.

Die Affen.

Die Affen sehen dem Menschen ähnlicher, als irgend ein Thier, und besonders sind die Arten des Orang-Outang in alter wie in neuer Zeit gar oft für Menschen von einer besondern Art, die nicht reden könnten oder wollten, eine haarige Haut hätten, und um sich bissen und kratzten, gehalten worden. Doch kann, ungeachtet dieser Aehnlichkeit, der Affe weder dem Menschen einen einzigen Laut nachbilden lernen, (seine Stimme ist ein häßliches Plärren, Schreien oder Brüllen) noch auch so vollkommen und eigentlich aufrecht gehen, wie der Mensch. Denn, wenn der Affe auch auf seinen Füßen steht, so sind doch die Kniee immer vorgestreckt, und seine gebogene Stellung noch viel auffallender, als bei ganz blödsinnigen Menschen. Es haben aber schon die Alten gesagt, der Hauptunterschied des Menschen von allen, auch den ihm ähnlichsten Thieren, bestehe darin, daß der Mensch sein Haupt frei zum Himmel erheben, und immerfort, im Gehen wie im Stehen, nach oben aufblicken könne, gleich als der mehr für den Himmel gemacht ist, als für die Erde, oder wenigstens mit jedem Augenblick eben hiermit an den Himmel erinnert werden soll. (v. Schubert.)

Der Orang-Outang.

Der Orang-Outang, in der malayischen Sprache Waldmensch, gehört auf den Sundainseln, Bengalen und auch in Afrika zu Hause. Zwar das menschenähnlichste Geschöpf, aber doch merklich genug vom Menschen unterschieden, nicht allein durch den Mangel an Vernunft und Sprache, sondern auch durch körperliche Bildung. Dagegen erscheint er als wahrer Affe durch die Gestalt seines Kopfs, durch die natürlichen Zahnlücken, langen Arme, händeähnlichen Füße mit einem Daumen statt der großen Zehe, den Mangel der Waden u. s. w. Es giebt Orang-Outangs von der Größe erwachsener Menschen, aber auch kleine, wie vierjährige Kinder. Sie bewohnen die unbewohntesten Orte in den dicksten Wäldern. Erwachsene sollen schwer zu fangen und zu zähmen sein.

(Zacharia.)

Der Orang-Outang geht sehr oft auf den Füßen, wobei er in den Händen einen Stock trägt, lebt in Gesellschaften, die sich selber Laubhütten zum Schutz gegen die Sonne bauen, Elephanten, die in ihr Gehege kommen, mit Prügeln und Steinwürfen verjagen, auch sehr oft den Menschen, die in ihre Gegend kommen, gefährlich werden, und zuweilen Kinder entführen, die sie bei sich wie ihres Gleiches halten. Aber bei alledem ist ein solcher, auch noch so klug abgerichteter Affe, doch ein tückisches, boshaftes Thier, das alles gern zerstört und

zerreißt, unreinlich und unkeusch ist, und man sieht da recht, daß der Affe, außer seinen gelernten Künsten, doch nur die bösen Eigenschaften vom Menschen habe, daß aber der Mensch alle seine guten, die er erlangen kann, nur dem Wort, der Sprache, oder wenigstens dem Verstehen ihres eigentlichen Sinnes verdanke. Denn den eigentlichen Sinn der Menschensprache versteht der Affe nie so, wie der taubstumme Mensch sie versteht, obgleich jener nach und nach einzelne Wörter der Drohung und des Antreibens zu seinen Künsten fassen lernt. Werden die Orang-Outangs, wovon der von Borneo, wenn er ausgewachsen ist, die mittlere Größe eines Mannes erreichen soll, jung gefangen, so lassen sie sich gar leicht zu vielerlei abrichten, z. B. Holz und Wasser in die Küche zu tragen, den Bratspieß zu wenden, sich anzukleiden wie ein Mensch, mit demselben zierlichen Anstand zu essen und zu trinken wie viele Menschen, besonders aber zu solchen Künsten, die eigentlich Affen-, nicht Menschenkünste sind, z. B. zum Seiltanzen, denn da übertrifft ein Affe seinen Affen, den Seiltänzer, bei weitem. Diese Geschicklichkeit der Affen macht sich übrigens der Mensch zu Nutze, wenn er welche zum Schiffsjungen- und Matrosendienst abrichtet, denn ein solcher Affe klettert bei Sturm und bei allem Schwanken des Schiffes mit Leichtigkeit auf den höchsten Mastbaum hinauf, und verrichtet da am Segelwerk Alles, was man ihn gelehrt hat. Ein solcher abgerichteter Schiffsaffe, den die Matrosen auf einem europäischen Schiffe bei sich hatten, betrachtete sich ordentlich, und sie ihn auch, als ihres Gleichen, und wenn die Matrosen sich zum Frühstück oder Mittagessen hinsetzten, setzte er sich auch zu ihnen hin, und mußte dann seine Portion Branntwein und Schiffszwieback eben so gut erhalten, als die Matrosen, arbeitete aber auch eben so viel, und zum Theil mehr, als einer von ihnen.

Es ist etwas sehr Bedenkliches, Affen, die in Gesellschaften beisammen sind, zu beleidigen, denn wenn einer in Zorn und Grimm gebracht ist, gerathen gleich die andern alle auch hinein. Das erfuhr ein vornehmer Europäer, der mit mehreren seiner Freunde im Senegalfluß in Afrika mitten unter dichten Bäumen hinauffuhr. Sie kamen an einen Ort, wo eine ganze Gesellschaft von Affen war, die anfangs ganz ruhig und neugierig der Fahrt zusahen, reihenweise auf die vordersten Aeste kamen, und dann, wenn die eine Reihe genug gesehen hatte, eine andere vorließen. Der vornehme Europäer hatte den Einfall, unter die Affen schießen zu lassen. Da veränderte sich die ganze Sache gewaltig, denn die Affen warfen nun so grimmig mit Aesten, und Allem, was sie erwischen konnten, auf die im Schifflein sitzenden Leute hinunter, daß diese in Lebensgefahr kamen und schnell entfliehen mußten. (v. Schubert.)

Die Fledermaus.

Der Sinn des Gefühls in den Ohren und Flughäuten der Fledermäuse ist so fein, daß sie, selbst wenn sie nicht sehen können, im Fluge nirgends anstoßen. Manche fliegen sehr geschwind und mit mancherlei Wendungen, andere dagegen langsamer; für manche ist es schwer, vom Boden aufzufliegen, und sie müssen daher erst an einem Gegenstand hinaufklettern, von dem sie sich dann fallen lassen, um mit den Flügeln Luft zu fangen. Das Laufen und Klettern bewirken sie vorzüglich durch die scharfe Kralle der Daumzehe, die an der Ecke der Flügel sitzt, so wie durch die Hinterfüße. Auch in der Ruhe hängen sie sich mit ihren Krallen auf, und öfters hängen sich sogar mehrere an einander. Den Tag bringen sie ruhend an dunkeln Orten, in Gebäuden, Felsenklüften und hohlen Bäumen zu, wo man sie oft in großer Menge beisammen trifft; gegen Abend fliegen sie hervor, um ihre Nahrung aufzusuchen; die Zeit des Erscheinens ist aber, je nach den Arten verschieden; ihre Flügel sind fettig, was ihren Flug bei Regenwetter sehr erleichtert. Die Nahrung besteht nur aus Insekten, die sie im Fluge erhaschen, und ihr Nutzen ist um so größer, da sie sehr gefräßig sind, und da nur wenige andere Thiere, wie der Ziegenmelker und die kleineren Eulen, die bei Nacht

fliegenden Insekten vertilgen. Sie bekommen nur ein Junges, selten zwei, die sich an die Brust der Mutter anhäkeln und von ihr so getragen werden, bis sie fast erwachsen sind, was etwa zehn Wochen dauert. In der Gefangenschaft nehmen sie nicht gern Futter an und sterben bald.

In kalten Gegenden verfallen die Fledermäuse in einen Winterschlaf, wozu sie sich Orte wählen, die dunkel und gegen die Kälte geschützt sind. Durch eintretende warme Witterung erwachen sie, aber auch dann, wenn sie durch strengere Kälte, die bis zu ihnen dringt, geweckt werden. In diesem Falle suchen sie einen wärmeren Zufluchtsort, und erfrieren, wenn sie einen solchen nicht finden.

(Lenz.)

Der Löwe.

Der Löwe, das mächtigste, furchtbarste und kühnste unter allen Geschöpfen und daher mit Recht der König der Thiere genannt, sieht einförmig gelb aus. Der Schwanz endet sich in einen dicken Haarbüschel. Das Männchen hat vom vierten Jahre an eine Mähne, die Kopf, Hals und Schultern bedeckt und ihm ein majestätisches Ansehen giebt. Bei der Löwin findet sich, statt dieses Schmuckes, nur ein Busch verlängerter Haare auf der Brust. Im Zorn sträubt und schüttelt der Löwe die ihn vor allen Katzenarten auszeichnende Mähne gewaltig. Sein Kopf ist groß und unverhältnißmäßig dick, das Gesicht beinahe viereckig, das Auge blinzelnd mit runder Pupille, die Nase gerade, der Hals stark und die Zunge so stachelig, daß er durch bloßes Lecken Haut und Fleisch von den Knochen schält. Schon sein Anblick kündigt Ernst, Stolz, Kühnheit und Kraftgefühl an, seine Bewegungen sind kraftvoll, leicht und behend, und wenn er seine furchtbare Stimme erhebt, so erschrecken die Thiere weit und breit davor und wissen in ihrer Bestürzung nicht, wohin sie fliehen sollen. Er besitzt eine solche Stärke, daß er Ochsen im Maule fortträgt, wie eine Katze eine Ratte, und sie sogar über niedrige Mauern wirft. Eine einfache Verwundung, mit seiner Tatze geschlagen, reißt die Muskeln sogleich in Lappen herunter. Sein Gang ist langsam und stolz; aber er kann Sprünge 30 Fuß weit machen. Erhascht er das Thier nicht, auf welches sein Augenmerk gerichtet war, so denkt er nur selten an weitere Verfolgung. Auch fällt er stets größere Thiere, besondes Rinder, Pferde, Hirsche, Gazellen, Schafe, wilde Schweine an, die er mit einem einzigen Schlage seiner Tatze zu Boden schlägt, und mordet nicht aus Blutdurst, sondern blos um seinen Hunger zu stillen. Aas rührt er nicht an, und an den Menschen wagt er sich in der Regel nur, wenn er gereizt wird oder furchtbarer Hunger ihn quält. Ehe er sein Opfer ergreift, legt er sich in einer Entfernung von 10 bis 12 Fuß nieder, um sich zum Sprunge vorzubereiten, und dann ist der beste Zeitpunkt vorhanden, ihn auf den Kopf zu schießen. Entfliehen kann man ihm nicht, da er den besten Reiter schnell einholt. Im Ganzen ist er aber bei weitem weniger gefährlich, als der Tiger, und in den Gegenden, wo er die Wirkung des Feuergewehrs kennt, fürchtet er den Menschen sogar, nach dessen Fleische er übrigens, wenn er es einmal gekostet hat, sehr begierig sein soll. Gewöhnlich geht er bei Nacht, wo er fast besser sieht, als am Tage, auf Raub aus. Ein erzürnter Löwe ist das fürchterlichste unter allen Thieren; seine dicke Stirnhaut läßt Tod und Verderben aus seinen Augen blitzen, er fängt in gräßlichen abgebrochenen Tönen an zu murren, schüttelt die Mähne, hebt den Schwanz in die Höhe, schlägt damit auf den Erdboden, erhebt sich auch wohl auf die Hinterfüße und ist in dieser Stellung nicht ohne Grausen und Entsetzen anzusehen. Dessenungeachtet verliert er oft den Sieg, wenn er sich mit dem Elephanten, dem Nashorn, dem Flußpferde und dem Tiger in einen Kampf einläßt. Die Größe des Löwen ist verschieden. Man findet ihn 5 bis gegen 9 Fuß lang, 3 bis über 4 Fuß hoch, und der Schwanz mißt etwa die Hälfte des Körpers.

Zum Glück für die Menschen giebt es doch etwas in der Natur, was sie, wie auch andere Raubthiere, scheuen, das Feuer. (Nach Rebau.)

Der Tiger.

Der große bengalische Tiger mit gestreiftem Fell ist noch größer als der Löwe, wohl so groß als ein mäßiges Rind, und so ungeheuer stark und kühn, daß er sich miten aus einer Gesellschaft, auch bewaffneter Leute, mit einem Sprunge einen herausholt und damit fortläuft. Man hat ihn auch schon einen Büffel sammt dem Ackerpfluge davon schleppen gesehen. Er ist nicht so großmüthig wie der Löwe, würgt auch, wenn er nicht hungrig ist, blos aus Lust zu würgen, verschont selbst seine Jungen nicht und fällt Menschen gar gerne an. Dennoch hat ihn einmal ein junges Frauenzimmer, da er auch eben sich an eine Gesellschaft schlich, unter der sie war, durch das schnelle Aufmachen ihres rothen Sonnenschirmchens so erschreckt, daß er furchtsam fortlief. Im Kriege gegen Persien erwachte ein russischer Trompeter, der hinter einem Busche lag, gerade vom Schlafe, als ihn ein Tiger überfallen wollte. In der Angst seines Herzens griff er nach der Trompete, stieß hinein, und der Tiger floh von dannen.

Füchse, Wölfe und Hunde.

Während die Katzen meist ihrer Beute auflauern oder sie listig beschleichen und im Sprunge erhaschen, wozu Gott ihnen einen geschmeidigen Leib, kürzere Beine und scharfe Krallen gegeben, die sie geschickt in ihre Scheiden zurückziehen können, um sie nicht abzustumpfen und um einen leisern, zum Beschleichen geeigneten Gang zu erhalten, haben Füchse, Wölfe und Hunde uneinziehbare, starke Krallen an ihren meist hohen Beinen. In ihrem Rachen stehen gelanzte Schneidezähne, drei obere und vier untere falsche Backenzähne und zwei Höckerzähne hinter jedem Reißzahn; ihre Zunge ist nicht scharf, wie bei den Katzen; ihre Augen sind für das Tageslicht eingerichtet.

Der Fuchs.

Beinahe vor allen Fuchsbauen findet man Spuren von der Raubsucht ihrer Bewohner. Junge Rehe, Hasen, Birk- und Feldhühner, Gänse, Enten, Fische und Krebse, sowie besonders gutes reifes Obst, Honig und Weintrauben sind des Fuchses Lieblingsspeise; nur in Ermangelung dieser begnügt er sich mit Maulwürfen, Ratten und Mäusen, Schlangen, ja sogar mit allerlei Insekten und Gewürmen. Sein feiner Geruch unterstützt ihn vorzüglich bei dem Aufsuchen seiner Nahrung. Wittert er ein Thier, das sich irgendwo gelagert; so kriecht er, und zwar stets gegen den Wind, auf dem Bauche wie eine Katze einher und erhaschet es, wenn er nahe genug zu sein glaubt, gewöhnlich durch einen geschickten Sprung. So auf dem Bauche liegend, beschleicht er besonders die Vögel in den Hecken und auf den Bäumen. Diese aber haben auch eine solche Scheu vor ihm, daß sie sogleich, wenn sie ihn gewahr werden, durch ein starkes Geschrei ihren Nachbarn in der Nähe den gemeinschaftlichen Feind kund thun. Drosseln und Amseln folgen ihm von Baum zu Baum und wiederholen dabei unaufhörlich ihre Warnungszeichen. Sehr listig benimmt sich der Fuchs bei der Plünderung der Wespen- und Hummelnester. Ueberfällt ihn der gereizte Schwarm einer solchen Wohnung, nachdem er dieselbe mit den Vorderfüßen aufgeschaart hat, so wälzt er sich wie ein Unsinniger auf der Erde umher; schlägt fortwährend mit dem Schwanze gegen den Boden und hört nicht eher auf zu wüthen, bis der Letzte seiner Feinde gemordet und aufgezehrt ist. Erst jetzt gräbt er das Nest vollends aus und verspeist den Honig mit aller Gemächlichkeit. Gewiß ist es, daß er in einem bedeutenden Bezirk rund um seine Wohnung, aus Furcht entdeckt zu werden, nicht raubt.

(Fischer.)

Der Wolf.

Er ist der größte unter den hundeartigen Thieren, er hat einen geradausstehenden Schwanz, graulich gelben Pelz, gelbe Schenkel; bei den Alten über die vordern mit einem schwarzen Streifen gezeichnet. Im Norden wird sein Pelz im Winter weiß. Er ist wie der Bär in den nördlichen, wie in den südlichen Ländern einheimisch. An Stärke kommt er den Bären, an Schnelligkeit dem Panther bei weitem nicht gleich. Er ist aber darum nicht weniger schädlich, denn an Zerstörungswuth thut es ihm kein Raubthier zuvor. Ein Wolf kommt nicht, denn daß er stehle, würge und umbringe. Er ist unersättlich im Norden; was er nicht fressen kann, daß zerreißt er, und wenn er in eine Heerde einbricht, so hört er nicht auf zu würgen, so lange noch ein Lebendiges da ist. Bei Tage hält er sich verborgen; des Abends in der Dämmerung geht er auf seinen Raub aus. Ein Weg von 30 Stunden in einer Nacht soll ihm nicht zu viel sein. In der Bibel ist auch von Wölfen die Rede; Christus warnt vorzüglich vor denen, die in Schafskleidern kommen, vor den Verführern im Glauben und Leben. Hüte dich vor ihnen!

Der Hund.

Der Hund nährt sich von Fleisch, Aas, verdaut Knochen, Mehlspeisen, frißt aber kein Kraut. Er reinigt sich den Magen durch Grasfressen, säuft lappend, hat einen vortrefflichen Geruchssinn und eine feuchte Nase, läuft schief, tritt mit den Zehenspitzen auf, schwitzt wenig; heiß geworden, läßt er die Zunge heraushängen, läuft um den Ort herum, wo er sich will schlafen legen, schläft mit gespitztem Ohr, träumt. Er ist das allergetreueste Thier, wohnt beim Menschen, schmeichelt dem kommenden Herrn, trägt dessen Schläge ihm nicht nach, läuft auf der Reise vor ihm her, sieht sich um an einem Kreuzweg, sucht gelehrig Verlornes, hält des Nachts Wache, meldet den Ankömmling, bewacht das Eigenthum, hält das Vieh vom Felde ab, die Rennthiere zusammen, schützt Rindvieh und Schafe vor wilden Thieren, hält den Löwen ab, jagt das Wild, stellt die Enten, kriecht nach dem Netze, und bringt das Geschossene seinem Herrn, ohne es zu berühren. In Frankreich dreht er den Spieß, in Sibirien zieht er den Schlitten. Bei Tisch bettelt er; hat er gestohlen, so schleicht er mit eingebogenem Schwanze davon. Er frißt nicht neidisch, unter seines Gleichen ist er zu Hause der Herr, Feind der Bettler, fällt er auch harmlose Unbekannte an. Durch Lecken lindert er Wunden, Podagra, Geschwüre, er heult zur Musik, beißt in den vorgeworfenen Stein, vor dem Gewitter stinkt er, leidet am Bandwurm, verbreitet die Tollheit und wird endlich blind. (v. Linné.)

Die Bären.

Ei, ei! kommt jetzt Herr Petz mit seiner Sippschaft an die Reihe? Ja wohl, Herr Braun der Bär, will auch seine Aufwartung machen und seine Geschichte erzählen. Nun flink denn, Meister Petz, laß einmal hören, was du zu erzählen weißt.

„Ich, der braune Bär, habe einen zottigen Pelz, werde über 5 Fuß lang, bewohne die Gebirge und Wälder des nördlichen Europas und Asiens, doch halte ich mich auch in den Gebirgen der Schweiz, in Tyrol, in den Pyrenäen und den Karpathen auf. Im Frühjahr fresse ich junges Gras, dann aber bekomme ich Appetit zu Fleisch, und mache dann fleißig Jagd auf andere Thiere. Im Herbste verachte ich auch saftige Früchte nicht, und da ich ein geschickter Kletterer bin, so hole ich mir solche von den Bäumen herab. Am liebsten aber fresse ich Honig.“ —

„Ei, ei, du Leckermaul! Aber greifst du auch uns Menschen an?“

„So leicht nicht, der Hunger aber ist ein scharfes Schwert, und wenn er mich quält, so rathe ich dir, mir nicht zu begegnen. Uebler aber verfahre ich mit

dir, wenn du mich reizest, oder mir gar meine Jungen wegnimmst; dann umarme ich dich und liebkose dich, daß dir Hören und Sehen vergeht."

„Hu! Herr Braun, bange machen gilt nicht, ich werde mich schon hüten, mit dir in Streit zu gerathen. Aber nun erzähle mir doch auch, ob alle deine Verwandte einen braunen Pelz haben?"

„Keineswegs! Meine Vettern in den Pyrenäen sind gelblich-braun, haben einen gelben Kopf und weiße Ohren; mein Onkel, der Honigbär, ist gelblich, fast grau, und dann habe ich einen Gevatter in Nordamerika, der ist aschgrau, und der versteht keinen Spaß. Eben daselbst wohnt ein anderer Freund, der Baribal, der hat einen schwarzen, glänzenden Pelz. Auch der Eisbär, der sich in einen weißen Pelz kleidet, gehört zu meiner Verwandtschaft."

„Schon gut, lieber Braun, aber nun habe die Güte, und erzähle mir, wie man dich fängt, oder erlegt!"

„Daß ich ein Dummkopf wäre! Nein, nein, so närrisch werde ich nicht — sein."

(Beumer.)

Die Eisbären.

Ich habe neulich auf einem Bilde einen Kampf zwischen Eisbären und Matrosen abgebildet gesehen; daß muß ja ein schrecklicher Kampf sein! Erzählen Sie mir doch etwas von diesen fürchterlichen Thieren!

Der Eisbär ist ganz weiß und wird über 8 Fuß lang und 4 bis 4½ Fuß hoch. Er kann ein Gewicht von mehr als 1000 Pfund erlangen. Zu seinem Aufenthalt ist ihm der höchste Norden angewiesen, wo er sich an den Eismeeren von Spitzbergen, an der nördlichsten Küste von Amerika, biß zur Hudsonsbay findet. In Spitzbergen, Nova-Zembla, Grönland trifft man ihn das ganze Jahr hindurch und öfters in großer Anzahl an. Skoresby, ein Reisender, sah Schaaren wie Schafheerden, einmal gegen hundert.

„Aber sagen Sie mal, warum wird er denn Eisbär genannt?"

Er ist auf den Eisfeldern, die öfters 200 Meilen vom Ufer entfernt sind, so gut zu Hause als auf dem festen Lande; ja man hat Beispiele, daß einzelne auf Eisblöcken bis nach Island und Norwegen geschwommen sind, wo man aber diese rauhen Gäste nicht eben freundlich bewillkommte, sondern sie sogleich tödtete oder vertrieb. So weit man bis jetzt nach Norden durch die Eisschollen vorgedrungen ist, fand man die Eisbären allenthalben, und es scheint, daß sie wenig oder keinen Winterschlaf halten. Das Weibchen soll Letzterem zwar mehr unterworfen sein, wahrscheinlich aber lebt es zu der Zeit, wo man es nicht bemerkt, mit seinen zarten Jungen in Eishöhlen verborgen. So plump dieses für den Norden gefürchtetste und gefräßigste Raubthier aussieht, so viel Gewandtheit besitzt es, so daß ein Mensch auf den Eis- oder Schneefeldern ihm nicht zu entfliehen vermag. Es schwimmt mit großer Geschwindigkeit, und ohne große Beschwerden legt es einige Meilen zurück; auch versteht es das Tauchen meisterhaft und kann lange Zeit unter dem Wasser schwimmen.

„Aber was frißt der Eisbär? In dem kalten Norden ist doch nicht viel zu finden?"

Ei, warum nicht! Sein gewöhnlichster Fraß sind Seehunde, Fische und Reste von Wallfischen; und diese Nahrung findet er in seiner Heimath hinreichend. Das Fleisch der Landthiere liebt er weniger, und man hat in Sibirien gesehen, daß er an Heerden ganz gleichgültig vorüberging. Den Menschen fällt er ungereizt selten an; doch hat man auch Beispiele, daß er, von grimmigem Hunger geplagt, ihn ebenfalls nicht verschonte. Mit Leichtigkeit läuft er mit einem Menschen im Rachen davon, und Skoresby erzählt, daß ein Bär einen Matrosen am Rücken gepackt habe und so schnell mit ihm davon gelaufen sei, daß seine Kameraden auf sein Geschrei ihm nur nachsehen, aber nicht einholen konnten. Wird er hingegen angegriffen, so hält er fast unter allen Umständen

Stand und greift selbst an. Aus dem Boote eines Wallfischfängers schoß die Mannschaft auf einen Bären und verwundete ihn; der Bär lief sogleich auf dem Eise gegen das Boot, sprang in's Wasser und suchte in's Boot zu steigen. Einer hieb ihm mit einer Axt eine Pfote ab und suchte mit dem Boote nach dem Schiffe zu steuern; aber auch dahin folgte das verstümmelte Thier, erkletterte das Schiff und wurde erst auf dem Verdeck getödtet. Ein ähnliches Abenteuer erlebte der Kapitain Hawkins in der Davisstraße. Dieser verfolgte einen großen Bären, der durch's Wasser schwamm, und stieß ihn zweimal mit einer Lanze durch die Brust; als er sie zum neuen Stoß herauszog, kletterte das Thier am Boot in die Höhe, ergriff ihn am Schenkel und riß ihn über Bord. Glücklicherweise benutzte der Bär seinen Sieg nicht, sondern machte, daß er fortkam, was ihm auch gelang, da alle im Boote befindlichen Leute mit der Rettung des Kapitains beschäftigt waren.

Der Bär hat einen erstaunlich scharfen Geruch, denn er wird stundenweit durch das im Feuer bratende Wallfischfleisch oder durch Thrangeruch herbeigelockt.

„Vermehren sich die Eisbären sehr stark?"

Nein, lieber Leser, denn die Bärin wirft höchstens zwei Jungen; aber da diese Thiere im hohen Norden wenig verfolgt werden und dabei ein zähes Leben haben und alt werden, so läßt es sich daraus erklären, warum Reisende oft Heerden von Eisbären zu Gesicht bekommen. Aber was sagst du dazu, daß so eine unvernünftige Bärin ihre Jungen mit der größten Sorgfalt aufzieht und selbst dann, wenn sie schon ziemlich erwachsen sind, noch alle Gefahren mit ihnen theilt. Man erzählt rührende Beispiele davon.

„Ei, das wäre! O, erzählen Sie doch eins!"

Die englische Fregatte Corcasse, welche auf Entdeckungen in die Nähe des Nordpols ausgesandt war, fror ein. Die Mannschaft bratete Wallrosse auf dem Eise, um Thran daraus zu ziehen, als eine Bärin und ihre zwei Jungen, die an Größe ihr fast gleich kamen, durch den Geruch angelockt, herbeieilten, auf das Feuer zustürzten und ein tüchtiges Stück Fleisch herauszogen, welches sie begierig verschlangen. Die Leute warfen vom Schiff Stücke Fleisch herab, welche die alte Bärin sogleich ihren Jungen brachte und nur wenig für sich behielt. Als sie eben das letzte Stück wegholte, legten die Matrosen auf die Jungen an, schossen beide nieder und verwundeten auch die Mutter, jedoch nicht tödtlich. Man kann sich keine Vorstellung machen, wie kläglich sie ihre sterbenden Jungen betrauerte, so daß selbst die rauhen Matrosen gerührt wurden. Kaum konnte sich das unglückliche Thier noch fortbewegen, und doch wankte es sogleich zu seinen Jungen hin, zerriß das Fleisch in Stücke und legte es ihnen vor. Als sie sah, daß sie nicht fressen wollten, streckte sie ihre Tatzen bald nach dem Einen, bald nach dem Andern aus und suchte sie aufzurichten, wobei sie ein klägliches Geheul erhob. Da alle ihre Mühe vergeblich war, schleppte sie sich eine Strecke fort, kehrte aber wieder um und leckte ihre Wunden. Als sie endlich sah, daß sie todt und kalt waren, erhob sie ihren Kopf nach dem Schiffe hin und brüllte voll Wuth und Verzweiflung. Die Matrosen antworteten mit Flintenschüssen; sie sank zwischen ihre Jungen nieder und starb, indem sie ihre Wunden leckte.

„Werden auch wohl Eisbären eingefangen und in Deutschland zum Besehen herumgeführt?"

O ja, zuweilen; aber in der Gefangenschaft muß der Eisbär oft mit kaltem Wasser begossen werden, weil er sonst nicht lange leben würde. —

Sein Fleisch, wenn es vom Fett, welches öfters an 100 Pfund beträgt, gereinigt ist, soll saftig sein, und besonders wird der Keuler als wohlschmeckend gerühmt. Sein Fell giebt ein warmes Pelzwerk.

„Darum macht man auch wohl Jagd auf die Eisbären?"

Ja wohl! Doch für heute mußt du dich mit dieser Erzählung begnügen.

(Beumer.)

Das Kameel.

(Die Wüsten-Post — das Schiff der Wüste.)

Es giebt zwei Arten von Kameelen, die eine hat nur einen Höcker, die andere Art hat zwei Höcker. Die mit einem Höcker heißen Dromedar, und die mit zwei Höckern heißen Trampelthiere. Das gemeine Kameel oder Dromedar wird 6 Fuß hoch, hat ziemlich feine, wollige Haare, welche mäßig lang sind und die in der Regel eine grauröthliche Farbe haben. Unter den Füßen, an den Knieen und an der Brust hat es Schwielen. Man findet es häufig in Arabien und in der Wüste Sahara, auch giebt es in Persien, Aegypten und der südlichen Tartarei Kameele. Es vereinigt die Schnelligkeit des Pferdes mit der Genügsamkeit und Geduld des Esels, und liefert gleich der Kuh eine reichliche und nahrhafte Milch. Vielen Völkern Asien's und Afrika's liefert das Kameel die meisten Bedürfnisse. Sie sehen es daher für ein großes Geschenk des Himmels an, ohne dessen Beistand sie weder leben, noch mit ihren Nachbarn Handel treiben, noch ihre fast endlosen Wüsten durchreisen könnten. Dieses Schiff der Wüste, wie der Araber das Kameel mit Recht nennt, ist durch seinen ganzen Bau und seine Eigenschaften recht dazu eingerichtet, den Menschen und seine Lasten durch den Sand der Länder zu tragen, die seine Heimath sind. Die Füße sind so gebaut, daß es damit nicht tief in den Sand tritt; der drüsige Beutel am Halse enthält Feuchtigkeiten zum Benetzen des Schlundes, und der zellige Anhang des Magens bewahrt überdies noch acht oder mehrere Tage lang einen Wasservorrath auf, der dem Thiere in den wasserarmen Wüsten gar sehr zu Statten kommt. Hat es lange nicht getrunken, so nimmt es auf einmal einen großen Wasservorrath in sich auf. Es ist sehr genügsam, denn Disteln und andere stachelige Gewächse reichen zu seiner Nahrung hin. Fehlt es auf der Reise an frischem Futter, so erhält es etwas Gerste oder Bohnen u. s. w. Das Kameel wird zum Reiten und Lasttragen gebraucht. Wer indessen auf einem so hochbeinigen Thiere reiten will, muß darin große Uebung haben; denn es tritt nicht nur hart auf, sondern hat auch noch einen besondern Gang, den sogenannten Paß, nach welchem es die beiden Beine der einen Seite zugleich aufhebt und dadurch stets von der einen auf die andere fällt. Alle Thiere, welche zum Lasttragen gebraucht werden, sind von früher Jugend daran gewöhnt. Man legt ihnen anfangs eine geringe Bürde auf, welche nach und nach vergrößert wird. Es wird dazu abgerichtet, bei der Beladung sich nieder zu legen. Wird ein Kameel aber überladen, so läßt es sich eher todtschlagen, als daß es mit der Last aufstände. Musik und Gesang liebt es außerordentlich, und die Kameeltreiber wissen es damit zu ermuntern und aufzutreiben. Die Kameele sollen sehr alt werden; ja, man sagt, daß sie bei guter Pflege ein Alter von 50 bis 100 Jahren erreichen sollen. Das Trampelthier, welches zwei Höcker hat, ist von dem gemeinen Kameel wenig verschieden. Seine Farbe ist etwas mehr gelblich-weiß und es wird etwas größer. Die Kameele liefern außerdem noch ein schmackhaftes Fleisch, namentlich soll der Fetthöcker eine Delicatesse sein. Die Milch der Kameele ist nahrhaft und gesund, und einige Stämme der Araber verstehen es, daraus ein dem Branntwein ähnliches Getränk zu bereiten. Die Haare der Kameele werden zu Garn und andern Waaren verarbeitet. Aus der Haut wird ein sehr dauerhaftes Leder bereitet, und der Mist dient zur Feuerung. Du siehst also, lieber Leser, was der liebe Gott den Bewohnern der Wüsten für einen Reichthum in diesem Thiere bescheert hat.

„Aber ist es wahr, daß die Reisenden, wenn es ihnen an Wasser gebricht, ein Kameel schlachten, um mit dem Wasser, was dieses in sich aufbewahrt, ihren Durst zu löschen?"

Man erzählt es allerdings, kleiner Freund, aber es giebt auch Männer, die weite Reisen in Arabien gemacht und Solches nie gesehen haben. Es kann aber darum doch möglich sein.

(Beumer.)

Das Rennthier.

Wo aus Mangel an Wärme und Nahrung kaum ein Hausthier mehr sein Fortkommen findet, da ist das Rennthier des Menschen ganzer Reichthum; es ist sein Zug- und Lastthier, das ihn mit ungewöhnlicher Schnelligkeit an einem Tage wohl zwanzig Meilen weit fährt; das Weibchen ist seine Kuh, die ihn mit einer fetten, wohlschmeckenden Milch, so wie mit ausgezeichnet gutem Käse nährt; es liefert ihm ein Fleisch, das von Kennern dem besten Rothwildpret noch vorgezogen wird; es giebt in seiner Haut ihm den Stoff zu seiner Bekleidung, in seinen zu Fäden zertheilten Sehnen den Zwirn zum Nähen, in seinen Knochen die Nadeln dazu und die übrigen unentbehrlichen Stich- und Schnittwerkzeuge, so wie die Löffel und Trinkgeschirre in seinen Klauen, in seiner Harnblase Beutel und Flaschen; es kostet ihn wenig in seiner Ernährung und begnügt sich mit Flechten und besonders einer, dem fälschlich sogenannten Rennthiermoose, auch mit dürrem Laube. Gewiß unschätzbare Vortheile in Erdstrichen, die so wenig bieten, wie der höchste Norden. Der Bewohner desselben erkennt sie auch in ihrer ganzen Größe, und achtet es für sein höchstes Erdenglück, möglichst zahlreiche Heerden von Rennthieren zu haben. Aber wie sollte er für diese während des kurzen Sommers die nöthigen Nahrungsmittel zusammenbringen, oder sie im Winter unter der tiefen Schneedecke hervorholen? Auch dafür ist durch eine eigne Einrichtung des Rennthiers weise gesorgt. Sein ungewöhnlich großes, dem der Hirsche ähnliches Geweih, ist am Ende schaufelartig gebreitet. Mit seiner und der breiten Füße Hülfe scharrt und schaufelt sich das Thier selbst unter dem mehrere Fuß tiefen Schnee die nach ihm genannte, ganze Landstrecken bedeckende (auch in unsern Nadelwäldern häufige) Flechte hervor und nährt sich damit, wenn nicht der Schnee eine dichte, undurchdringliche Eisrinde erhält, so reichlich, daß es im Winter sogar beleibter wird, als es im Sommer war. Viel mag dazu die Kälte selbst beitragen, denn nur sie, nicht die Wärme, sagt dem merkwürdigen Geschöpfe zu, so daß schon im Norden Deutschlands, z. B. im Mecklenburgischen, die Versuche zu dessen Ansiedelung an der Wärme des Sommers gescheitert sind. Eben weil das Thier seinen Aufenthalt und seine Nahrung in dem tief und lange beschneieten Norden suchen soll und zur Erlangung der letztern sein Schaufelgeweihe ein unentbehrliches Werkzeug ist, fehlt dasselbe, gegen die Natur des Hirschgeschlechtes, selbst dem Weibchen nicht. Durch die erwähnte eigenthümliche Organisation und Lebensweise allein wird es möglich, daß Lappländer, Samojeden, Ostjaken und Tungusen Heerden von Tausenden zahmer Rennthiere unterhalten können, und daß das wilde Rennthier selbst auf Spitzbergen und Nowaja-Semlja sein Dasein fristen kann. Verkennen wir endlich die liebevolle Rücksicht in Erschaffung des Rennthiers auf den Menschen und seine Bedürfnisse auch darin nicht, daß einem so flüchtigen Thiere eine eigenthümliche Sanftmuth und Fügsamkeit eingepflanzt wurde, welche es dem Nordländer möglich macht, es zu zähmen und in großen Heerden unter geringer Leitung und Pflege zu unterhalten, so daß er fast alle seine Bedürfnisse mit dieser einen Thierart befriedigen kann.

Der Elephant.

Eins der merkwürdigsten Landthiere ist unstreitig der Elephant. Sein riesenhafter Körper, nicht selten 12 bis 14 Fuß hoch und 15 bis 17 Fuß lang, wiegt 6 bis 7000 Pfund. Die Füße, die diese Last tragen, gleichen an Stärke unsern Wasserkannen. Sein Kopf ist in Vergleich mit der übrigen Gestalt klein. An beiden Seiten desselben hängen die rundgebildeten Ohrlappen, die er wie Fächer gebraucht, um die lästigen Fliegen und andere Insekten zu vertreiben. Als eine Verlängerung der Nase kann man den oft 6 bis 7 Fuß langen Rüssel betrachten. Mit diesem Rüssel weiß der Elephant sehr geschickt umzugehen. So hebt er z. B. damit Geldstücke von der Erde auf, pflückt Blumen ab, zieht Stöpsel aus den

Flaschen, löset Knoten auf und macht mehrere andere Kunststückchen damit, die in Erstaunen setzen. Auch besitzt er eine sehr große Kraft darin; er hebt Menschen damit hoch in die Höhe und tödtet sie mit einem einzigen Schlage. Zu beiden Seiten des Rüssels befinden sich die beiden großen Zähne, welche das schöne Elfenbein liefern, oft 160 Pfund schwer sind und ihm in gereiztem Zustande zur Angriffs- und Vertheidigungswaffe dienen. Von Natur ist er sehr gutmüthig und thut Niemand was zu Leide. Wild lebt er in sumpfigen Gegenden heerdenweise beisammen. Das südliche Asien und das mittlere Afrika ist sein Vaterland. Seine Nahrung besteht aus Reis, Baumblättern, Datteln, Gras u. dgl. m. Am liebsten löscht er seinen Durst mit Wasser; aber auch Branntwein, besonders Arak, ist ihm ein sehr willkommenes Getränk. Bei seiner Größe bedarf er natürlich sehr viel zu seinem Unterhalte. Muß er noch dazu schwere Dienste verrichten, so bedarf er zu seiner Sättigung 100 Pfund Reis, und frißt nebenbei vielleicht noch eben so viel Laub und zarte Baumäste. Ein junger noch nicht ausgewachsener Elephant in Kassel fraß täglich 60 Pfund Brot, 24 Pfund Heu und 3 Metzen Mohrrüben.

(Schwabe.)

Das Nashorn.

Das Nashorn, Rhinoceros, hat dasselbe Vaterland, steht aber dem Elephanten an Klugheit wie an Nutzbarkeit weit nach. Es wird nur 5 bis 6 Fuß hoch, aber noch einmal so lang. Die Haut ist dunkelgrau, über einen Zoll dick und in Schildern abgetheilt, wodurch dem Thiere die Bewegung erleichtert wird. Sie läßt keine Kugel durch. Der Kopf gleicht dem eines Schweins, unterscheidet sich aber merklich durch zwei Hörner, eins auf der Schnauze, das andere auf der Stirn, die 1 bis 2 Fuß lang werden. Dem Schweine gleicht es ebenfalls durch seine Trägheit und sein Grunzen. Wegen ihres geringen Nutzens werden diese Thiere selten gezähmt. Uebrigens sind sie, wenn sie nicht gereizt werden, nicht bösartig, dann aber gefährlich. Aus den Hörnern verfertigt man in Indien Schüsseln, Becher und andere Gefäße.

(Zachariä.)

Der Kampf des Nashorns mit dem Elephanten.

Die beiden größten Landthiere, der Elephant und das Nashorn, vertragen sich nicht gut mit einander. Indessen pflegen sie sich für gewöhnlich aus dem Wege zu gehen, denn hat das Nashorn die Stoßzähne und die Kraft des Rüssels des Elephanten zu fürchten, so besitzt das Rhinoceros in seinem mitunter fast drei Fuß langen Horn auch eine Waffe, die an einem Thiere von so ungeheurer Kraft nicht zu verachten ist. Im Allgemeinen wird das Nashorn zwar als ein friedfertiges Thier geschildert, indessen fehlt es doch nicht an Ausnahmen davon, und man kennt selbst Beispiele, daß Reisende von ihm angefallen worden sind, welche in der Nähe seines Aufenthaltes vorüberkamen.

Auf der ostindischen Insel Ceylon hatte ein europäischer Reisender Gelegenheit, den Kampf zwischen einem Nashorn und mehreren Elephanten zu beobachten. Indem er nämlich eines Tages von einer Höhe das mit Maisfeldern bedeckte umliegende Land überblickte, sah er ein halbes Dutzend Elephanten aus einem Walde kommen, nach ihrer Gewohnheit in die Felder gehen und mittelst ihres Rüssels ungeheure Bündel Mais ausreißen. Einige kehrten damit in den Wald zurück, um dort ihre Beute zu verzehren, während Andere gleich an der Quelle des Schmauses verweilten. Vielleicht, ohne die Elephanten bemerkt zu haben, wollte auch ein Nashorn in demselben Maisfelde sich sättigen, ward aber kaum von einem der Elephanten wahrgenommen, als dieser mit hochgeschwungenem Rüssel darauf losstürzte und es mit seinen Stoßzähnen verwundete. Das angegriffene Thier stieß ein dumpfes Gebrüll aus, ging auf seinen Feind von der Seite los und rannte ihm sein Horn mit solcher Gewalt in den Leib, daß fast der ganze Kopf mit hineinfuhr und der Elephant augenblicklich zu Boden stürzte. Nunmehr

griffen aber auch die andern Elephanten das Nashorn an; eine Wolke von Staub erhob sich unter den Füßen der riesenmäßigen Thiere, welche das Feld zerstampften, und nur ihr Getöse war noch hörbar. Als es endlich nach einiger Zeit ruhig wurde und der Staub sich verzogen hatte, war allerdings das Nashorn todt auf dem Platze geblieben, allein auch drei sterbende Elephanten lagen daneben, und zwei verwundete gingen langsam, von ihren Gefährten unterstützt, dem Walde zu. Der Sieg war ihnen also theuer zu stehen gekommen. (Bingley.)

Der Wallfisch.

Der Wallfisch ist das größte Säugethier. 100 Nashörner oder 80 Elephanten machen erst einen Wallfisch aus. Zwischen der dicken Haut und dem groben Fleisch liegt ein sehr dicker Speck. Der Kopf nimmt fast die Hälfte des ganzen Thieres ein, und das Maul ist so groß, daß ein Mann bequem darin herumgehen kann. Die speckige Zunge ist 27 Fuß lang und 9 bis 12 Fuß breit. Statt der Zähne hat der Wallfisch Barten. Diese Barten geben 3000 Pfund Fischbein. Auf dem Kopfe befinden sich die Spritzlöcher, aus denen er das Wasser 20 bis 24 Fuß hoch herausspritzt. Dieser sonderbare Springbrunnen macht ein Geräusch, das man ziemlich weit hört. Die Seitenflossen des Wallfisches, die er wie Arme brauchen kann, sind 7 bis 9 Fuß lang. Wenn das Junge müde ist vom Schwimmen, so nimmt es die Mutter zärtlich zwischen diese Flossen und trägt es. Der Schwanz ist 18 bis 24 Fuß breit, und hat eine große Kraft. Mit einem Schlag desselben kann er ein Boot zerschmettern. Wenn der Wallfisch eine Viertelstunde unter dem Wasser geblieben ist, so kommt er herauf, streckt den Kopf aus dem Wasser heraus und holt acht- bis neunmal Athem. Dabei stößt er bei kaltem Wetter einen Dampf aus, gleich dem Rauche eines Ofens.

Und nun sage mir, wovon dieses gewaltige Thier lebt? Das wird wohl recht große Fische verschlingen? O nein; denn es hat einen so engen Schlund, daß man kaum mit einer Faust durchfahren kann. Bedenke einmal, der ungeheure Wallfisch lebt meist von Schleimthierchen, die nur einen Zoll lang sind. Diese Thiere verschlingt er in solcher Menge, daß man sie Wallfischaas nennt. Außerdem frißt er auch kleine Krebse.

Der Wallfischfang.

Schon seit mehreren Jahrhunderten bemannen die Völker des Nordens von Europa jährlich starke eigends dazu erbaute Schiffe, welche die gefährliche Fahrt in das mit schwimmenden Eisbergen übersäete Polarmeer antreten, um in der Gegend von Grönland, Spitzbergen, der Davidsstraße das eben so gefährliche Handwerk zu treiben, den Wallfisch zu erlegen. Jedes auf diese Jagd ausgehende Schiff ist mit 7 bis 8 Booten versehen. Im Polarmeere angekommen werden die Boote ausgesetzt und gehörig bemannt. Gewöhnlich führt jedes einen Steuermann, drei Ruderknechte und zwei Jäger. Diese Boote segeln zwischen den Eisfeldern und Eisbergen hindurch, um den Gegenstand ihrer Jagd aufzuspüren. Sobald ein Wallfisch sich sehen läßt, den man gewöhnlich schon von weitem an dem Rauschen des Wassers hört, und der an der Oberfläche des Wassers hinschwimmt, um Luft zu athmen, sucht man in seine Nähe zu kommen, und ein Jäger sucht ihm eine Harpune in den Leib zu werfen. Dies ist ein schwerer stählerner Pfeil mit Widerhaken versehen und an einem hölzernen Schafte befestigt. Sobald der Wallfisch sich verletzt fühlt, fährt er mit Blitzesschnelle unter das Wasser, aber er geht für den Jäger nicht verloren, denn die in seinen Leib geworfene Harpune ist an einem Seile befestigt, was auf einer Rolle im Boote aufgewickelt sich befindet. Mag auch der Wallfisch noch so schnell untertauchen, die Rolle läuft ab, daß Seil giebt nach, und nach kurzer Zeit kommt sogar der Wallfisch wieder an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Unterdessen haben sich mehrere Boote versammelt, und so wie er sich blicken läßt, wird er mit neuen Würfen empfangen. Nach je-

dem Wurfe wird natürlich das Thier matter, sein Blut färbt weithin das Meer, und nachdem es noch einmal mit seinem gewaltigen Schwanze furchtbar das Meer gepeitscht, schwimmt es todt auf der Oberfläche des Wassers. Die Boote umringen es, man schlingt ihm Taue um den Leib, und schleppt es zum Schiffe. Nun steigen die Jäger auf das Ungeheuer, zerhauen es, lösen den Speck von dem Fleische, bringen ihn in Tonnen auf das Schiff, und brechen die Barten, die das Fischbein liefern, aus seinem Rachen. Das Uebrige überläßt man dem Meere.

(Bormann's Stylübungen.)

2. Vögel.

Die Vögel haben rothes, warmes Blut und legen Eier, aus welchen sie die Jungen brüten. Sie haben zwei Füße, zwei Flügel, einen hornartigen Schnabel und einen mit Federn bedeckten Körper, dessen ganzer Bau die meisten zum Fliegen geschickt macht.

Durch ihre liebliche Gestalt, ihren Federschmuck, ihr munteres Wesen, ihren fröhlichen Gesang sind die Vögel, die Bewohner der Lüfte, den Menschen von jeher lieb und werth gewesen. Viele von ihnen bauen künstliche Nester, viele wandern, wenn ihre bestimmte Zeit gekommen ist, oft in sehr weit entfernte Gegenden. Sie vertilgen eine unzählige Menge von Insekten, Schlangen und andern schädlichen Thieren; freilich fressen die Raubvögel auch manche nützliche Thiere auf, und die von Körnern und Früchten lebenden Vögel thun hin und wieder Schaden.

Die kleinsten und größten Vögel.

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eierlein, die nicht größer sind, als eine Erbse, und werden nicht mit Schrot geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die so groß ist, daß sie diese armen Thierlein wie Mücken fängt und aussaugt.

Andern Respekt flößt der Lämmergeier seiner Nachbarschaft ein, der in den Tyroler- und Schweizergebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und er ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen. Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondor, ein Landsmann des Kolibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln 16 Fuß; seine Flügelfedern sind vorn einen Finger dick, und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner. Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneien von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige gar nicht fliegen kann, sondern immer auf der Erde bleiben muß. Dafür nimmt er es aber auch im Laufen mit dem flinksten Roß und dem geschicktesten Reiter auf, und trägt seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch, daß er daneben noch dem Reiter über den Hut hinwegsehen, und ihm, wie einem guten Freunde, etwas in's Ohr sagen könnte, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären. (Hebel.)

Der Strauß ist gar ein eigener Vogel, der, wenn er gejagt wird, sich zwar in mächtiger Eile aufmacht und mit seinen langen Beinen so schnell läuft, als wollte er in kurzer Zeit die ganze weite Wüste durchmessen, aber, wenn er kaum etliche Feldwegs weit so hinausgelaufen ist, da fängt er an sich allmählig wieder links herum zu wenden, und je weiter er kömmt, je größer die Eile war, desto mehr zieht sich der Weg wieder links herum und nach nicht gar langer Zeit ist er wieder da, von wo er auslief, denn das dumme Thier hat die Unart an sich, bei solcher Gelegenheit immer in einem Kreise zu rennen. Wenn daher der Feind, der den Strauß wegen seiner schönen, weißen Federn, so wie wegen Blutes und

Fettes nachstellt, der schlaue Araber, den großen Vogel aufgejagt und ein Stücklein Weges zu Pferde ihn verfolgt hat, und er sieht nun, daß der Strauß, seinen schnellen Füßen vertrauend, und dabei mit den kurzen Flügeln rudernd, den Kopf hoch in die Höhe hält und mit Sturmeseile dahinfährt, giebt er sich weiter keine Mühe, den Vogel einzuholen, sondern versteckt sich, etwa hinter einem Felsen ganz in der Nähe des Weges, auf welchem der Strauß noch eben vorbeirannte. Er kann sicher darauf bauen, daß je schneller der Lauf des Vogels war, desto eher kommt er wieder auf den Punkt des Kreises, wo der Feind auf ihn lauert und geräth diesem nur desto leichter in die Hände. (v. Schubert.)

Man theilt die Vögel nach dem Behalten oder Wechsel ihres Aufenthaltes ein in Standvögel, Strichvögel und Zugvögel. Standvögel sind die, welche wie die Sperlinge das ganze Jahr hindurch bei uns bleiben; Strichvögel aber die, welche wie die Spechte und Kreuzschnäbel sich in einer Gegend nur so lange aufhalten, als sie in derselben ihre Nahrung finden; sich aus derselben aber entfernen, sobald diese fehlt. Zugvögel endlich werden die genannt, welche, wie der Storch und Kukuk, unsre Gegenden jährlich zu bestimmter Zeit verlassen, in wärmere Länder ziehen und erst mit dem nächsten Frühlinge wiederkehren.

Zugvögel.

Die Störche und Kraniche ziehen im Herbst fort, weil sie im Winter keine Eidechsen, Frösche, Bienen u. s. w. bei uns finden würden und also verhungern müßten; der rauhe und unfreundliche Winter gefällt ihnen aber überhaupt nicht. Außer den Störchen giebt es aber noch viele andere Zugvögel, z. B. die Schwalben, die Staare, die Wachteln, die wilden Tauben. Ehe sie fortziehen, versammeln sie sich in Schaaren, die Störche auf einer Wiese, die Schwalben in einem Dorfe, die Staare im Schilf eines Weihers. Ist endlich ihre Zeit gekommen, so treten sie bei günstigem Winde die Reise an, lassen den traurigen Winter hinter sich und suchen einen ewigen Frühling auf. Möchtest du nicht auch mit ihnen fortziehen? Ja, wirst du sagen, wenn ich meine Aeltern, Verwandte und Freunde mitnehmen könnte. Du hast Recht; wir wollen bei unsern Verwandten und Freunden bleiben. Nach dem Winter kommt ja auch der Frühling wieder. So denken aber die Störche nicht. Da zieht Alles fort, Jung und Alt, selbst die zahmen Störche wollen dann nicht bleiben, auch wenn sie Futter genug haben. Unruhig laufen sie hin und her und schreien ihren fortziehenden Kameraden den Abschiedsgruß nach. Aehnlich verhalten sich die Wachteln, die in einem Käfig eingesperrt sind; sie laufen, wenn im Oktober ihre freien Genossen ihre Reise antreten, unruhig in ihrem Käfig hin und her; ja sie fliegen dann mit solcher Gewalt an die Decke des Käfigs, daß sie oft besinnungslos niederfallen. Bricht der Tag an, so werden sie ruhig, sind aber traurig, träge und schläfrig; dies dauert 30 Tage lang. Arme Wachtel! hätte ich eine und sähe ich ihr Verlangen und ihre Unruhe, ich würde sie ziehen lassen.

Aber wohin ziehen die Vögel? und wer zeigt ihnen den Weg?

Wenn ich dich auf eine Wiese hinstellte und zu dir sagte: „mach eine Reise nach Afrika!“ so würdest du antworten: „ich weiß keinen Weg!“ — Die Störche, die Schwalben, die Wachteln, die Nachtigallen machen aber diese weite Reise nach Afrika im Herbst ohne Wegweiser, ohne Schiffe und ohne Wagen, durch Wälder, über Berge und Flüsse und Seen und zuletzt über das weite Meer, und dennoch verfehlen sie ihren Weg nicht. Die schnelle Schwalbe legt den weiten Weg schon in 4—5 Wochen zurück. Schlimmer geht es den Wachteln; sie können wohl gut laufen, aber nur schlecht fliegen. Oft müssen sie ruhen, und wenn sie an's Meer kommen, so fliegen sie von Insel zu Insel und zwar immer auf demselben Wege. Müde fallen sie oft dann in großen Schaaren auf den Inseln nieder, wo sie

leicht gefangen werden, andere fallen ermüdet auf Schiffe, andere werden von Stürmen in's Meer geworfen. Wenn aber der Frühling wieder kommt, dann zieht ein innerer Zug sie wieder nordwärts, und jede Schwalbe findet ihr Dorf, das Haus, ja das Nest wieder, in dem sie im vorigen Jahre gebrütet hat.

Und nun sage mir, wer ist ihr Wegweiser nach Afrika? Wer sagt ihnen, wann sie wieder fortziehen sollen in ihre Heimath? Wer zeigt ihnen den sichern Weg zu ihrem alten Neste? Du weißt es, wer Der ist, der keines Seiner Geschöpfe vergißt, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Siehe, Er zeigt ihnen den Weg nach Afrika und bringt sie wieder in ihre Heimath. Er bestimmt ihnen die Zeit ihrer Reise. Wenn du die Störche, die Schwalben, die Staare, die Wachteln ziehen und kommen siehst, dann denk' an Ihn. (Jubitz.)

Das Verlangen, hinwegzuziehen, zu wandern in ein Land des Ausruhens und der Erquickung, ist nicht dem Vogel allein in's Herz gegeben, wenn er vor den nahenden Stürmen des Herbstes und vor dem Winterfrost entfleucht, und, auf Hoffnung, hinüberzieht über das Meer, in ein nie gesehenes Land; sondern, so viel höher der Mensch ist als der wandernde Vogel, so viel tiefer ist auch dem Menschen das Sehnen in seine Seele gelegt, auszugehen von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth, auszugehen mit Allem, was er ist und was er hat, aus dem Unfrieden der Sinneslust und der Leidenschaft in ein Sein des ewigen Friedens und der innern Stille. (v. Schubert.)

Betrachtungen über ein Vogelnest.

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben: der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen Instrumenten kann nach vielen mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und Alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meinet, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die Seite drücken und dich mit den Augen kurios ansehen und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht!" Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Eben so ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen. Eben so ist es mit dem Gespinnst, worin sich ein Raupenwurm einkleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupengespinnst machen.

Der Hausfrrund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, vom ersten im Paradiese bis zum letzten in diesem Frühlinge. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ei. Eben so alle Spinngewebe, ein jedes nach seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran. Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich, wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja, manches Thierlein braucht sein Gespinnst nur einmal in seinem Leben und braucht nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: „Für dieses Jahr ist's gut genug, über's Jahr mache ich's besser. Noch ein Wort. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig

daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrplatz, lauter Meisterstücke. Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige vom Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen; oder ein Paar Stiefeln, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch und will desertiren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Nichts nutz! —

Denn erstlich nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut's durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäblein und die Füßlein, und so zu sagen, den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und kein Spinngewebe machen. Gotteswerke macht Niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Orte jedem genannten Geschöpfe seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anders, wie es nach seinem Bedürfnisse und Zweck recht ist, also hat er dem Menschen etwas von dem göttlichen Verstande lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eignen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheune, ein Wohnhaus, einen Pallast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenuhr, item eine Orgel, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke, selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm.

(Hebel.)

Der Kuckuk und der Kuhfink sind die einzigen Vögel, welche sich keine Nester bereiten, sondern ihre Eier in Nester anderer Vögel legen. Ein kurioser Gedanke. Der Kuckuk ist jedoch auch in andern Dingen eigen, scheu, unruhig, kein anderer Vogel hat einen solchen Ruf. Es ist schon eine Art Wort. Das Weibchen kann nicht rufen. Die Neigung anderer Vögel zu den Kuckukseiern ist ebenfalls unerklärbar und deutet auf etwas Geheimes. Und er weiß, welche kleine Vögel seine Eier lieben und stößt die rechtmäßigen Eier ganz ohne Weiteres aus ihrem Neste heraus. Wie sehr vernachlässigen die Pflegeältern dann ihre eigenen Kinder um des Schlingels willen. Ungesellig treibt er alle Verwandte aus der Gegend heraus. Schon Anfangs August wollen und müssen sie fortreisen; und da heißt es: „Auf, auf, ihr Brüder — wir müssen über Land und Meer in's heiße Afrika."

Eintheilung der Vögel.

Nach ihrer Lebensweise und dem Bau ihres Körpers, wobei insbesondere Schnäbel und Füße in Betrachtung kommen, theilt man sie in 7 Ordnungen:

1) Raubvögel, die stärksten und kühnsten unter den Vögeln, haben alle einen starken abwärts gebogenen Schnabel und starke vierzehige Füße mit starken, krummen, scharfen Nägeln oder Krallen, deren sie sich nebst dem scharfen Schnabel als Angriffswaffen bedienen, um andere Vögel und selbst schwache Säugethiere, Amphibien und Fische, deren Fleisch sie fressen, zu fangen und zu zerfleischen. Hieher gehören: die Geier, Adler, Falken, Habichte, Weihen und Eulen.

2) Singvögel, meist klein, mit kurzen schlanken Füßen und scharf zugespitzten Schnäbeln, zeichnen sich meistentheils durch zusammenhängende Töne, durch ihren Gesang, aus. Einige singen nur zur Zeit ihrer Fortpflanzung, andere das ganze Jahr hindurch. Der größte Theil von ihnen gehört unter die Zugvögel. Hieher gehören die Nachtigallen, Rothkehlchen, Staare, Lerchen, Schwalben u. a.

3) Klettervögel, mit Kletterfüßen (die kurzen Füße haben 2 nach vorn und 2 nach hinten gerichtete Zehen), vermittelst deren sie an Bäumen auf- und abklettern können, wie die Spechte, Kuckuke, Wendehälse, Papageien u. a.

4) Tauben- und hühnerartige Vögel, mit einem Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleischigen Haut überzogen ist, und kurzen Füßen. Die meisten fliegen nur wenig und niedrig. Viele dieser gutmüthigen, schüchternen Vögel sind Hausthiere geworden und bringen durch ihre Eier und ihr schmackhaftes Fleisch den Menschen großen Nutzen. Hieher gehören die Tauben, Hühner, Wachteln, Trappen u. a.

5) Kurzflügler, mit langen Beinen und kurzen Fülgeln, mit denen sie nicht fliegen können, leben nur in heißen Ländern und können schnell laufen. Hieher gehören der Strauß und der Kasuar.

6) Sumpfvögel, mit langen Beinen, langem Schnabel und Halse, wie der Storch, der Kranich, der Kibitz, die Schnepfe, das Wässerhuhn u. a. Sie sind Zugvögel.

7) Schwimmvögel, mit Zehen, welche durch eine Schwimmhaut verbunden und dadurch zum Rudern vorzüglich geeignet sind. Die Füße sind bei allen kurz und stehen gewöhnlich weit nach hinten; weshalb diese Vögel beschwerlich gehen und einige sogar eine fast aufrechte Stellung annehmen.

Die Hühner.

Die Hühner leben von Körnern, Insekten, Würmern, können viel besser gehen als fliegen, haben wenig Kunstsinn und können nicht singen; zum Glück schweigen sie mehr als daß sie reden. Der Hahn zeichnet sich nicht blos durch seine Görße und sein herrliches Gefieder, sondern auch durch seinen größern Verstand vor den Hennen aus. Nur die Henne brütet, in ihr ist große Liebe zu ihren Jungen bemerkenswerth, sie hat darin weit mehr Gemüth als der Hahn. All ihr Verstand ist Mutterliebe, und Mutterliebe hat allen ihren Verstand in sich genommen. Wie des Hahns Wachsamkeit, so ist der Gluckhenne Mutterliebe Sprüchwort geworden. Unser Heiland hielt's ja nicht unter seiner Würde, seine Liebe zu seinem Volke mit der Liebe einer Gluckhenne zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen. Das Bild ist eins der lieblichsten, wohlthuendsten. Wie sie scharrt, wie sie ruft, wie sie so zart ruft, wie sie den Jungen die Körnchen und Würmchen zerbeißt und vor das Schnäbelchen legt, wie sorglich sie stets auf sie sieht, wie sie zwischen ihnen steht und um sie hergeht, wie sie ihnen ruft, wenn Gefahr droht, z. B. wenn ein Raubvögel in der Höhe sich zeigt. Die Jungen verstehen die Mutterstimme wohl und laufen herbei und sie verbirgt alle unter ihre ausgebreiteten Flügel und macht sich zum sichernden Schilde und Gewölbe, an welches der Raubschnabel des Thiers, das nicht auf die Erde kommt, sondern nur im Flug und Stoß eines erhaschen will, vergeblich anprallt, weil die Federn elastisch sind. Alle Jungen kennen sie, und sie kennt alle genau. Wenn mehrere Gluckhennen neben einander weiden und die eine ruft, so laufen nur die ihrigen zu ihr, rufen beide auf verschiedenen Seiten, so eilen die Küchelchen, wenn sie gemischt waren, schnell auseinander. Zwei Gluckhennen wehrten sich mit ihren schlechten Waffen gegen einen Marder so furchtbar, daß zwar beide todt wurden, der Marder aber ausgehackte Augen hatte, zerpickt und bluttriefend war und kaum sich noch eine Strecke fortschleppen konnte. Was vermag nicht die Mutterliebe. (Scheitlin.)

Die Tauben.

Die Tauben sind die Lieblinge vieler Menschen, niedliche, schöne, sanfte, stille, schicksalsergebene Thierchen, angenehm durch ihre Reinlichkeit, geliebt wegen ihrer Freundlichkeit und unbedingten Ungeneigtheit und Unfähigkeit zur Vertheidigung, geschätzt, weil sie Niemand beleidigen, Niemanden wehe thun wollen, und hochgepriesen wegen ihrer vielgerühmten ehelichen Treue. Wie lieblich ist ihr Stehen und Gehen, wie lebensfroh ihr Flug, wie schuldlos ihr Auge, wie gewandt jede Bewegung ihres Leibes, besonders ihres Halses! Wie ganz gefahrlos ist der Aufenthalt im Taubenhause oder Taubenschlage zwischen Hunderten!

Sie fliegen aus und kommen wieder, sie kennen ihr Haus, ihren Wärter, ihre Freunde! Man spricht mit ihnen, wie mit Menschen, man streichelt sie wie Kinder, besonders die Mädchen lieben sie ganz außerordentlich. Blumen, Tauben, Schaafe und Katzen sind den Kindern und Jungfrauen, Bäume, Hunde, Pferde und Löwen besonders den Knaben und Männern angenehm. Die Tauben sind von Natur schüchtern, aber durch den Umgang mit Menschen werden sie zahm und zutraulich. In der Noth fürchten sie sich sehr, dennoch jammern und winseln sie im Schmerze nicht im mindesten. Sie fliegen immer gerne mit einander, ihr Flug ist rasch und schwirrend; innerhalb 10 Minuten tragen sie Briefe mit aller Bequemlichkeit 3 bis 4 Stunden weit, darum hat man sie von jeher im Morgenlande zu Briefträgern benutzt, und benutzt sie heutzutage auf's Neue in Belgien und Frankreich. Sie sind fliegende Telegraphen. (Scheitlin.)

Die Lerche.

Die Lerche hat vor allen andern Vögeln die Art, daß sie sich nicht, wenn sie singen will, auf den Zweig eines Baumes, oder auf das Dach oder den Zaun setzet, sondern sich in die Höhe schwingt, und zwar stufenweise, und ordentlich siehet und merkt man, wie sie im Steigen und Singen immer mehr und mehr Lust bekommt, dem Himmel sich zu nähern und immer herrlicher zu singen. Es ist, als wenn sie damit andeuten wollte, wem zu Ehren sie ihr Liedlein anstimme, wie denn auch in ihrem Gesange das Dir, Dir (der Du in der Höhe wohnst!) sich deutlich wahrnehmen läßt. Ich höre und sehe diesem Vögelein mit Lust zu, so oft ich über's Feld gehe, und gedenke bei mir selbst: wie wohl hat mein Erlöser gesagt: sehet die Vögel unter dem Himmel an! Wie artig zeigt mir dieser Vogel die rechte Art, andächtig zu beten und zu singen und Gott zu loben! Er hat, wie die Erfahrung lehrt, seine gewissen Zeiträume, in denen er sich von der Erde erhebt und seinem Schöpfer zu Ehren seine Stimme erschallen läßt, sowohl früh als spät. Soll ich denn träger und lässiger denn ein Vogel sein, mich zu halten zu dem Altare, da man hört die Stimme des Dankes? Soll ich weniger willig und lustig sein, meinen Gott zu loben, als dieser Vogel, da ich tausendmal mehr Gutes von ihm empfange? Das sei ferne! Ich will den Herrn loben allezeit, sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein.

Luther sagt: Man möchte wohl den Hut abnehmen vor solchem Vöglein und zu ihm sprechen: „Mein lieber Herr Vogel, ich muß bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die du kannst: Du schläfst die Nacht über in deinem Nestlein ohne alle Sorge; des Morgens stehest du wieder auf, bist fröhlich und guter Dinge, setzest dich und singest, lobest und dankest Gott, darnach suchest du deine Nahrung und findest sie." (Scriver.)

3. Amphibien.

Die Amphibien haben rothes, kaltes Blut, athmen durch Lungen, können aber auch lange Zeit zubringen, ohne zu athmen und Nahrung zu sich zu nehmen; überhaupt haben sie ein sehr zähes Leben und eine so starke Wiederherstellungs-

kraft, daß ganze abgeschnittene Glieder ihnen wiederwachsen. Sie bedürfen des täglichen Schlafes nicht, halten aber meistentheils einen Winterschlaf. Viele können eben so wohl im Wasser als auf dem Lande leben. Manche legen Eier, welche sie aber nicht ausbrüten. Sie haben im Inneren ihres Körpers ein aus Knorpeln bestehendes Gerippe und, mit Ausnahme der Schlangen, welche ohne Gliedmaßen sind, und daher schleichende Amphibien genannt werden, vier Füße. Die Amphibien, welche Füße haben, heißen kriechende. Die Klasse der Amphibien zerfällt in folgende 4 Ordnungen: 1) Schlangen, 2) Eidechsen, 3) Frösche, 4) Schildkröten.

1) Die **Schlangen** haben einen lang gestreckten, walzenförmigen, mit Schuppen, Schildern oder Ringen bedeckten Körper, der sehr biegsam ist und durch Windungen fortgeschoben wird. Sie werfen mehrmal in ihrem Leben die Haut ab, unter welcher sich dann schon eine junge Haut gebildet hat, und kriechen ganz aus der alten Haut heraus. Mehrere Arten sind giftig, und haben dann zwei besondere Giftzähne, welche auf einem mit Gift gefüllten Bläschen sitzen und hohl sind; beim Bisse wird das Bläschen gedrückt und das Gift fließt durch ein feines Löchlein an der Spitze in die Wunde. Sie gebären theils lebendige Junge, theils legen sie Eier, in welchen dann aber schon die jungen Schlangen liegen.

(Rebau.)

Die Schlangen sind unter allen Amphibien für den Menschen die ekelhaftesten und gefährlichsten. Doch sollte man sich durch die Häßlichkeit oder Schädlichkeit eines Thieres nicht abhalten lassen, es näher kennen zu lernen, denn immer wird man, was für ein Thier es auch sein mag, Neues und Merkwürdiges erfahren. Auch von den Schlangen, diesen so verschrienen Thieren, will ich doch zeigen, daß es möglich ist, Etwas von ihnen zu erzählen, was merkwürdig und lehrreich ist, und gewiß Jeden begierig machen wird, noch mehr davon zu hören.

Du wirst wohl, mein lieber Leser, erst sehr wenige Schlangen gesehen haben? Vielleicht eine Ringelnatter, die bei uns am gemeinsten ist; oder die hübsche braun glänzende Blindschleiche; oder vielleicht gar schon einmal eine giftige Kreuzotter? Nun das wäre schon genug; denn außer diesen und der gemeinen Otter oder Natter würdest du schwerlich eine andere in Deutschland finden können. Gottlob! wirst du vielleicht sagen. Nun gut, ich gebe dir recht; aber dann kennst du auch die Schlangen so wenig, als wenn der versichern wollte, er kenne die Vögel, welcher doch keinen als das Huhn, die Gans, die Ente, den Canarienvogel und allenfalls den Spatz gesehen hat. Was sagst du dazu, daß man schon über 220 verschiedene Schlangenarten kennt, und daß man noch alle Jahre in fremden Ländern neue dazu entdeckt? Einige Arten davon sind so klein, daß du sie vielleicht für Regenwürmer halten würdest; auf der Insel Cypern findet man eine Art davon, die wirklich auch so heißt, in großer Menge. Man sieht ihren schnellen Bewegungen und ihren munteren Sprüngen gern zu; denn sie ist ganz unschädlich, kaum 4 bis 6 Zoll lang und so dick wie ein starker Bindfaden. Die kleinen Augen, so groß wie feine Pünktchen, würdest du kaum bemerken, wenn sie dir nicht ein guter Freund zeigte.

Aber nun begleite mich einmal schnell in eine heißere Gegend der Erde, nach dem mittleren Amerika, und laß dir erzählen, was dort einmal geschehen ist. Achtzehn Spanier, die den ganzen Tag über in der kühlen und feuchten Jahreszeit einen starken Marsch gemacht hatten, kamen einst am Abend in einen dichten Wald; ermüdet von den Strapazen des Tages, beschließen sie, daselbst zu übernachten. Das dürre Laub, das den Boden fußhoch bedeckt, soll ihnen zum Nachtlager dienen. Sie machen ein Feuer an, um die reißenden Thiere zu verscheuchen und ruhig schlafen zu können; ermüdet setzen sie sich auf einen umgeworfenen Baumstamm, der unter dem abgefallenen Laube hervorragt und dicht am Feuer liegt. Kaum haben sie sich niedergesetzt und das Feuer angeschürt, da wankt es

unter ihnen; siehe! der vermeinte Baum ist eine Riesenschlange, die sich unter ihnen fortbewegt. Der fürchterlichste Schrecken ergreift die Gesellschaft, und Alles flieht vor dem Unthiere mit wüstem Geschrei. So groß ist die größeste unter den Schlangen, daß man sie für einen Stamm halten kann, der wenigstens 20 bis 30 Fuß lang und anderthalb dick ist. Zwischen diesem Riesen und jenem Zwerge unter den Schlangen liegen nun alle anderen Arten in der Mitte, doch so, daß nur wenige die Länge von 10 bis 12 Fuß erreichen, und nur die einzige Riesenschlange, wie etwa der Elephant unter den Land- und der Wallfisch unter den Seethieren, die übermäßige Größe von 20 bis 30 Fuß zuweilen, obgleich sehr selten, noch übertrifft.

Aber du wirst dich, lieber Freund, wundern, daß die Schlange anfangs so geduldig sich zum Sessel brauchen ließ. Hast du dir vielleicht schon den Magen überfüllt? Dann hast du sicher gleich nach dem Essen eine Unbehaglichkeit verspürt, die dich unfähig machte, sogleich etwas Vernünftiges mit deinem Verstande vorzunehmen; und selbst dein Körper war nicht so zum Springen und Hüpfen aufgelegt, als vor Tische. In einem ähnlichen Zustande, nur in weit höherm Grade, mußte die Schlange gewesen sein. Die Kinnladen aller Schlangen öffnen sich so außerordentlich weit, daß sie mit Leichtigkeit weit dickere Thiere, als sie selbst sind, verschlingen können. Die Ringelnatter, die kaum einen Zoll im Durchmesser hat, verschlingt Kröten und Frösche, die ihr dann wie dicke Knäuel im Magen liegen. Die Riesenschlange, die bekanntlich durch ihre große Muskelkraft den Schaafen, Ziegen, Gazellen, ja selbst den Ochsen die Knochen im Leibe zerknacken kann, indem sie sie umschlingt, schluckt diese Thiere ganz hinunter, ohne sie zu kauen, obgleich ihre Zähne so groß, wie die eines ordentlichen Hühnerhundes sind. Keine Schlange zerkaut ihre Speise; die Zähne scheinen ihr nur zum Festhalten ihrer Beute zu dienen.

Aber was für ein Magen gehört nun wohl dazu, um ein nicht gekautes Rind mit Haut, Haaren und Knochen zu verdauen? Die Wände des Magens mögen noch so hart, und der Magensaft zur Verdauung noch so scharf sein; auf jeden Fall gehört eine große Anstrengung der innern Theile des Thieres dazu; kein Wunder, daß es von außen in eine Art von Starrsucht verfällt und ruhig da liegt, wenn der ganze Leib von der Nahrung aufgeschwellt ist. Begiebt sich nicht sogar der Tiger zur Ruhe, wenn das Verdauungsgeschäft nach einer tüchtigen Mahlzeit in ihm anfängt, und kauert sich der gefräßige Geier nicht auch in einen unförmlichen Federklumpen zusammen, wenn er sich vollgestopft hat? Er sitzt dann da, ohne zu sehen und zu hören, steckt seinen Kopf ganz in die Schultern zurück, so daß alle nackten Theile seines Halses verschwinden, und läßt die Flügel hängen, so daß sie ihm die Beine verbergen; alle seine Federn starren dann nur so von ihm weg. (Ritter.)

2) Die **Eidechsen** haben einen schlangenartigen Körper, welcher aber auf vier Füßen ruht und fortbewegt wird. Die im Wasser lebenden, mit Ausnahme des Krokodils, erleiden eine Verwandlung; die Landeidechsen haben von Anfange her die Gestalt, in welcher sie verbleiben. Nur einige Arten gebären lebendige Junge; die meisten legen Eier. Keine Eidechse ist giftig.

Längst schon hätt' ich auch gern von jenen Thieren gesprochen, die so
rasch und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich, doch viergefüßelt; sie laufen, kriechen und
schleichen, auch leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie, nun hie! Nun sind sie verschwunden. Wo sind sie?
Welche Ritze, welch' Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten;
denn ich brauche sie oft als ein gefälliges Bild. (Göthe)

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Thieren, die Niemand beleidigen, Niemand schaden, vielmehr dem Landmanne nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein Wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal Etwas im Laube rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor Allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkte übel rathen. „Der Wind im Wald, das Laub am Baum saust ihm Entsetzen zu." Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahre, wenn man wieder in's Feld und in's Grüne geht, und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr schönes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Wegs weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauße, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über auf dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalte fehlen. Sie verkriechen sich daher, und bringen den Winter im Schlafe zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahre das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlafe und Winterquartiere; und wenn es erwacht, ist schon für Alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus in's Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Grase weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storche, der ihr selber auf's Leben geht.

Es giebt auch zweierlei Eidechsen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen eingerichtet. Selbst auf dem Grunde der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deßwegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch' ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein heimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen, erfährt Nichts davon, was die Menschen thun und treiben, weiß nicht, ob's noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh, und hat keine Klage und keine lange Weile.

An der großen, schwarz und gelb gefleckten warzigen und schmutzig feuchten Eidechse, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freuet es ihn selbst, wenn er einen Menschen erblickt; denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunklen, feuchten und kühlen, auch moderigen Orten auf, und das Beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen; er thut euch gewiß Nichts zu Leide.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidechsen fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika und Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche **Krokodil** ist nichts Anderes, als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidechse. Davor muß Jedermann Respect haben. Es ist oben braun oder schwarz gefleckt, unten weißlich gelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauche ist es weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um und tödtet einen Menschen mit einem Schlage. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Aegypten, und geht an's Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch andere Aegypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Richtung auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprunge ist man außer Gefahr Das Weibchen legt hundert häutige Eier, so groß wie die Gänseeier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus; die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Ratte, dem Ichneumon, gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekomm's!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird Mancher nicht gern glauben. Freilich ist es Keinem zu verargen, daß er lächelnd den Kopf schüttelt, wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlössern hausen und Feuer speiend durch die Luft schießen, Brunnen vergiften, und den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeisen, Schluck und Druck verschlingen. Aber bei dem Allen bleibt doch so viel wahr, daß es in Asien und andern Welttheilen Eidechsen von einem bis anderthalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen große Sprünge in der Luft machen und von einem Baume auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße; sie sind unschädlich und leben, wie andere Eidechsen, von Insekten. Andere Basilisken und Drachen giebt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte und giftige Verläumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn viele dergleichen auch schon in Europa und bei uns will gesehen haben. (Hebel.)

3) Die **Frösche** und **Kröten** haben insgesammt einen nackten, entweder glatten oder warzigen Körper, der kurz, breit und dick ist, und im ausgebildeten Zustande 4 Füße, von denen die hinteren länger sind, und keinen Schwanz. Die meisten lassen ein lautes Quaken hören. Sie leben im Wasser und auf dem Lande, und legen Eier. Die fischartigen Jungen, die man Kaulquappen nennt, haben keine Füße, aber ein horniges Schnäbelchen, Kiemen und einen von den Seiten breitgedrückten Schwanz. Sie athmen anfangs nur Wasser und leben meist von zarten Pflanzentheilen. Von den Füßen erscheinen zuerst die hinteren, dann die vorderen. Das Schnäbelchen verschwindet, wenn die Kinnladen, und die Kiemen verschwinden, wenn die Lungen ausgebildet sind. Später, wenn die Fröschchen schon das Wasser verlassen haben, schrumpft der wirbellose Schwanz ein. Die bei uns einheimischen bringen den Winter im Schlamme und in Erdlöchern zu, ohne zu fressen und zu athmen, und können, unbeschadet ihrer Gesundheit, zu einer festen Masse frieren. Sie nehmen ihre Nahrung aus dem Thierreiche und einige fressen nur lebendige Insekten. Sie können lange fasten und haben überhaupt ein zähes Leben. Es giebt mehr als 70 Arten, von denen sich 12 in Europa finden. Sie bilden nur ein Geschlecht, das sich in Kröten, eigentliche Frösche und Laubfrösche verzweigt. Die Kröten werden bisweilen mitten in durchsägten Baumstämmen oder in Steinblöcken angetroffen, worin sie vielleicht Jahrhunderte ohne Nahrung und frische Luft zugebracht haben. (Rebau.)

4) Die **Schildkröten** haben ihren Namen von den Schildern, mit denen ihr Körper bedeckt ist. Man unterscheidet das Rückenschild und das Brust- oder Bauchschild, welche an den Seiten so verwachsen sind, daß nur vorn ein Loch für

den Kopf und die Vorderfüße, hinten ein Loch für den Schwanz und die Hinterfüße verbleibt. Der schlangenartige Kopf, der Schwanz und die 4 Füße können durch diese Oeffnungen oder Ausschnitte zum Theil ganz unter die Schilder zurückgezogen werden. Der Rückgrat ist mit dem Rückenschilde, das Brustbein mit dem Bauchschilde verwachsen. Sie legen Eier, die mit einer pergamentartigen Haut umgeben sind und durch die Sonnenwärme ausgebrütet werden. Die meisten Schildkröten leben in warmen Gegenden. Man kennt mehr als 60 Arten, von denen aber nur 5 in Europa vorkommen. Die größten sind Bewohner des Meeres und hierunter giebt es welche von 6 bis 8 Fuß Länge, 4 bis 5 Fuß Breite und 4 Fuß Dicke, und diese erreichen ein Gewicht von 8 Centnern. Die kleinsten, die kaum 1 Pfd. schwer werden, finden sich nur auf dem Lande. Alle werden sehr alt und haben ein zähes Leben. Sie können über ein Jahr ohne Nahrungsmittel zubringen. Diejenigen, welche in gemäßigten Erdstrichen leben, graben sich vor Eintritt des Winters in die Erde und halten hier den Winterschlaf. Zur Zeit des Gebärens wagt sich die unbeholfene Seeschildkröte heraus auf's Land, um ihre Eier in das sonnigwarme Sandbette zu legen, in welchem sie selber geboren worden. Wenn die Jungen der Seeschildkröte in dem Bette des Sandes, das ihre Geburtsstätte war, aus dem Ei gekrochen sind, dann eilen sie sogleich in gerader Richtung auf das Meer zu. Man mag sie während dieses Laufes drehen und wenden wie man will, kann sie hinter Mauern oder Sandhügel verstecken, die ihnen den geraden Weg abschneiden, immer wenden sie sich wieder der Richtung nach dem Meere zu. Ihre Nahrung besteht in Fischen, Insekten, Würmern, Schnecken, Muscheln oder Kräutern. Das Fleisch der meisten, das frisch und eingesalzen gegessen wird, ist sehr wohlschmeckend. Nach ihrem Aufenthalt im Meer, in Flüssen und Sümpfen und auf dem Lande theilt man die Schildkröten in Meer-, Süßwasser- und Landschildkröten.

4. Fische.

Die Fische haben rothes, kaltes Blut, statt der Füße Flossen, vermittelst welcher sie sich im Wasser bewegen. Sie athmen nicht, wie die Thiere der drei ersten Klassen, durch Lungen, sondern durch Kiemen, mittelst deren sie das mit der Luft eingezogene Wasser wieder von sich geben. Die Kiemen liegen zu beiden Seiten hinter dem Kopfe. Da die Fische keine Lungen haben, so sind sie insgesammt stumm. Die einfachen Laute, welche einige z. B. der Peizker, der Wetterfisch ꝛc. von sich geben, entstehen auf anderem Wege. Viele Fische haben ein scharfes Gesicht und Gehör. Der Körper der meisten ist mit Schuppen, der Körper einiger aber auch mit knöcherigen Schildern, z. B. der Stör, oder einer bloßen Schleimhaut bedeckt. Nur wenige gehen zuweilen auf kurze Zeit aus dem Wasser, z. B. der Aal, der bei feuchter Witterung in Erbsenfeldern und Wiesen gn 6 Tage verweilen kann, desgleichen der Kletterfisch in Ostindien, der 6 Tage auf dem trocknen Lande bleibt und sogar auf Bäume klettert; andere dagegen sterben fast augenblicklich, sobald man sie aus dem Wasser nimmt. (Rebau.)

Vermehrung der Fische.

Fast alle Fische legen Eier oder laichen; nur der Aal und einige andere Fische bringen lebendige Jungen zur Welt. An der Menge der Eier, welche die Fische jährlich von sich geben, übertreffen sie alle andern Thiere. In einem einzigen Häringe hat man 20,000, ja 68,000, in einem Karpfen 200,000, in einem Hausen über 3 Millionen und in einem Kabeljau 4 bis 9 Millionen Eier gezählt oder vielmehr gewogen. Es gehen aber sehr viele durch Stürme und Ueberschwemmungen zu Grunde; ferner stellen ihn Raubfische und Wasservögel häufig nach, so daß kaum der tausendste Theil derselben aufkommt. Im allgemeinen ist der Frühling die Zeit der Fortpflanzung bei den Fischen; doch laichen einige früher, andere später. Die meisten, wenn nicht alle, suchen bestimmte Stellen auf, wo sie

laichen. Viele unternehmen dann einzeln oder schaarenweis weite Reisen. Flußfische steigen zu den Quellen hinauf; Seefische nähern sich in unermeßlichen Schaaren den Ufern, oder ziehen aus den Polarmeeren in mildere Gegenden, um ihren Laich und der jungen Brut Luftwärme und mehr Sonnenschein zu verschaffen. Der Häring, der den größten Theil des Jahres in der Tiefe des Meeres lebt, kommt jährlich 3 mal ans Ufer, um zu laichen, wo dann der Zug einen dicht gedrängten, vorne spitzigen, nach hinten breiteren Keil bildet. In Norwegen drängen sich dann oft 19 Millionen in einer einzigen Bucht zusammen. Man bemerkt dabei, daß im Frühling die kleinsten, im Sommer die größten, im Herbst die mittelgroßen heraufkommen.

Der **Lachs** wird weit von den Mündungen der großen Ströme und von der Meeresküste in dem frischen Süßwasser der Bäche und Flüsse, in der Nähe ihrer Quellen geboren. Dort findet er, wenn er aus dem Ei hervorgeht, für die erste Zeit seines Lebens das zuträglichste Element und die passendste Nahrung. Sobald er etwas größer wird und erstarkt, verläßt er diesen Geburtsort, schwimmt stromabwärts und geht an der Seeküste so wie tiefer im Meere seinem räuberischen Gewerbe — dem Fange der andern Wasserthiere nach. Wenn sich aber die Zeit nahet, wo er gebären soll, da läßt ihm der Zug zur Heimath, mitten in der Fülle der Nahrung, die ihn umgiebt, keine Ruhe mehr; die eierlegenden Weibchen, in Begleitung der Männchen, schwimmen schaarenweise in den Strömen und ihren Nebenflüssen hinauf, um an dem Orte, wo sie selber aus dem Ei hervorgingen auch ihre Brut in's Leben einzuführen. Wenn man ein Weibchen an der Stelle da es laichte, fängt, und ihm ein Zeichen an eine seiner Flossen macht, kann man sich davon überzeugen, daß der Wandertrieb es alljährlich wieder zu derselben Stätte führt, und wenn man die Eier, welche dasselbe abgesetzt hat, aus dem Wasser herausnimmt und sie in einem Gefäß voll Wasser an einen anderen Ort, in einen ganz andern Fluß bringt, in welchem man vorher noch keine Lachse bemerkt hatte, dann ist hiermit der Grund gelegt zu einer allmäligen Bevölkerung des neuen Standortes mit Lachsen. Denn obgleich die Fische bei zunehmendem Wachsthum ihren Geburtsort verlassen und in weiter Entfernung davon ihren gewöhnlichen Aufenthalt nehmen, kehren sie dennoch, wenn sie zum Gebären eines neuen, jungen Geschlechtes ihrer Art reif sind, alljährlich dahin zurück, wo sie selber jung geworden. Und so weiß man es von allen Fischen, welche zur Zeit des Laichens eine gewisse Gegend am Ufer aufsuchen, daß sie alljährlich zu demselben Orte — der Stätte ihrer eigenen Geburt — zurückkehren. (v. Schubert.)

Die Fischeier werden Rogen oder Laich genannt; das Weibchen heißt Rogner, das Männchen Milchner. Die Nahrung der Fische besteht meistens in Fleisch von andern Thieren, in Fischen, Insekten und Würmern; manche nähren sich auch von Pflanzen. Viele erreichen ein sehr hohes Alter, z. B. der Aal an 100, der Karpfen 150 bis 200, der Hecht über 250 Jahr. Dagegen werden kleine Fischarten, wie der Stichling, die Schmerle ꝛc. nur wenige Jahre alt. Hinsichtlich der Größe findet eine beträchtliche Verschiedenheit statt. Zwischen dem Riesenhai, der über 30 Fuß lang wird, und dem 1½ Zoll langen Stichling, welch ein Unterschied! Die meiste Kraft der Fische liegt im Schwanze.

Die meisten Fische nützen uns durch ihr eßbares Fleisch, andere durch ihre Eier, andere geben uns Thran, von noch andern werden die Häute benutzt. Aus dem Rogen der Störe und Hausen wird der Kaviar bereitet, der auf Brot gestrichen von Vielen sehr gern gegessen wird. Nach der Beschaffenheit der härteren Theile im Innern ihres Körpers theilt man sie in G r ä t e n f i s c h e und K n o r p e l f i s c h e. Die G r ä t e n f i s c h e haben ein durch den ganzen Körper der Länge nach gehendes Gerippe von Gräten und eine Schwimmblase, wodurch sie sich im Wasser heben oder senken. Zu den Grätenfischen gehören: der Hecht, der Blei, der

Lachs, der Karpfen u. a. m. Die Knorpelfische haben statt der Gräten Knorpel und größtentheils Kiemenlöcher und unvollkommene Lungen zugleich. Sie sind von sehr verschiedener körperlicher Bildung und zum Theil sehr groß, haben auch selten eine Schwimmblase und solche Schuppen wie andere Fische. Zu den Knorpelfischen gehören: der Stör, die Neunaugen, die Hausen und der Haifisch.

Der Haifisch.

Der Haifisch ist sehr gefräßig, auch dem Menschen oft sehr gefährlich. Denn die größeren Haifische sind im Meere immer hinter und neben den Schiffen her, weil sie riechen, daß da gar viele lebendige Wesen drinnen sind, die sie gern fressen möchten. Fällt nun einmal ein Matrose vom Schiff herunter in's Wasser, oder hat Etwas im Wasser zu verrichten, so ist oft gleich so ein Haifisch bei der Hand, der ihm ein Bein oder einen Arm abbeißt, auch wohl ihn ganz verschlingt. Man weiß Fälle, daß ein solcher Mensch zwar von den vielen, dreieckig spitzigen Zähnen, die inwendig im Rachen wie Blätterreihen übereinander liegen, schlimm verwundet, aber doch noch am Leben erhalten worden ist, wenn man eine Kanonenkugel noch gerade zur rechten Zeit auf den Fisch abfeuerte. Ein solcher geretteter Matrose zog einmal mit dem nämlichen Haifisch herum, der ihm schon im Rachen gehabt hatte, und trug das ausgestopfte Raubthier zur Schau. Solche, die Schiffe begleitenden Haifische verschlingen übrigens Alles, was man hinauswirft, z. B. ein ganzes todtes Pferd auf einmal, auch Fässer, todte Menschen, die im Schiff starben, und die man auf ein Brett gebunden in's Meer wirft, mit sammt dem Brett. Oefter fangen sie die Matrosen so, daß sie ein großes Stück Fleisch oder ein todtes Thier an einem Anker befestigen. Der Fisch verschlingt das sammt dem Anker, wird dann an's Schiff gezogen und getödtet, und sein Thran benutzt, in Zeiten der Noth sogar auch sein zähes, schlecht schmeckendes Fleisch.

(v. Schubert.)

Fliegende Fische.

Im Meere giebt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sei erdichtet, weil bei uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, auf welcher er keine andern Vögel, als Meisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, in welchem Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen; und doch können wir dieses auf unsern Gewässern alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen seien. Sie sind überall; aber auf diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt eine Ente freilich nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewandniß: Die Floßfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weichen Haut überzogen. Mit Hülfe dieser kann sich der Fisch eine Zeit lang in der Luft erhalten. Aber erstlich, das thut nicht länger gut, als diese Haut naß ist; sobald sie aber trocknet, fällt der Fisch in's Wasser zurück. Zweitens, er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren für Kurzweile oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, dem er nicht mehr anders entrinnen kann, und darin ist er klüger, als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat; denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stande getreu bleiben, so lange man kann kein Wagstück treiben, wenn's nicht sein muß, nicht oben zum Fenster hinausspringen, wenn die Thür offen steht.

Solche fliegende Fische geben den Schifffahrenden, die viele Wochen lang

nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute und zieht sie wieder in das Wasser hinab; oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen; denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser hin und her und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lange diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Verfolgte, zuweilen auch beide von den Vögeln, die das Fliegen besser verstehen, erhascht, und kommen ihr Lebenlang nicht wieder in's Wasser zurück. Und dazu lachen die Schiffer.

Solcher Spaß ist manchmal auch mitten auf dem trocknen Lande zu sehen, aber oft mehr zum Weinen, als zum Lachen, wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen mit einander hadern und Streit führen über Mein und Dein, und kommt alsdann ein Dritter darüber, und beraubt beide des Vortheils, den keiner dem andern gönnen wollte. Darum merke dir: „Wenn die Fische im Wasser Händel haben, ist's lauter Freude für die losen Vögel in der Luft!“

(Hebel.)

5. Die Insekten.

Die Insekten oder Kerbthiere führen diesen Namen, weil der Körper der meisten mit Einschnitten oder Kerben versehen ist. Sie haben kein rothes Blut, sondern statt dessen eine kalte, meistentheils gelbliche Feuchtigkeit, und wenigstens sechs gegliederte, hornartige Füße, viele auch Fühlhörner am Kopfe. Die meisten Insekten pflanzen sich durch Eier fort; einige wenige bringen auch lebendige Junge zur Welt, z. B. die graue Fleischfliege. Keine Klasse der Thiere ist so zahlreich und so weit verbreitet als die der Insekten. Man kennt bei 60,000 verschiedene Arten, worunter an 20,000 europäische sind. Ueberall auf der Erdoberfläche, im Wasser, auf und in der Erde, in der Luft, auf Pflanzen und Thieren, leben Insekten. Beinahe jede Pflanzen- und Thierart wird von besonderen Insekten bewohnt und selbst die größeren Arten derselben dienen wieder kleineren zum Wohnsitz. Einige leben, wie die Bienen und Ameisen, in Gesellschaften und bilden Staaten nach unwandelbaren Gesetzen und Einrichtungen; andere, wie die Heuschrecken, ziehen gesellig umher, oft in ungeheuren Schaaren von vielen Millionen; die allermeisten aber gehen ihren Verrichtungen einzeln nach. Man theilt sie zunächst ein in geflügelte und ungeflügelte Insekten.

Verwandlung der Insekten.

Die Insekten zeichnen sich, obgleich größtentheils unter die kleinsten Geschöpfe der Erde gehörig, durch mancherlei Natur- und Kunsttriebe und Vorgefühl des Künftigen bewundernswürdig aus. Das Netz der Spinne, das Gewebe mehrerer Raupen, die Zellen der Bienen und Wespen ꝛc. sind unnachahmliche Kunststücke. Sehr merkwürdig ist die den meisten eigenthümliche Verwandlung und gänzliche Umgestaltung, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Koth lebt. Auf einmal wird die Raupe krank, sie krümmt sich und windet sich, und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich noch öfters vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie denn lange als todt, und die Raupe ist dann wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlingssonnenschein herein, da springt der Sarg entzwei und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war: ein schöner, bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Häßliche, was die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen

Koth mehr fressen mag, sondern mit seiner niedlichen, langen Zunge allenfalls blos die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüthen saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch, und leben hernach zuletzt als schönes, geflügeltes Insekt in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrath lebten; doch können sich auch manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Scorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben, und bleiben daher bis an's Ende das, was sie waren, eine häßliche Spinne oder Laus oder Scorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet. (v. Schubert.)

Als Gotthold etliche Seidenwürmer, welche ein Knabe in einer Schachtel mit Maulbeerblättern speisete, sahe, gedachte er bei sich selbst: So ist's denn ein Wurm und Raupe, der den Menschenkindern zur Ueppigkeit und Pracht dienet. Ich wollte wünschen, daß niemals ein Seidengewand verkauft oder angelegt würde, ehe man einen solchen Wurm vorgezeigt und betrachtet, damit der Mensch bedenken möchte, wie albern es ist, daß ein Wurm mit des andern Gespinnst prange, da doch endlich er und seine Pracht von Würmern gefressen wird. Sonst macht's dieser Wurm nach aller Raupen Art, wenn er genug gefressen und seine Zeit erreichet hat, so sieht er sich um nach einem Ort, wo er sicher und heimlich sterben kann, da verbauet und verwickelt er sich selbst in sein Gespinnst, und dienet all sein gesammelter Vorrath ihm nirgends zu etwas, als daß er sich ein Grab daraus machet. Also, ihr Menschenkinder, esset und trinket und sammelt einen Vorrath, und bemühet euch groß in der Welt zu werden; es läuft doch endlich alles dahin aus, daß ihr eine Gruft erwählen müsset, da ihr sicher verwesen sollt! Mein getreuer Gott, meine vornehmste Sorge betrifft die Wohlfahrt meiner Seele, die weiß ich nicht besser als mit der weißen, schönen Seide der Gerechtigkeit meines Herrn Jesu zu verhüllen und einzuwickeln. (Scriver.)

Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf, und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel, die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis zu der andern zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus. Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden hervorgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und

Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für Alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag Alles gut sein, denkt Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Giebt es nicht hie und da Leute, die sie auf's Brot streichen und verschlucken? Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu Leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer, sehr kleiner Mücken, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden, und welcher man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinngeweben überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie kürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie um's Leben. Was ist verabscheuungswürdig, ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen, und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träge, ein ander Mal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein ander Mal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und hat sich jemand verwundet und findet geschwind ein Spinngewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen, wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trockenen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft umher fliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun. (Hebel.)

Die Bienen.

Man unterscheidet wilde und zahme. Unter jenen versteht man die, welche in Wäldern ohne menschliche Aufwartung ihre Nester bauen. In einigen Ländern werden aber auch diese von Menschen gepflegt, jedoch nicht wie die zahmen, in Stöcken gezogen. Zu einem jedem Bienenstocke gehören eine Königin (Weisel), eine Anzahl männlicher Bienen oder Drohnen und eine große Menge ge-

schlechtsloser oder Arbeitsbienen. Die Königin unterscheidet sich durch ihre Größe und hat das Geschäft, Eier in die bestimmten Zellen zu legen. Nur eine wird im Stocke geduldet. Die Drohnen sind die Müßiggänger und sorgen nur für die Fortpflanzung; sie haben keinen Stachel. Im August werden sie von den Arbeitsbienen aus dem Stocke verjagt oder getödtet. Die Arbeitsbienen sind mit einem Stachel versehen; ihr Stich bringt ihnen selbst den Tod.

Die Bereitung des Wachses und des Honigs.

Zur Verfertigung des Wachses dient den Bienen der Samenstaub in den Blüthen und Blumen der Gewächse. Da dieser des Mittags von der Sonnenhitze zu trocken ist, als daß sie ihn bequem aufladen und fortbringen könnten, so fliegen sie gemeiniglich des Morgens und des Abends nach demselben aus. Sie tauchen sich dann mitten in die Blüthe ein, und der Samenstaub bleibt wie Puder an dem haarigen Körper hängen. Hierauf streichen sie ihn mit den Füßen ab, ballen ihn zu kleinen Kügelchen und bringen diese mit den mittlern Füßen in eine besondere Grube am Hinterschenkel, welche sich zu diesem Zwecke nur bei den Arbeitsbienen findet. So eilen sie ihren Wohnungen zu, legen die Staubkügelchen in die dazu bestimmten Zellen, tröpfeln etwas Feuchtigkeit darunter und kneten es durcheinander. Der so durchknetete Samenstaub heißt nun Wachsmehl, und wird von den Bienen verzehrt und erst hier, in dem Leibe derselben, in eigentliches Wachs verwandelt. Das Wachsmehl geht durch den ersten oder sogenannten Honigmagen in den zweiten Magen, wo die Speisen verdaut werden, und von da in die Eingeweide. Ein Theil davon scheint ihnen wirklich zur Nahrung zu dienen, ein anderer Theil aber schwitzt durch die sechs Ringe am Hinterleibe hervor, und setzt sich da in Gestalt zarter Blättchen an, welche die Bienen mit den Hinterfüßen abnehmen. Dies ist dann das vollkommene Wachs, das jedoch, nach Beschaffenheit des Samenstaubes, in der Farbe und Güte sich ändert. Anfangs sieht es gemeiniglich weiß aus; es wird aber mit der Zeit im Stocke immer brauner, weil es immermehr vom Honig durchdrungen wird.

Der Stoff des Honigs ist der süße Saft (Nektar), der sich in den allermeisten Blüthen findet, auch der süße Schweiß auf den Blättern verschiedener Gewächse. Zur Einsammlung desselben fliegen die Arbeitsbienen in den Mittagsstunden aus, weil alsdann die Hitze diesen Saft am meisten hervorlockt. Sie lecken ihn mit den Rüsseln ab, schlucken ihn hinunter, und bereiten ihn in einem besondern Behältniß in ihrem Leibe, das deshalb der Honigmagen heißt, durch Gährung oder Beimischung anderer Säfte gehörig zu. Wenn dieser Magen voll ist, kehren sie nach Hause zurück, geben den Honig durch den Mund wieder von sich, und speien ihn in die dazu bestimmten Zellen. Die angefüllten Zellen verschließen sie mit einer Wachsdecke. An Farbe, Geschmack und Geruch ist der Honig, nach Beschaffenheit der Gewächse, von welchen die Säfte genommen worden, verschieden.

(Funke.)

6. Würmer.

Die Würmer haben, wie die Insekten, statt des Blutes einen weißen oder gelblichen Saft, unterscheiden sich aber von diesen dadurch, daß sie bei ihrer höchst einfachen Körperbildung entweder gar keine oder ungegliederte Füße haben. Manche sind mit Fühlfäden versehen. In diese Klasse werden alle diejenigen Thiere gestellt, welche in den fünf andern Klassen nach den angegebenen Merkmalen derselben keine Stelle finden, und es sind daher in ihr Thiere von der verschiedenartigsten Bildung zusammengestellt worden, als: Pflanzenthiere, Eingeweidewürmer, Ringelwürmer, Mollusken oder Weichthiere und Schalenthiere. Hieher gehören: der Badeschwamm — der Spulwurm, der Bandwurm — der Regenwurm — die Auster, die Teichmuschel — die Erdenschnecke, die Wegschnecke, die Ackerschnecke, die Purpurschnecke mit der kostbaren

Purpurfarbe.

Genau genommen hat ein phönizischer Hund dieselbe entdeckt. Derselbe war nämlich bei einem Schäfer im Dienste, ging aber, wenn er Zeit hatte, fleißig an's Meer und fraß sich dort satt an den stachlichten Purpurschnecken. Davon bekam er ein rothes Maul. Sein Herr wischte in der Meinung, daß es Blut sei, es mit Wolle ab, fand aber keine Verwundung, hingegen zu seinem Erstaunen die Wolle schön gefärbt, ging dem Hunde nach, und — die kostbare Purpurfarbe war entdeckt.

Die Auster.

Die Auster ist als beliebte Speise bekannt und findet sich in den Meeren mehrerer Welttheile. In England ist der Fang und Handel damit ansehnlich. Die jungen Austern setzen sich gleich an Steinen oder andern Körpern fest, und wo das Thier einmal sitzt, da sitzt es sein ganzes Leben. Es kennt kein anderes Geschäft, als von Zeit zu Zeit die Schale zu öffnen, um Nahrung und Luft an sich zu ziehen. Die Vermehrung der Austern ist sehr stark. Die Gegenden, wo sie bei Tausenden zusammenliegen, nennt man Austerbänke.

Infusionsthiere.

Wenn man auf Pflanzensamen etwas Wasser schüttet und dies einige Zeit stehen läßt, oder wenn man das verdorbene Wasser aus dem Trinknäpfchen eines Vogels, und überhaupt jedes verdorbene oder sonst nicht ganz reine Wasser, worin Pflanzen- oder thierische Theile enthalten waren, unter ein vergrößerndes Gläserrohr oder Microscop bringt, so sieht man in einem einzigen solcher Tröpfchen unzählige, kleine lebendige Wesen sich bewegen. Da giebt es ganz kleine, einfache Kügelchen, die sich eins gegen das andere, oder gegen ein hineingefallenes Körnlein Staub bewegen, sich gegenseitig verfolgen oder fliehen, eins das andere verschlingen und anziehen. Dann giebt es auch größere und zusammengesetzte Kügelchen, wo viele (wohl gegen 40) kleine, einfache, lebendige Kugeln in einer größeren enthalten sind, die sich immer um sich selber herum dreht. Auch giebt es solche zusammengesetzte, wo mehrere Kugeln, z. B. sechszehn, je vier und vier in einer Reihe, zu einem Viereck sich vereinen. Eben so sieht man auch in solchen Aufgüssen kleine, lebendige Stäbchen oder Fäserchen, davon sich auch oft wieder mehrere aneinander legen und ein größeres lebendiges Ganzes machen. Manche solcher Thierlein haben rings um sich her, gleich dem Bild der Sonne mit seinen Strahlen, kleine Fäserchen, mittelst deren sie sich wie ein Rad um sich selber kreisen, oder sie haben mehrere solche Räder, statt der Glieder an ihrem Körper, mittelst welcher sie schwimmen. In manchen größeren solchen Kügelchen sind statt der Eingeweide kleine lebendige Küglein, die sich an und gegen einander bewegen.

Das sind die einfachsten und niedrigsten Anfänge des Thierreichs: lauter kleine Gallertpünktlein und Tröpflein, die ihre Nahrung meist nur so in sich saugen, wie ein Wassertropfen den andern aufnimmt, oder wie Löschpapier die Feuchtigkeit in sich saugt, obgleich man im Innern mancher Arten auch schon wahrhaft eingeweidenartige Theile entdeckt hat. Man nennt diese kleinen Wesen Infusionsthiere und hat ihnen auch noch besondere Namen, z. B. Punktthierchen, Kugelthierchen, Stabthierchen, Quadrat- oder Sechszehntheil-Thierchen, Strahlenthierchen, Samenthierchen gegeben. (v. Schubert.)

Die Fülle des Sommers.

Kaum, daß man ein Blatt findet, das nicht zahlreich bewohnt wäre! kaum, daß wir einen Schritt thun können, ohne Lebendiges vor unsern Füßen wahrzunehmen! Wolken von kleinem Geflügel spielen im Sonnenschein! Nirgends, nirgends, o Mensch, bist du in dieser Zeit allein! Es wühlt unter deinem Sitze; es zirpt

dir zur Seite; es schwebt über deinem Haupte; es singt hinter dir, es flattert vor dir; überall ist des Lebendigen Fülle zu dieser Sommerzeit. Es sind Wesen, die mit sein wollen auf dieser Erde nach ihres Schöpfers Willen; denen er angewiesen hat ihren Ort; denen er gegeben hat zu dem Bedürfnisse die Werkzeuge es zu befriedigen; denen mehrere und wenigere Sinne aufgethan sind, weiter zu dringen, als zu dem, was sie berühren; die den Schmerz und die Freude kennen, und die Freude suchen, wie du, o Mensch, und dir verwandt sind. Wolltest du verachten eins derselben? nicht eines Anblicks, nicht eines Gedanken würdigen? Du kannst hundert tödten mit einem Fußtritt; aber auch kein einziges bilden? Nein, mußt du bekennen, dazu gehört eine Gotteshand, Gottes Allmachtshand; wie stark auch dein Arm, wie behende deine Finger und Werkzeuge, wie kunstreich dein Verstand ist, so kannst du kein einziges schaffen, von welchen Gott so viele tausend mal tausend geschaffen hat, dermaßen, daß du nicht zählen kannst, wie weit du mit deinen Augen nur reichst; wie viel auf einem einzigen Baum nur lebt; denn es ist allenthalben von allerlei Art, woget und treibt, wimmelt und summt in lauter Fülle, Lebensfülle, zur Sommerzeit. (Claus Harms.)

II. Das Pflanzenreich.

Die Pflanzen sind mit der Wurzel in oder an den Erdboden, oder an Felsen und Mauern, oder auch an andern Pflanzen fest geklammert und gewachsen. Die Wurzel ist aber nicht etwa nur allein zum Einsaugen von Wasser und von Nahrung aus der Erde bestimmt, sondern fast alle andere Theile der Pflanzen, besonders die Rinde und Blätter, saugen auch Nahrung aus der Luft und aus dem Wasser an sich, eben so gut wie die Wurzel, und es giebt Pflanzen in heißen Ländern und auch bei uns, die mit ihrer Wurzel auf so ganz trockene und dürre Steine fest gewachsen sind, daß sie alles Wasser, das sie zur Nahrung gebrauchen, nur durch Stamm und Blätter aus der Luft an sich ziehen können, und daß ihnen die Wurzel wirklich nur zur Befestigung dient. Auch steigen die Säfte bei den Bäumen eben so gut aus dem Stamm hinunter in die Wurzel, als umgekehrt aus der Wurzel herauf, und die Wurzel nimmt nicht blos und saugt ein, sondern giebt auch manche Stoffe von sich, die wie eine Art von Unrath zu betrachten sind. Deshalb wollen manche Pflanzen da nicht gut fortkommen, wo gewisse andere Pflanzenarten wachsen oder gewachsen sind, weil sie diese Stoffe nicht vertragen können, die diese Pflanzen aus ihrer Wurzel von sich geben, so z. B. will der Weizen niemals gern in einem Felde gedeihen, in dem vorher Flachs stand, wenn man nicht erst nach dem Flachs Erbsen darin anbaut.

Inwendig in der Pflanze giebt es solche Theile, die man mit den Adern in einem Thiere vergleichen kann, weil auch in ihnen besondere Lebenssäfte sind, und auf- und niedersteigen, wie das Blut in den Adern des Thieres. Freilich sind aber solche Gefäße in der Pflanze ganz anders beschaffen, als im Thiere. Bei den meisten Pflanzen, die hier bei uns wachsen, laufen alle diese Gefäße, wodurch das Gewächs ernährt wird, unter der äußersten Rinde, in dem sogenannten Bast, in die Höhe. Wenn man daher bei einem Baume, der doch seine meiste Nahrung aus der Erde an sich saugt, den Bast rings umher vom Holze abschält, so muß er oben dürr werden und sterben.

Die Blätter, so wie die grüne äußere Oberhaut der Pflanzen, haben viele kleine Oeffnungen, durch die sie Feuchtigkeiten und Luftarten an sich saugen, aber auch Luftarten und Feuchtigkeiten von sich geben. Man hat daher auch gesagt, daß die Pflanze mit ihren Blättern Athem holt, wie das Thier mit der Lunge. Die Luftart, welche die Pflanzen, wenn die Sonne auf sie scheint, aus ihren Blättern von sich geben, so lange diese grün sind, heißt Lebensluft. Daher ist es einem im Sommer, wenn die Sonne scheint, in grünen Laubwäldern so gar wohl

behaglich, und dies ist nicht blos um des kühlen Schattens willen, sondern auch der gesunden Luft wegen.

An der Pflanze ist das, was man gewöhnlich am meisten daran schätzt und sucht, das, um dessen willen man die meisten Gewächse hegt und anbaut, die Frucht. Der Früchte sind mancherlei: obstartige, Steinfrüchte, kürbisartige, auch Kapseln (wie beim Mohn), Hülsen (wie bei den Bohnen), Schoten, wie beim Kohl und Rübsamen. In den Früchten liegt der Samen oder das Körnchen. Das muß erst in der Erde aufgelöst werden, und gewissermaßen verfaulen, ehe es mit den bei den meisten Pflanzen vorhandenen beiden kleinen Flügelchen oder Samenblättlein aufgehen kann. (v. Schubert)

Mannigfaltigkeit und Vermehrung der Pflanzen.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raume, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Hand voll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verräth sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil Alles so einfach und natürlich ist.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Beobachter wohl weiß. Tausend Samenkerne von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt; nicht jede trägt's, aber es ist auch lange noch nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabackspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe, alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander; die meisten sind klein und leicht und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (die Butterblume); Kinder blasen sie zum Vergnügen aus einander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen. Andere gehen in zarte, breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, Alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft umher und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet den Staub, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und Halden auch wahr, daß Etliches auf dem Wege von den Vögeln des Himmels gefressen wird, Etliches unter den Dornen zu Grunde geht, Etliches auf trockenem Felsengrunde in der Sonnenhitze erstirbt, Etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht bringt.

Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer; aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Thiere oder an

die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einen andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirschbäume und andere Bäume auf, wohin gewiß kein Mensch den Kern getragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen in's Wasser, oder sie werden durch Wind und durch Ueberschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt und an andern Orten durch neue Ueberschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis in's Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer gekommen ist. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Wind seine Befehle ausrichten.

„Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Garten, Gelände und auf den Acker-Furchen, das der schönen, gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann!“ Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum Ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche von ihnen sind uns unentbehrlich, und wir wissen's wohl; manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht, und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut und sättigt Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum Andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfroste gedeckt und in der Sommerhitze begossen hat; und eine unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt, oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentrost und alle Pflanzen im Felde und Walde, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig sind, selber aussäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen! (Hebel.)

Boten göttlicher Vorsorge.

Die Blumen, Kräuter und alle Erdgewächse treten mit anbrechendem Frühling gleichsam aus ihrer Schlafkammer; sie haben einen neuen Rock angelegt, und reden gleichsam durch ihren lieblichen Geruch, ihre unterschiedliche Gestalt und ihre bunte Farbe mit uns, sprechend auf ihre stumme Sprache: „O ihr ungläubigen Menschenkinder, sehet uns an, alle, die ihr Gottes Wort nicht glauben wollet! sehet uns, seine Werke, an! Wir waren todt, und sind nun lebendig geworden; wir haben unsern alten Leib in der Erde verwesen lassen, und sind neue Geschöpfe in unserm Ursprunge geworden! So lernet nun von uns den alten Menschen aus- und den neuen anziehen; erneuert euch in eurem Schöpfer, welcher euer Ursprung ist und nach welchem ihr ursprünglich gebildet gewesen! Inzwischen aber ihr, hier auf Erden Wallende, sorget nicht für euren Leib, sondern laßt euren Gott, der uns so herrlich gezieret und alle Jahre mit neuem Schmucke ankleidet,

heget, nähret und mehret, auch für euch sorgen! Sehet, wir geben euch alle unsere Kräfte, welche wir euch und nicht uns zu dienen empfangen haben; und sind alle Blättlein gleich den Zungen, welche Gottes Milde, Güte und endliche Allmacht und gnädige Vorsorge ausreden!" — Ich höre diesen Feldpredigern zu, ich glaube ihren stummen Worten, und trete alle meine Sorge mit Füßen. So gehe ich nun fröhlicher meinen Weg, weil ich der väterlichen Vorsorge meines Gottes versichert bin, und verlange getrost zu sterben, weil ich nicht zweifele, mein Leib werde verkläret auferstehen, und das Verwesliche werde auch an mir anziehen das Unverwesliche. (Joh. Arnd.)

Ein erfahrner Gärtner hatte Tulpen von mancherlei Farben auf einem Gartenbeetlein zusammen gebracht. Obwohl er über dreißig darauf zählen konnte, war doch nicht eine der andern gleich; sondern die eine so, die andere so von Natur gemalt, gestriemet, geflammet, gesprenget und ausgebildet. Dabei stand er mit fröhlicher Verwunderung, und sprach: Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als dieser eine; so denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet, und morgen vergehet, sollte er das nicht vielmehr uns thun? O wir Kleingläubigen!

Hier ist ein Bild der mancherlei Gnaden und Gaben Gottes, mit welchen er die Menschenkinder ziert und ausrüstet, daß ein jedes in seinem Stande damit leuchte, auch Gott und Menschen ehre und erfreue. Wie schön stehen die Blumen in ihrer ordentlichen Unordnung! Wie neigen sich ihre Häupter gegen einander, als wollten sie sich küssen, so oft ein liebliches Lüftlein sie anwehet! Wie benimmt doch der einen Schöne der andern so gar nichts, sondern vermehret dieselbe! Und wer kann diese so einhellige und schöne Mißhelligkeit ohne Entzücken anschauen? Also giebt der Höchste mancherlei Gaben, und theilet einem Jeglichen Seines zu wie er will. (Scriver.)

Eintheilung der Pflanzen.

Da die Naturforscher schon mehr als 100,000 verschiedene Arten von Gewächsen kennen gelernt und beschrieben haben wollen, so würde es das menschliche Fassungsvermögen übersteigen, sie in dieser großen Mannigfaltigkeit zu überblicken und gehörig von einander zu unterscheiden, wenn man sie nicht nach ihrer Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in größere oder kleinere Gruppen zusammen zu stellen vermöchte. Sie werden nach verschiedenen Gesichtspunkten eingetheilt. Eine gewöhnliche Eintheilung, nach dem Aeußern gemacht, ist folgende: 1) Bäume, 2) Sträucher, 3) Kräuter, 4) Gräser, 5) Moose, 6) Schwämme.

1) Die Bäume haben nur einen einzigen holzigen Stamm, der sich bei den meisten oben in Aeste und Zweige theilt. Sie werden in Garten- oder Obstbäume und in Wald- oder Forstbäume (Laub- und Nadelhölzer) getheilt. — (Birnbaum, Apfelbaum — Eiche, Fichte 2c.)

2) Die Sträucher treiben mehrere dünne holzige Stämme zugleich aus der Wurzel hervor. — (Johannisbeerstrauch, Stachelbeerstrauch 2c.)

3) Die Kräuter haben einen weichen, saftigen Stengel und dauern meist nur ein Jahr. Man theilt sie gewöhnlich in Garten- oder Küchengewächse, Gewürzkräuter, Arzneipflanzen, Futterkräuter, Blumen u. s. w. (Kartoffel, Sellerie, Chamille, Klee, Tulpe 2c.)

4) Die Gräser haben einen dünnen, hohlen und mit Knoten versehenen Halm. Zu diesen Gewächsen gehören unsere Getreidearten. (Roggen, Waizen 2c.)

5) Die Moose sind kleine, schwammartige Gewächse, welche an feuchten Orten, an Bäumen, auf Dächern, Steinen 2c. wachsen und unkenntliche Blüthen haben. (Das gemeine Torfmoos, das isländische Moos 2c.)

6) Schwämme und Pilze sind weiche, oft auch zähe Gewächse von verschiede-

ner Gestalt; viele haben einen Strunk (Stiel) mit einem Hute. Sie sind fast alle von kurzer Lebensdauer. (Der Breitling, die Morchel, der Fliegenschwamm ꝛc.)

Giftpflanzen.

Mehrere Pflanzen enthalten Stoffe, die dem Menschen und auch manchen Thieren schädlich sind; man nennt diese Pflanzen Giftpflanzen; z. B. die Kaiserkrone, die Küchenschelle, mehrere Hahnenfuß- und Wolfsmilchsarten, der Kellerhals, das Bilsenkraut, der Stechapfel, der Taumellolch, die Tollkirsche, der Nachtschatten, die vierblätterige Einbeere, der Schierling, der Eisenhut, der Giftlattich, die Herbstzeitlose und mehrere Arten Schwämme.

Die Eiche.

Unter unsern einheimischen Waldbäumen gebührt der prächtigen Eiche die erste Stelle, denn sie vereinigt Schönheit mit Stärke und Nutzen. Sie liefert zum Bau unserer Wohnungen eisenfeste Pfeiler, und schmückt unsere Zimmer mit brauchbaren Geräthen. Allen Völkern war sie von jeher ehrwürdig, und im Alterthume sogar den Göttern geweiht.

Bei uns giebt es zwei verschiedene Arten von Eichen, die beide in Europa, vorzüglich aber in Deutschland wachsen. Die Wintereiche oder Steineiche hat eine braune, gefurchte Rinde, die aber an den jüngern Zweigen weißlich und glatt ist. Ihre Blüthe erscheint erst am Ende des Maies; die Eicheln wachsen traubenweise an kurzen Stielen, drei bis zwölf Stück neben einander, und reifen im November. Ihr Holz ist etwas röthlich und unter allen europäischen Hölzern das festeste und dauerhafteste. Eine andere Art ist die Sommereiche. Bei dieser erscheinen Blätter und Blüthen einige Wochen früher, die Früchte stehen mehr einzeln, an längern Stielen, und kommen schon im September und Oktober zur Reife. Die Rinde ist auswendig schwärzlich, oft mit weißem Schimmel überzogen; das Holz ist blasser als von jener, und wird im Alter etwas schwärzlich.

Die Wurzeln der Eichen verbreiten sich sehr weit in die Erde, und diese bekommen dadurch einen festen und sichern Stand. Ihr Stamm wächst sehr gerade und erreicht eine ansehnliche Höhe. Die Aeste sind gewöhnlich sehr stark, breiten sich weit aus, und stehen in großen Winkeln vom Stamme ab. Ihre Blätter sind groß, stark ausgeschweift, stehen büschelweise zusammen, und haben eine dunkelgrüne Farbe, an welcher man die Eichenwälder schon von weitem erkennen kann. Ihre Früchte, die Eicheln, sind rund und haben einen sehr herben Geschmack. Am besten gedeihen die Eichen in hochgelegenen, nur wenig feuchten Wäldern. Ihre starke Ausdünstung macht, daß sie häufig vom Blitze getroffen werden.

Die Eichen wachsen sehr langsam, erreichen aber auch ein ungeheures Alter. Unter zwei bis drei hundert Jahren wird ihr vollkommenes Wachsthum nicht vollendet. Dagegen werden sie aber auch fünf hundert Jahre alt, ja man hat Beispiele von Eichen, die gewiß wenigstens tausend Jahre alt waren.

Den wichtigsten Nutzen gewährt die Eiche durch ihr Holz. Weil es sehr fest ist, und der Fäulniß vorzüglich gut widersteht, so braucht man es mit Vortheil zum Bauen, besonders zu solchen Dingen, welche der Einwirkung der Luft und des Wassers sehr ausgesetzt sind, wie zu Brückenpfeilern, Mühlwellen und dergleichen. Man verfertigt auch davon sehr dauerhaftes und schönes Hausgeräthe. Wenn man den Baum, gleich nachdem er gefällt ist, in's Wasser legt, und dann drei Jahre lang liegen läßt, so wird das Holz nicht rissig. Der Rinde, welche viele herbe, zusammenziehende Bestandtheile enthält, bedient man sich zum Gerben des Leders; man kann aber dazu mit noch mehr Vortheil auch die Sägespäne gebrauchen. Die Eicheln geben gute Mastung für die Schweine. Durch den Stich eines Insektes, der Gallwespe, entstehen an den Zweigen und Blättern Auswüchse, die man Galläpfel nennt und zur Bereitung der Tinte gebraucht.

Männer, die sich um das Vaterland sehr verdient gemacht hatten, wurden von den alten Deutschen mit Eichenkränzen belohnt.

Der Brotfruchtbaum.

Der Brotfruchtbaum wächst in Ost- und Südindien und trägt Früchte, die so groß sind, wie Kürbisse. Das Fleisch derselben wird roh oder gebacken gegessen, schmeckt wie Semmel und nährt viele Menschen. Drei Bäume erzeugen so viel Früchte, daß ein Mensch Jahr aus, Jahr ein davon leben kann. Aus dem Baumbaste machen die Insulaner ihre Zeuge, und aus dem Holze bauen sie Häuser und Schiffe. Auch mästen sie ihr Schlachtvieh, Hunde und Schweine mit den Früchten. Fast alle Bedürfnisse befriedigt ihnen der herrliche Baum.

(Kappe.)

Der Kokosnußbaum.

Der Kokosnußbaum wächst in den heißesten Gegenden der Erde und ist ein 70 bis 80 Fuß hoher, zweigloser Palmbaum mit 10 Fuß langen, gefiederten Blättern oben im Büschel. Die Nuß wird dicker, als ein Menschenkopf, sieht braun aus, ist etwas dreiseitig und von einer faserigen Rinde umgeben, aus der man Seile dreht. Innerhalb dieser Rinde liegt ein brauner Stein, der so hart ist, wie Elfenbein und aus dem allerhand gedrechselt wird. In dem Steine befindet sich ein wasserartiger Saft (die Milch), der sich nach und nach in einen wohlschmeckenden Kern verwandelt. Reife Kokosnüsse haben daher keine Milch.

(Kappe.)

Der Kuhbaum.

Der Kuhbaum wächst am dürren Abhange eines Felsens. Seine dicken, holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befeuchtet ihn kein erquickender Regen, die Aeste scheinen darum abgestorben und vertrocknet. Bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm eine milde, nährende Milch. Bei Sonnenaufgang gewährt er die meiste. Es kommen alsdann die Bewohner von allen Seiten mit ihren großen Näpfen zu dieser gemeinschaftlichen Kuh und melken sie von allen Seiten. Manche trinken gleich den duftenden Saft aus, andere nehmen ihn mit, um damit ihre Kinder zu erquicken.

Der Melonenbaum und der Federharzbaum haben einen der Milch des Kuhbaums ähnlichen Saft, allein so rein thierisch ist wohl kein anderer Pflanzensaft, als der des Kuhbaums. In Amerika liefert der Kuhbaum Milch, in Afrika der Butterbaum Butter, welche dauerhafter, weißer, fester und schmackhafter als die beste Kuhbutter ist. (v. Humboldt.)

Der Hemdenbaum.

Daß es Gegenden giebt, in denen Brot und Milch und Butter auf den Bäumen wachsen, verdient unstreitig unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung; eben so sehr auch, daß Hemden auf Bäumen wachsen und sogar Hauben von ihnen geschüttelt werden können. — Ueberall dringen sich uns die Spuren einer höheren, waltenden Vorsehung auf.

In Südamerika giebt es nämlich einen Baum, welcher 50 Fuß hoch wächst. Von diesem schneiden die Indianer cylindrische Stücke ab, welche zwei Fuß im Durchmesser halten, trennen davon die rothe faserige Rinde und hüten sich dabei sehr vor Längenschnitten, damit die Rinde ganz bleibt. Diese gewährt eine Art Kleidung, die einem Sack ohne Nath aus grobem Zeuge gleicht. Die obere Oeffnung dient für den Kopf, und für die Arme werden Seitenöffnungen gemacht. Die Eingebornen tragen diese Säcke als Hemden unter dem Namen Marino-Hemden, besonders während der großen Regenzeit. So wie nun hier Hemden auf den Bäumen wachsen, so kann man auch Hauben von denselben schütteln,

indem die Blumenscheiden einiger Palmenarten ein weitmaschiges, gegen die Sonne schützendes Gewebe liefern, das, wie es da ist, auf den Kopf zu passen pflegt.

(v. Humboldt.)

Der Weinstock.

Der Weinstock wächst in Mittelasien wild. In der Nähe des Ararat fing Noah an, ihn zu bauen. Er gedeihet am besten in den wärmern Gegenden der gemäßigten Zone. In Deutschland wird er vornämlich an den sonnigen Seiten der Berge am Rhein und an seinen Nebenflüssen bis zur Sieg hin gebauet. „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!“ Es ist das Bearbeiten des steinigen Bodens aber eine saure Arbeit, und unsere deutschen Weinbauern sind meist arm, weil ihr Wein nur in recht warmen Sommern ein gutes Getränk wird. In wärmern Ländern werden die Weinstöcke, die am Rheine in der Regel nur mannshoch gezogen werden, bedeutend größer. Missionar Stephan Schulz schreibt aus der Nähe von Ptolomais den 7ten August 1754: „Das Abendessen genossen wir unter einem großen Weinstock, dessen Stamm ungefähr 1½ Fuß im Durchmesser hatte. Er bedeckte mit seinen Reben eine Hütte mehr als 50 Fuß lang und 50 Fuß breit. Hierbei erinnerte ich mich des Spruches im Propheten Micha: Ein Jeglicher wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen ohne Scheu!“ In Friedenszeiten brachte man den größten Theil des warmen Tages unter dem luftigen Dach vom Weinstock oder Feigenbaume zu, das sich vor jeglichem Hause befand. Die Weinreben geben hübsche Spazierstöcke. Die getrockneten größeren Beeren südländischer Weinstöcke heißen Rosinen, und den daraus bereiteten Wein nennt man Sect. Im Morgenlande giebt es Weintrauben, die wohl 20 Pfund schwer und deren Beeren so dick sind, wie kleine Pflaumen. Solche Trauben müssen denn freilich, sollen sie unverletzt bleiben, von zweien an einem Stecken getragen werden. 4 Mose 13, 24. — In Deutschland werden die Trauben in der Regel im Spätherbste reif. Sind sie reif, so werden sie gelesen, entbeert und gepreßt. Der ablaufende Saft heißt vor der Gährung Most und schmeckt bis dahin süß. Die südländischen Weine behalten fortwährend ihren süßen Geschmack. Die französischen Weine nennt man Franzweine. Besonders kostspielig ist der aufbrausende (moussirende) Champagner. Doch giebt's auch Rheinweine, von denen die Flasche 8 bis 10 Thaler kostet, während am Rheine man die Flasche der schlechtesten Sorten für 1 bis 2 Silbergroschen kauft. — Aus dem schlechten Weine macht man Essig. Trauben, die nicht reif werden, heißen Heerlinge.

(Kappe.)

Die Kartoffeln.

Die Kartoffeln sind erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika zu uns nach Europa gekommen.

Ein Engländer, der Seefahrer Franz Drake, hatte unterweges, auf seiner großen Reise um die Welt, an einen seiner guten Freunde daheim eine Probe zur Aussaat geschickt, und ihm dabei geschrieben: „Die Frucht dieses Gewächses ist so wohlschmeckend und so nahrhaft, daß ich dafür halte, ihr Anbau werde auch für Europa von großem Nutzen sein.“ — Aber es fehlte nicht viel, so wär's vergeblich gewesen, und der gute Freund hätte das neue Gewächs beinahe aus seinem Garten wieder vertilgen lassen, blos eines kleinen Mißverständnisses wegen; denn er dachte, sein Freund, der Seefahrer, habe mit dem Wörtchen „Frucht“ die Samenköpfchen gemeint, die oben am Kraut hangen.

Da es nun Herbst ward, und die vermeinten Früchte waren gelb geworden, so lud er viele vornehme Herren seiner Bekanntschaft zu einem Gastmahl ein, bei dem es hoch und herrlich zuging. Am Ende aber kam auch eine verdeckte Schüssel, und der Hausherr stand dazu auf und hielt seinen Gästen eine schöne Rede, worin er ungefähr sagte: „Er habe jetzt die Ehre, sie hier mit einer Frucht

bekannt zu machen, zu welcher er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, erhalten habe, mit der Versicherung, daß der Anbau dieser Pflanze für England, wie für das übrige Europa, von den wichtigsten Folgen sein werde.“

Das war nun genug gesagt, um alle Gäste neugierig zu machen auf das neue Gericht, und sie kosteten einer nach dem andern von der Frucht, die sorgfältig in Butter gebraten, und mit Zucker und Zimmt bestreut war. Aber wie sehr sie sich auch Mühe gaben, etwas Gutes heraus zu kosten, sie schmeckte abscheulich, und es war nur Schade um das viele Gewürz, das daran verschwendet worden war.

Also urtheilten nun alle einstimmig, die Frucht möge wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Damit war die Tafel zu Ende, und der Gärtner bekam den Auftrag, die unnützen Kartoffelstauden heraus zu reißen, und zu dem übrigen Unkraut auf die Seite zu werfen.

Darauf eines Morgens noch im Spätherbst ging der Gutsherr auch einmal wieder durch seinen Garten spazieren, und sah in der Asche des Feuers, das sich die Gärtner mit trocknem Kraute angezündet hatten, mehrere, von außen schwarz gebrannte, runde Knollen liegen. Er zertrat einige mit dem Fuße, und verwunderte sich nicht wenig, als sie ihm so lieblich entgegen dufteten, gerade so lieblich, wie uns noch jetzt die dampfenden Kartoffeln.

Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären. Dieser sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun erst auf einmal ging ihm das rechte Licht auf. Er ließ die übrigen sorgfältig sammeln, ließ sie zubereiten ohne Zimmt und Zucker, und lud dieselben Herren noch einmal zu Gaste, wobei er denn auch wieder eine Rede mag gehalten haben, diesmal, meine ich, etwa folgenden Inhalts: „Daß der Mensch, wenn er blos nach der Oberfläche urtheilt, und nicht zuvor den Dingen tiefer auf den Grund gräbt, um darüber abzusprechen, gar leicht in Fehlschlüsse und Irrthümer gerathen kann.“

Indessen dauerte es doch noch geraume Zeit, ehe die neue Frucht durch allerhand Vorurtheil sich Bahn machen, und auch im übrigen Europa, als eine köstliche Nahrung für Arm und Reich, die allgemeine Anerkennung erlangen konnte.

(v. Schubert.)

Das Zuckerrohr.

Das ächte Zuckerrohr, unserem Teichrohr sehr ähnlich, treibt einen 6 bis 12, ja bisweilen 20 Fuß hohen und 2 Zoll dicken, knotigen Halm mit schilfigen Blättern. Der Halm ist durch und durch mit einem weißen, saftigen und süßen Mark angefüllt. Es wächst ursprünglich in Ostindiens wässerigen Gegenden wild, ist aber auch nach Cypern, Sicilien, Afrika und in die wärmeren Striche von Amerika verbreitet worden. Das durch Schnittlinge fortgepflanzte Rohr wird, wenn es reif ist, abgeschnitten und auf den Zuckermühlen zwischen Walzen zerquetscht. Von den Zuckermühlen wird der Saft sogleich in die Siedehäuser gebracht, wo durch Kochen der Saft sich verdickt, und sendet ihn unter dem Namen Moskawade nach Europa, wo er in den Zuckersiedereien, deren es in Hamburg, Berlin ꝛc. viele giebt, durch Kalkwasser, Rindsblut und Eiweiß gereinigt wird, und dann raffinirter Zucker heißt.

Nahrhaftigkeit und Heilsamkeit des Zuckers.

Nicht blos der Mensch, sondern fast jedes Thier liebt Süßigkeiten und meidet das Gegentheil, und in der That ist Zuckerstoff ein Hauptbestandtheil jedes Pflanzenkörpers, der in größerem oder geringerem Verhältnisse nährende Stoffe enthält. „Ein wenig Zucker“ — sagt ein englischer Reisender — „setzt uns besser als irgend ein anderes Nahrungsmittel in Stand, körperliche und selbst geistige Beschwerden zu ertragen. Oft bin ich mit dem Araber durch die brennende

Wüste gereist, und wenn wir in den Mittagsstunden, von Müdigkeit erschöpft, uns niederließen, vertheilte ich an meine Gefährten einige von Zucker und Gewürz mit Mehl zu einem Teige zusammen geknetete kleine Kügelchen. Zwei oder drei von diesen, und einen Trunk Wasser, waren für mich immer das beste Erfrischungsmittel, ja selbst ein Reizmittel zu neuen Anstrengungen." Während der Zuckerernte in Westindien werden die Neger, trotz ihrer schweren Arbeit, gesund und munter, und Pferde, Maulthiere, Kühe u. dergl., welche das ausgepreßte Zuckerrohr und die Abfälle als Futter erhalten, werden rund und stark. „Ich habe in Indien" — sagte jener Reisende „Hammelfleisch gegessen, das in London vor sechs Monaten geschlachtet und darauf, mit Zucker in einer Kiste aufbewahrt, noch so frisch war, als ob es eben geschlachtet worden wäre." Die eingebornen Ceylon's bewahren ihr Wildpret in irdenen Töpfen mit Honig auf, und nach zwei bis drei Jahren hat es noch seinen ganzen Wohlgeschmack.

Aber nicht blos eine nährende, auch eine heilende Kraft besitzt der Zucker. Der frische Saft des Zuckerrohrs ist ein wirksames Mittel gegen mancherlei Krankheiten, und heilt leichte Geschwüre und alte Schäden. Nach der Behauptung eines englischen Arztes hat die Pest nie an einem Orte geherrscht, wo die Einwohner viel Zucker genießen. Benjamin Franklin fand bei seinen Steinschmerzen große Erleichterung, wenn er vor dem Schlafengehen ein halbes Nösel Syrup genoß, das beruhigender wirkte als eine Gabe Opium. Die auf Seereisen so furchtbare Krankheit, der Skorbut, ward oft in kurzer Zeit geheilt, wenn man die Kranken viel Zucker essen ließ. Die Wurmkrankheiten, welchen Kinder so sehr ausgesetzt sind, werden durch den Genuß des Zuckers verhütet, den Kinder aus einem Naturtriebe so gern essen. Die Behauptung, daß der Zucker den Zähnen nachtheilig sei, erklärt jener Reisende für ungegründet. Er sagt: Man besuche die Zuckerpflanzungen und sehe, wie schön und weiß die Zähne der Neger und die ihrer Kinder sind, die doch täglich Zucker kauen, und setzt hinzu: „Ich habe die wildesten Pferde durch Zucker gebändigt und gesehen, wie man die grimmigsten Thiere damit zu zähmen im Stande war."

Die angeführten Beispiele beweisen jedoch nur die Nahrhaftigkeit und Heilsamkeit des Rohzuckers; raffinirter Zucker dagegen ist nicht so allgemein zu empfehlen, sondern hat bei häufigem Genusse manche Nachtheile.

Die Baumwollenpflanze.

Die Baumwollenpflanze ist eines jener merkwürdigen Gewächse, mit dessen Anbau, sowie mit Verarbeitung der davon geernteten Baumwolle, mehr Menschenhände beschäftigt sind, als mit irgend einem andern Gegenstande. Es giebt indessen mehrere Arten Baumwollenpflanzen, die theils baumartig, theils wie Sträucher und Stauden wachsen, und von denen die letztere alle Jahr frisch ausgesäet werden muß. Alle stammen aus den wärmern Ländern der Erde. Die Baumwollenstaude aber wird auch in der asiatischen und europäischen Türkei, in Griechenland, im südlichen Italien und Spanien und vorzüglich in einem Theile von Nordamerika so häufig angebaut, daß die meiste Baumwolle von ihr herrührt. Sie wird gegen drei Fuß hoch, hat hellgrüne, fünftheilige Blätter und gelbe, rothgestreifte, den Malven ähnliche Blüthen, aus denen sich Samenkapseln von der Größe eines Taubeneies entwickeln. Diese sehen bei allen Baumwollenpflanzen anfangs grün aus, werden jedoch später braun und springen endlich bei völliger Reife auf. Da quillt denn die zarte Wolle heraus, die bisher zusammengepreßt war, und in der einige Samenkerne verborgen sind; sie muß daher um diese Zeit schleunigst eingesammelt werden, wenn sie nicht verloren gehen soll. Mittelst besonderer Maschinen wird die erhaltene Baumwolle von den Samenkernen und andern etwa hineingekommenen Unreinigkeiten gesäubert, in große Säcke möglichst fest eingepackt und in den Handel gebracht. Auf diese Art werden des Jahres gegen vier Millionen Centner Baumwolle aus Amerika, Ost- und Westindien, aus Aegypten und den Häfen

der asiatischen Türkei nach Europa eingeführt und hier, davon zwei Drittel allein in England, zu Garn gesponnen und dann zu Kattun, Musselin, baumwollenen Sammet, Spitzengrund, baumwollenen Strümpfen und einer Menge anderer dünner und dichter Stoffe verarbeitet. Obgleich das größtentheils mit Hülfe von Maschinen geschieht, haben dabei doch noch unzählige Menschen, zuerst mit Herstellung der Stoffe und dann mit dem Bedrucken, Färben und der sonstigen Zubereitung der verfertigten Waaren zu thun, ehe diese in die Hände der Verkäufer kommen. (Pfennig-Magazin.)

III. Das Mineralreich. (Mineralienkabinet.)

„Kommt Kinder," sagte der kinderfreundliche Lehrer Herr Wilberg zu denjenigen seiner Schüler, welche sich im Unterrichte in den Mineralien als die aufmerksamsten gezeigt hatten, „ich will euch meine ganze Sammlung von Mineralien zeigen, aus der ihr schon einzelne Stücke kennen gelernt habt!" Er führte sie in ein Zimmer, in welchem mehrere große Schränke, die wie Kleiderschränke aussahen, aufgestellt waren. Er schloß einen derselben auf. Wie erstaunten die Kinder, als sie hier anstatt der Kleider eine große Anzahl kleiner Schubkasten erblickten, mit zierlichen Ziehknöpfen versehen. Herr W. zog einen nach dem andern heraus und es überraschte die Kinder sehr, daß sie hier viele alte Bekannte fanden. — „Ihr wißt," sagte er, „daß die Mineralien sich nicht, wie die Pflanzen und Thiere, durch inneres Wachsthum entwickeln, sondern durch Ansetzung gleichartiger Materie von Außen entstehen." Herr W. veranlaßte die Schüler, sich über die vorliegenden Mineralien auszusprechen; und diese thaten dies, Einer nach dem Andern, in folgender Weise.

Mineralien heißen die festen Bestandtheile unseres Erdkörpers und das sind: Erden und Steine, Salze, brennbare Mineralien und Metalle. Alle Erdarten, ausgenommen die Dammerde, welche aus verweseten Pflanzen und Thieren entsteht, sind in den Steinen enthalten, deshalb betrachtet man auch die Steine als verhärtete Erden. Die Mineralien zerfallen, wenn sie lange Zeit der Witterung ausgesetzt bleiben; die härtesten Felsen und Metalle werden am Ende zu Staub und Erde.

Wer Steine kennen will, hat besonders auf die Gestalt, den Bruch, die Härte, Schwere, Durchsichtigkeit, Farbe und den Glanz derselben zu achten. — Wenn sich Mineralien rein und ungestört ausbilden können, so geschieht es in bestimmten Gestalten, die man Krystalle nennt. Diese zeichnen sich durch eine bewunderungswürdige Regelmäßigkeit aus, und wer sie zuerst sieht, fragt gewöhnlich staunend, ob sie denn wirklich von der Natur so geformt und nicht etwa von Menschen geschnitten oder geschliffen sind. — Wird ein Stein zerschlagen, so zeigt sich an den neuentstandenen Flächen die Art des Bruches, der entweder eben, wie beim Feldspath, erdig, wie bei der Kreide, körnig, wie am Marmor, oder muschlicht, wie am Feuerstein, ist. — Als hart gelten diejenigen Steine, die mit dem Stahle Funken geben; weich sind alle, welche sich mit der Messerspitze ritzen lassen. — Einige Mineralien haben eine bedeutende, andere eine geringe Schwere. — Einen fettigen Glanz hat der Quarz, einen matten der Hornstein, stark glänzend sind die Erze. In Farbe und Zeichnung nimmt man die größte Verschiedenheit wahr; es giebt punktirte, gefleckte, gewölkte, gestreifte Mineralien. An manchen Steinen ist eine Farbenwandlung bemerkbar.

Hartsteine. Man sondert sie in edle und gemeine. Der kostbarste unter den Edelsteinen ist der Diamant. Kein anderer kommt ihm an Härte, Glanz und Durchsichtigkeit gleich. Man findet ihn in Ostindien und Brasilien. Einen der schönsten besaß ein indischer Fürst; er war von der Größe eines Taubeneies und drei Millionen Thaler werth. Man faßt diese kostbaren Steine in Ringe; die ganz kleinen benutzt man zum Glasschneiden. — Der rothe Rubin nimmt

nach dem Diamant die erste Stelle ein; ist er blau, braun oder gelb, so nennt man ihn Saphir. Fast dieselbe Härte haben: der Smaragd von hellgrüner, der Spinell von röthlicher, der Topas von gelber, der Hyazint von bläulicher Farbe. — Der Granat, welcher am schönsten in Böhmen vorkommt, wird geschliffen, gebohrt und zu Halsschnüren eingerichtet.

Die gemeinen Hartsteine geben Feuer, schneiden aber nicht in den Feuerstein, wie die edlen, ein. Dahin gehört der Schörl oder Turmalin, der, wenn man ihn erwärmt, Papierstückchens oder Asche anzieht. — Der Quarz oder Kiesel, weiß, grau, nicht selten bräunlich, zeigt einen fettigen Glanz und muschlichten Bruch. Seine Krystalle sind sechsseitige Säulen mit aufsitzenden Spitzsäulen. Der Quarz dient als Baustein, besonders aber zur Glasbereitung. Aus den reinen und durchsichtigen Krystallen schleift man Kronleuchter, Pettschafte und unächtes Geschmeide. — Der Amethyst sieht veilchenblau, der Chrysopras, den man bei Frankenstein gräbt, apfelgrün, der Chalcedon hellgrau aus. Alle drei werden geschliffen, und man wendet sie zu Halsnadeln, Uhrschlüsseln, Dosen und zu allerlei Verzierungen an. — Der Jaspis, gelb, roth und braun, oft buntgestreift, hat einen mattschimmernden Bruch. Man verfertigt aus demselben Tischplatten, Vasen, Säbelgriffe und Messerhefte. — Steine, welche aus Chalzedon, Jaspis und Amethyst bestehen, heißen Achate. — Eines der gemeinnützigsten Mineralien ist der Feuerstein. Er läßt sich mit dem Hammer in scharfe, viereckige Stücke schlagen, die als Flintensteine dienen. Er giebt den Hauptstoff zum englischen Steingut, so wie zu dem härtesten Glase, dem Flintglase, das zu Fernröhren unentbehrlich geworden ist. — Der Feldspath, weniger hart als Quarz, bricht eben und schmilzt im starken Feuer. Den durchsichtigen nennt man Adular, den in verschiedenen Farben schillernden Labrador. Wichtig ist der Gebrauch des Feldspaths als Zusatz beim Porzellan. Ein schöner, weißer Feldspath mit Adular wird bei Lomnitz, nicht weit von Hirschberg, gebrochen. — Weicher als die vorangegangenen ist der Opal. Er sieht bläulich weiß und wie verglaset aus. Der edle Opal spielt in den schönsten rothen, grünen und gelben Farben, stammt aus Südasien und steht in hohem Werthe. Eine Art Milchopal findet man bei Baumgarten im Frankensteiner Kreise. Der Bimsstein, leicht, grau, faserig, durchlöchert, ist ein Erzeugniß feuerspeiender Berge. Man wendet ihn zum Glätten und Schleifen des Leders, des Holzes und mancher Metalle an. Die Matrosen reiben sich mit demselben den Bart ab. Das feine Bimssteinpulver reiniget Pergament und Elfenbein; allein zum Putzen der Zähne ist es nicht zu empfehlen, weil es den Schmelz zerstört. — Der Glimmer, von blättrigem Gefüge, glänzt wie Metall und gehört schon zu den weicheren Steinen. Der großblättrige heißt, wenn er weiß und durchsichtig ist, Marienglas. Man macht aus demselben Fenster- und Laternenscheiben, die nicht zerbrechen.

Thonhaltige Weichsteine. Man kann sie mit dem Messer schneiden, manche sogar zwischen den Fingern zerreiben. Der Thon oder Letten, den man in vielen Gegenden als eine weiche, klebrige Erde gräbt, kommt selten ganz rein vor. Er wird Thonmergel genannt, wenn er viel Kalkerde, und Lehm, wenn er Kieselerde oder Sand enthält. Im letztern finden sich auch Eisentheile, die ihn röthlich färben. Die Anwendung des Thons ist höchst mannigfach. Man nimmt ihn zur Bereitung der gemeinen Töpferwaaren und des Steinguts; beim Bauen leistet er wesentliche Dienste; auch macht man Alaun aus demselben. — Der Schieferthon, ein weicher Stein mit ebenem erdigen Bruche, umschließt oft Uberreste aus dem Pflanzenreiche und lagert gewöhnlich neben den Steinkohlen. Mit ihm ist der Thonschiefer nicht zu verwechseln, aus welchem die Schiefertafeln gefertigt werden; dieser hat mehr Härte.

Talkige Steine. Sie haben ein fettiges Aussehen, grünliche, gelbliche oder weiße Farben und lassen sich leicht schneiden. Die vorzüglichsten sind: der gemeine Talk, der Speckstein, der Meerschaum, aus dem Pfeifenköpfe geformt

werden, der Asbest und Amianth. Der letztgenannte enthält glänzende, seidenartige Fasern, die man biegen und zu Fäden spinnen kann. Ehemals hat man daraus eine unverbrennliche Leinwand gewebt.

Die Kalksteine. Ihr Bruch ist theils körnig, theils blättrig, die Farbe verschieden, desgleichen die Härte. Kein Kalkstein giebt Feuer; alle lassen sich mit dem Stahle ritzen. Sämmtliche Kalkarten brausen und schäumen, wenn man eine scharfe Säure, wie Scheidewasser, auf sie tröpfelt. — Der Marmor ist der härteste unter den Kalksteinen. Er zeigt im Bruche glänzende, bald grobe, bald feine Körner. — Der Kalkspath spaltet sich in verschobenen Würfeln. Der isländische ist durchsichtig und zeigt, wenn man ihn über eine Schrift legt, die Buchstaben doppelt. — Der Tropfstein bildet in den Höhlen allerlei Gestalten; sein Bruch ist strahlig oder faserig. — Der Erbsenstein enthält Kügelchen, die den Erbsen gleichen, und wird in der Nähe der heißen Quellen zu Karlsbad gefunden. — Der Stinkstein riecht, wenn er gerieben wird, nach verbrannten Haaren. — Für den Gebrauch sind die Kalksteine überaus wichtig. Der einfarbige Marmor dient zu Bildhauerarbeiten, der bunte zu Bauwerken. In Griechenland belegte man die Dächer der Tempel mit Marmorplatten, in Aegypten errichtete man Paläste aus Marmor; in Italien und Deutschland verarbeitet man ihn zu Säulen, Gesimsen, Altären, Taufsteinen, Tischplatten, Grabsteinen und Geländern. Der gemeine Kalkstein wird gebrannt, dann als Mörtel zum Bauen, als Düngungsmittel auf Aeckern, ferner in Seifensiedereien und Färbereien benutzt. In Schlesien sind brauchbare Marmorarten bei Priborn, Kaufung und Kunzendorf. — Der Flußspath, mit dem Kalksteine verwandt, hat merkwürdige Krystalle in Würfelform. Man thut ihn zu Silber-, Kupfer- und Eisenerzen, um sie zum Schmelzen zu bringen; daher kommt seine Benennung. — Die Gipse enthalten Kalkerde in Verbindung mit Schwefelsäure. Die sind weich, leicht zerreiblich, im Bruche eben, körnig, auch faserig. Den durchsichtigen Gips nennt man Fraueneis, den harten, weißen, Alabaster. Ganze Hügel von Gips sind nicht selten; in Oberschlesien lagert er reichlich bei Katscher. Aus Alabaster macht man Bildsäulen, Vasen und andere Gefäße; mit gebranntem Gips überzieht man Wände und Decken in Sälen und Prunkzimmern; auch schüttet man Gipsmehl auf Aecker, um sie tragbarer zu machen.

Die Salze. Sie unterscheiden sich von allen andern Mineralien durch ihren Geschmack und die Auflöslichkeit im Wasser. Reines Steinsalz ist durchsichtig, feinkörnig, weiß, grünlich oder röthlich; die Krystalle sind Würfel. Es findet sich in mächtigen Lagern, oft mit Thon und Gips untermengt. Das berühmteste Salzbergwerk ist bei Wieliczka am Fuße der Karpathen. — Andere Salze, als Salpeter, Vitriol, Alaun und Salmiak trifft man selten rein in der Natur; sie werden erst durch künstliche Zubereitung gewonnen. Die Salze sind den Aerzten, Färbern und Metallarbeitern unentbehrlich.

Zu den **brennbaren** Mineralien zählt man den Schwefel, die Steinkohle, den Bernstein und Graphit. Der Schwefel begleitet gewöhnlich die Gipsschichten und durchdringt manche Erze, wie z. B. den Kupferkies. Er brennt mit einer blauen Flamme und verbreitet einen eigenthümlichen Geruch. Man benutzt ihn als Arznei, zur Bereitung des Schießpulvers, der Schwefelsäure u. s. w. — Die Steinkohlen. Es giebt mehrere Arten, als: Schieferkohle, Glanzkohle, Pechkohle, Braunkohle. Die ergiebigsten Kohlenbergwerke trifft man in England, wo die Steinkohlen schon seit Jahrhunderten gefördert werden und doch in großer Menge noch vorhanden sind. In Schlesien bezieht man die meisten aus dem Kreise Waldenburg, Glatz und Beuthen. Die Steinkohlen sind nützlicher als Silber und Gold. England verdankt seine Größe und Reichthümer vorzüglich den Steinkohlen. Sie sind das Brenn- und Beleuchtungsmittel der dasigen Fabriken; durch sie werden Maschinen, Dampfschiffe und Dampfwagen in Bewegung gesetzt. — Der Bernstein, honiggelb, weißlich, fettglänzend, durchscheinend, von

muschlichem Bruche, brennt mit hellgelber Flamme und verbreitet wohlriechende Dämpfe. In manchen Stücken sieht man vollkommen erhaltene Insekten, als: Fliegen, Mücken und Käfer. Der Bernstein liegt an den Ufern der Ostsee mehrere Fuß tief im Sande oder von den Wellen herausgeworfen, auf der Oberfläche. Es werden aus demselben allerlei Sachen, Halsbänder, Rosenkränze, Kreuze, Ohrgehänge und Knöpfe gedrechselt und geschnitten; auch nimmt man ihn zum Firniß und zu Räucherpulvern. — Der Graphit, stahlgrau, metallisch glänzend, feinkörnig, ist aus Kohle und Eisen zusammengesetzt. Die Bewohner der nördlichen Polargegenden bemalen sich und ihre Geräthe damit. Früher wurde er in England zum Zeichnen der Schaafe angewandt, gegenwärtig dient er zu Bleistiften, indem man ihn entweder in dünne Stäbchen schneidet und mit Holz umgiebt, oder demselben, zu Pulver gestoßen, etwas Thon beimischt und ihn zu einem Teige macht, der dann geformt und getrocknet wird.

Die **Metalle** zeichnen sich vorzüglich durch ihre bedeutende Schwere und einen eigenen Glanz aus. Sie kommen in der Natur rein oder gediegen, doch mehrentheils mit anderen Mineralien vermischt, als Erze vor. — Das Platin, unter allen Metallen das schwerste, ist fast silberweiß, außerordentlich dehnbar und nur in bedeutender Hitze zu schmelzen. An Härte steht es dem Eisen nahe, rostet weder im Wasser noch in der Luft, sondern bewahrt seinen lebhaften Glanz für sehr lange Zeit. Man hat es zuerst in Südamerika entdeckt; vor mehreren Jahren fand man es, und zwar ziemlich häufig, am Ural. Das Platin wird wie die andern edlen Metalle angewandt, und in Rußland auch zu Geld geprägt. — Das Gold folgt nach dem Platin als der schwerste Körper. Es hat eine eigene gelbe Farbe, einen starken Glanz, läßt sich biegen, mit dem Messer schneiden und zu den feinsten Blättchen schlagen. Man findet es in verschiedenem Gestein, auch im Sande mancher Flüsse. — Das Silber, selten gediegen, öfter in Erzgestalt, als Glaserz, Rothgültig und Hornerz, zeichnet sich durch Farbe, Glanz und Klang aus. Seine allgemeinste und wichtigste Benutzung ist die zu Münzen. — Das Quecksilber erscheint gediegen in weißen, glänzenden Tröpfchen, oder wird erst aus dem Zinnober, einem dunkelrothen Steine, geschieden. Es ist ein wirksames, allein den Körper sehr angreifendes Heilmittel, welches nur im äußersten Nothfalle und sehr vorsichtig gebraucht werden sollte. Sonst dient es zur Scheidung edler Metalle, zum Verfertigen der Spiegel und zu Wettergläsern. Bei großer Kälte wird es fest wie Blei. — Das Kupfer, ein bekanntes röthliches Metall, bezieht man aus mehreren Ländern, namentlich aus Schweden. Schlesien hat einiges bei Kupferberg. Im hohen Norden von Amerika sollen zentnerschwere Klumpen auf der Oberfläche liegen. — Kupfererze sind: Kupferkies, Kupferglas, Fahlerz, Malachit, Kupfergrün. Setzt man Kupfer der Witterung aus, oder gießt Essig darauf, so überdeckt es sich mit Grünspan, welcher giftig ist; daher müssen kupferne Kochgeschirre innerlich verzinnt oder mit einer Glasur versehen werden, um der leichten Auflösbarkeit vorzubeugen, welche saure und salzige Speisen, ja sogar das Wasser auf das Kupfer ausüben. Man nimmt Kupfer zu mehreren Metallmischungen; das sogenannte Glockengut besteht aus Kupfer, Zinn und Blei; das Messing aus Kupfer und Zink. — Eisen. Dieses auf der ganzen Erde verbreitete Metall kommt äußerst selten gediegen vor. Die bekanntesten Eisenerze heißen: Schwefelkies, Magneteisenstein, Eisenglanz, Rotheisenstein, Brauneisenstein, Glaskopf, Thoneisenstein und Rasenerz. Das Eisen ist von allen Metallen das wichtigste, das nützlichste. Ohne Eisen würde keine Kunst, kein Handwerk bestehen; der Mensch wäre noch im Zustande der Wildheit und genöthigt, im Faustkampfe den Thieren seine Nahrung abzugewinnen. Ohne Eisen bestände kein Ackerbau, und die übrigen Metalle blieben für uns unnütz; denn das Eisen ist es, womit wir alle zu bearbeiten gelernt haben, und aus dem wir vielfache Werkzeuge, Getriebe und Maschinen bilden. — Das Blei schmilzt man aus Bleiglanz, aus Weiß-, Grün- und Braunbleierz. Es ist eins der schwersten und

weichsten Metalle. Im Feuer fließt es sehr leicht. Innerlich wirkt das Blei als ein Gift, verursacht heftige Leibschmerzen und sogar den Tod; äußerlich aber wendet man es in Salben mit gutem Erfolge an. Es dient zum Dachdecken, zu Röhren bei Wasserleitungen, zum Befestigen eiserner Stäbe und Klammern in Stein, zu Kugeln und Schrot. Eine Art Bleikalk, die Töpferglätte, wird aus Bleierz gebrannt. — Das Zinn gleicht so ziemlich dem Blei, ist jedoch etwas härter, viel leichter und nimmt einen stärkeren Glanz an. Vorzügliches Zinn besitzt England; in Deutschland zeigen sich, außer in Böhmen und Sachsen, wenig Zinnerze. Die mannigfache Anwendung dieses Metalls zu Geschirren, zum Verzinnen, zu Blech, zum Belegen der Spiegel, ist bekannt. — Der Zink, dessen Erze Galmey und Blende sind, sieht bläulich weiß aus; er ist etwas härter und strengfließender als Zinn. Seine Anwendung hat in neuerer Zeit zugenommen. Oberschlesien liefert jährlich davon viele Tausend Zentner. — Wismuth, Spießglanz, Nickel und Kobald sind Metalle, die theils als Arznei, theils als Farben vielfachen Nutzen darbieten. Hierher gehört auch der Arsenik, den man aus dem Arsenikkies, einem weißlich glänzenden Erze erhält, das, mit dem Stahle geschlagen, einen knoblauchähnlichen Geruch verbreitet. Der Arsenik ist das flüchtigste Metall; am Feuer steigt er nämlich sehr bald in einen weißen Dampf auf. Der verkalkte Arsenik ist ein fürchterliches Gift; dennoch benutzt man ihn bei krebsartigen Geschwüren als ein Heilmittel. Sehr viel Arsenik liefern die Berg- und Hüttenwerke bei Reichenstein.

Die Mineralien, von denen bisher die Rede war, gehören zu den einfachen; es giebt aber noch zusammengesetzte, und das sind solche, die aus einem eng verbundenen Gemenge mehrerer Steinarten bestehen. Zu diesen werden gerechnet: der Granit, Gneuß, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Serpentin, Porphyr, Sandstein, die Wacke und der Basalt. — Der Granit enthält Quarz, Feldspath und Glimmer, die bald in großen, bald in kleinen Körnern erscheinen. Seine Farbe ist mannigfach. Er dient als Gränz-, Bau- und Pflasterstein. Gleiche Bestandtheile hat der Gneuß; er unterscheidet sich vom Granit hauptsächlich durch seine Schichtung. Der Glimmerschiefer zeigt ebenen Bruch und es herrscht in ihm der Glimmer vor. Die höchsten Berge unseres Riesengebirges sind aus Granit, Gneuß und Glimmerschiefer aufgethürmt. — Im Thonschiefer, der schon früher erwähnt wurde, nimmt das Auge die obigen Bestandtheile nicht mehr deutlich wahr. Er hat einen splittrigen Bruch, ist schwarz, grau, roth, braun, ziemlich weich, und zeigt, wenn er geritzt wird, einen hellen Strich. Man gebraucht ihn zum Dachdecken und zu Schreibtafeln. — Der Serpentin ist ungeschichtet, von Farbe grün, ins Schwärzliche fallend, oft gefleckt und gestreift. Er ist leicht zu bearbeiten; man drechselt daraus Reibschaalen und Mörser für Apotheker, so wie Dosen, Schreibzeuge, Taufsteine. Serpentin findet man in der Nähe des Zobtenberges, bei Reichenstein und Schmiedeberg. — Der Porphyr ist ein Gemenge feiner Theile von verschiedenen Stoffen mit eingesprengtem Quarz oder Feldspath. Er ist gewöhnlich gelb, roth oder braun. Die meisten Berge zwischen Waldenburg und Neurode sind aus Porphyr. Im Sandstein läßt sich die Verbindung der Quarzkörnchen durch eine Art von Mörtel deutlich erkennen. Zuweilen spaltet der Sandstein in würfelförmige Stücke und heißt deshalb Quadersandstein. Es giebt Sandsteine, die sich leicht zerreiben lassen, andere sind von festem Zusammenhange. Man verfertigt aus diesem Mineral Mühl- und Schleifsteine, zuweilen Bildsäulen; oft dient er als Baustein. Ganze Bergreihen im nördlichen Theile der Grafschaft Glaz, die Heuscheuer und Bukowina, bestehen aus Sandstein. Die Wacke, ein scheinbar gleichartiges, dichtes, mehr oder weniger zelliges Gestein, grünlich, grau, auch schwarzbraun, kommt im Flötzgebirge vor. Der Warthaberg in Schlesien besteht aus Wacke. — Der Basalt ist ein schwarzer, äußerst fester Stein; er liegt oft in fünf- oder sechsseitigen Säulen. Mehrere Berge bei Löwenberg, der Gröditzberg, der Spitzberg bei Propsthein, enthalten Basalt."

Belehrung über den Berg- und Hüttenbau.

Der Berg- und Hüttenbau wird von den Bergleuten betrieben, deren Einige die Mineralien unter der Erde aufsuchen und zu Tage fördern (Grubenbau), Andere über der Erde die weitere Zubereitung und Reinigung derselben besorgen (Hüttenbau). Die Erze, welche die Metalle enthalten, findet man in den Gebirgen der Erde, welche man wieder in Gang- (Ur-) gebirge und Flötzgebirge eintheilt. Gänge nennt man mehr oder weniger senkrecht gehende Schichten oder Lagen der mineralischen Körper in den Gebirgen. Flötze heißen die horizontal über einander liegenden Schichten in einigen Gebirgen, welche durch gewaltsame Revolutionen des Wassers entstanden sein müssen. Die Ganggebirge sind die vorzüglichen Behälter der Erze. In den Erzen liegen die Metalle theils gediegen, d. i. in ihrem vollkommenen metallischen Zustande, oder vererzt, mit andern Mineralien vermischt, oder verkalkt, d. i. ihres brennbaren Wesens beraubt. (Nur die unedlen Metalle, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, können durch anhaltendes Feuer in Kalk verwandelt werden.)

Wenn die Bergleute einen Erzgang entdeckt haben, so wird er nach allen Richtungen verfolgt und das Erz herausgeschafft, wodurch oft große und tiefe Gruben entstehen. Dann werden Schachten, d. i. senkrechte Oeffnungen angelegt, durch welche man bequemer in die Gruben gelangen und die Erze aus ihnen herausbringen kann. Horizontallaufende Gänge werden Stollen genannt. Sie dienen theils zur Ableitung unterirdischen Wassers, theils zur Beförderung des Luftzuges in den Bergwerken, theils zur Verbindung der Gänge. Das in der Tiefe gewonnene Erz wird in Tonnen durch Winden, welche in dem Schacht angebracht sind, in die Höhe gewunden.

Das Metall so rein als möglich aus den Erzen herauszubringen und von beigemischten anderen Mineralien zu trennen, ist das Geschäft der Hütten. Man schlägt zuerst das Erz mit Hämmern in kleine Stücke, man pocht es, und läßt es durch Maschinen, die vom Wasser getrieben werden (Pochwerke), zu Pulver machen. Dann erfolgt das Waschen der Erze in abschüssig liegenden Kasten, wodurch die unbrauchbaren leichtern Theile von Erde und Stein abgeschwemmt werden. Vor oder nach dem Pochen geschieht das Rösten in der Absicht, die schwefelichten und arsenikalischen Theile, womit viele Erze vermischt sind, auszuscheiden und zugleich diese mürber und zum Schmelzen geschickter zu machen. Das Rösten geschieht, indem man wechselsweise eine Schichte Erz und eine Schichte Kohle legt und das Ganze anzündet. Einige Erze bedürfen des Röstens. Zuletzt erfolgt das Schmelzen der Erze; und einigen Erzen, die sehr schwer in Fluß zu bringen sind, müssen zur Beförderung dieses Geschäfts noch andere Dinge beigemischt werden. — Dies ist die allgemeine Behandlung der Metalle, die aber bei verschiedenen Gattungen manche Abänderung leidet. (Zachariä.)

Der Mensch.

So ist denn die ganze schöne Erde, mit allen ihren mannichfaltigen Steinen, Erzen, Kräutern und Thieren, für den Menschen zu einem Wohnsitz und großen, reichen Vorrathshause ausgestattet. Selbst von dem menschenähnlichen Affen unterscheidet den Menschen äußerlich schon der zum Stehen geschickte Fuß und der ganze, blos zum aufrechten Gange eingerichtete Bau des Körpers. Alle schwarzen, rothen, gelben, groß- und kleinnasigen, groß- und kleinäugigen Menschen, gehören doch nur zu einer Gattung, sind aus einem gemeinschaftlichen Stamme entsprungen dessen Zweige sich nach und nach über die ganze Erde ausgebreitet haben; denn dieses geht aus allen den Gründen hervor, welche die Gelehrten sonst in der Natur für ein sicheres Zeichen halten, daß verschieden aussehende Thiere und Pflanzen von einerlei Stammart wären, so wie aus den gemeinschaftlichen Sagen, Religionsbegriffen und Aehnlichkeiten der Sprachen, bei vielen, auch

noch so weit von einander entfernten Völkern. Ohne die Sprache und das verständige Wort, das er durch die Sprache vernimmt, wäre der Mensch doch nur ein armes, rohes Thier, denn seine Natur neigt sich, wenn sie nicht einen geistigen Antrieb von innen bekommt, mehr zur thierischen Sinnlichkeit hin, als zu einem höhern, geistigen Leben. Der Mensch muß auch nicht anfangs gleich wie ein rohes Thier gewesen sein, wie das Manche gesagt haben, denn das, was wir noch von Sprachen und Sagen und Kunstwerken aus den alleräItesten Zeiten übrig haben, übertrifft an Geist und an Vortrefflichkeit oft alles, was wir jetzt in der Art fertigen, und die jetzigen Leute würden keine Aegyptischen Pyramiden, keine solche Bildsäulen mehr machen können, wie die alten Griechen gemacht haben, nicht einmal mehr einen Straßburger Münster bauen. Man sieht es auch allen solchen alten Denkmälern an, daß damals, wo sie gemacht wurden, dem Menschen die Religion das Beste, Höchste, Nächste gewesen, die jetzt leider so vielen Menschen das Letzte, Fernste geworden ist. Und darum haben die ältern Zeiten so viel Vortreffliches geleistet, was wir jetzt nicht mehr leisten können. Denn der Mensch kann alles Gute, das er thut, nur durch Kraft der Religion thun, und ohne die ist nirgends ein Segen und Gedeihen bei Etwas. Der Mensch kann auch nur gut sein und gut werden, wenn er Gottesfurcht hat, denn die Menschenfurcht allein thut's nicht. Und man möchte wohl meinen, wenn Einer auch nur die große Natur um sich her ansähe, so müßte er lernen Gott fürchten und verehren und lieben. Aber es giebt doch ein Buch, was Alles dieses noch viel besser lehrt, als das Buch der Natur, die heilige Schrift. Ohne die möchte Jeder, der sie recht kennt, gar nicht mehr auf der Welt sein. Ohne sie würden wir auch das große schöne Buch der Natur, seinem eigentlichen höchsten Inhalt nach, gar nicht verstehen. Darum wäre es wohl gut, wenn Jeder der den ersten, blos vorbildlichen und vorbedeutenden Theil der Offenbarungen Gottes an den Menschen — das Buch der Natur, liebgewonnen, dabei vor Allem auch Liebe und Interesse für jenen zweiten, höheren Theil gewönne, welcher allein die Räthsel und das dunkle Sehnen der Natur und des Menschenherzens lösen und erfüllen kann.

(v. Schubert.)

B. Naturlehre.

Um die mannichfachen Naturkörper genauer kennen zu lernen, muss man nicht blos die äusseren Merkmale und Kennzeichen, wodurch sie sich von einander unterscheiden und wonach sie eingetheilt werden, zum Gegenstande der Betrachtung machen, sondern auch das Innere derselben, d. h. die Stoffe, woraus sie bestehen, und die Kräfte, wodurch sich diese Stoffe thätig zeigen. Ersteres geschieht in der Naturgeschichte, letzteres in der Naturlehre, welche beide zusammen die Naturkunde ausmachen.

Der Lesestoff auf den voranstehenden Blättern ist aus der Naturgeschichte entnommen, die nun folgenden Blätter enthalten Einzelnes aus der Naturlehre.

Die Elemente.

Nach einer aus uralter Zeit her gangbaren und auch jetzt noch im gemeinen Leben herrschenden Vorstellung bestehen alle Dinge aus Feuer, Luft, Wasser und Erde, oder den sogenannten vier Elementen, und blos die verschiedene Mischung dieser Grundbestandtheile, welche man sich

als einfach und unzerlegbar dachte, erzeugt die grosse Mannichfaltigkeit der verschiedenen Körper. Die neueren, sehr gründlichen Forschungen der Naturkundigen haben diese Annahme nicht bestätigt, sondern auf eine unwiderlegbare Art gezeigt, dass das Wasser sich in zwei luftförmige Körper oder *Gasarten*, Wasserstoff und Sauerstoff, — dass die gewöhnliche, uns umgebende oder *atmosphärische* Luft in zwei einfachere Luftarten, Sauerstoff und Stickstoff, — und dass auch fast alle in der Natur vorkommenden Erden und Steine in einfachere Stoffe zerlegt werden können. Man ist bemüht gewesen, alle solche unzerlegbare Stoffe oder *Grundstoffe* aufzufinden, und hat deren bis jetzt mehr als 50 gefunden, zu welchen unter andern alle einfachen Metalle und alle einfachen Erden gehören, deren Anzahl aber auf der einen Seite durch Entdeckung neuer sich zuweilen noch vermehrt, auf der anderen Seite aber auch zuweilen sich vermindert, wenn man Stoffe, welche bis dahin für unzerlegbar gegolten hatten, noch zerlegen lernt; daher sich die endliche Zahl derselben durchaus noch nicht bestimmen lässt. Wir führen aus der Zahl derselben hier nur als die bemerkenswerthesten an: 1) den *Sauerstoff* oder die *Lebensluft*, ohne welche kein thierisches Leben bestehen und kein Feuer brennen kann, welche durch ihre Verbindung mit den Metallen das Rosten und Verkalken derselben bewirkt, und beinahe $\frac{1}{4}$ der uns umgebenden Luft und dem Gewichte nach etwa $\frac{6}{7}$ des Wassers ausmacht. 2) Den *Stickstoff*, welcher etwas mehr als $\frac{3}{4}$ der atmosphärischen Luft ausmacht und für sich allein zum Athmen völlig untauglich ist, so wie auch kein Feuer in ihm brennt. Da er sich in lange verschlossenen Höhlen in verfallenen Brunnen, in frisch ausgeweissten Zimmern u. s. w. findet, so müssen solche Räume mit grosser Vorsicht betreten, und vorher sorgfältig gereinigt werden. 3) Den *Wasserstoff*, den andern Bestandtheil des Wassers, von welchem es dem Gewichte nach etwa $\frac{1}{7}$ ausmacht. Er ist 12 bis 13 mal leichter als die atmosphärische Luft, und wird daher zur Füllung der Luftbälle gebraucht; er entzündet sich sehr leicht, wo er mit Sauerstoff oder atmosphärischer Luft in Berührung kommt, und wird daher auch *brennbare Luft* genannt, obgleich in ihm allein kein Feuer brennt. 4) Den *Kohlenstoff*, von welchem nur sehr wenig in der atmosphärischen Luft enthalten, welcher aber der Hauptbestandtheil aller Pflanzenkörper und auch im thierischen Körper häufig vorhanden ist. Durch seine Vereinigung mit Sauerstoff giebt er das sogenannte *kohlensaure Gas*, eine Luftart, welche schwerer ist als die atmosphärische Luft, und im gemeinen Leben gewöhnlich *fixe Luft* genannt wird.

Allgemeine Eigenschaften der Körper.

Jeder Körper nimmt einen gewissen Raum ein, und hat daher *Ausdehnung*, wonach sich auch seine *Gestalt* und seine *Grösse* bestimmen. — Da er aus Theilen besteht, so lässt er sich auch in Theile zerlegen oder besitzt *Theilbarkeit*, eine Eigenschaft, welche an manchen Körpern bis zu einem bewundernswürdigen Grade der Kleinheit der Theile nachgewiesen werden kann. — Derjenige Raum, welchen ein Körper einnimmt, kann nicht zugleich von einem anderen Körper erfüllt werden;

daher legt man jedem Körper Undurchdringlichkeit bei. Vermöge dieser Eigenschaft setzt er jedem anderen Körper, welcher in demselben Raum eindringen will, Widerstand entgegen, und wird für uns tastbar. — Der Raum, welchen ein Körper einnimmt, kann bei allen Körpern um Etwas vergrössert oder verkleinert werden, und alle sind daher sowohl ausdehnbar als pressbar. — Alle Körper können ihren Ort verändern, und sind daher bewegbar. — Der grössere oder kleinere Raum, welchen ein bewegter Körper innerhalb einer gewissen Zeit zurücklegt, bestimmt die Geschwindigkeit seiner Bewegung. Ein ruhender Körper bleibt in Ruhe, bis irgend eine Kraft ihn in Bewegung setzt; ein bewegter Körper bleibt in Bewegung, und zwar in einer geradlinigen mit gleichmässiger Geschwindigkeit fortschreitenden Bewegung, bis irgend eine Kraft ihn in Ruhe bringt. Daher legt man jedem Körper ein Beharrungsvermögen bei. — Auf unserer Erde üben alle Körper gegen einander eine Anziehung aus, und werden insbesondere gegen den Mittelpunkt der Erde hingezogen; daher man ihnen Schwere beilegt. Nur von den unsperrbaren Dingen, welche aber auch nicht mit Gewissheit für Körper gelten, kann man nicht geradezu behaupten, dass sie an allen diesen allgemeinen Eigenschaften der Körper Theil haben; namentlich zeigen sie keine Spur von Schwere oder Gewicht, und heissen daher auch unwägbar.

Die Schwere eines Körpers äussert sich vermittelst eines Druckes, welchen er auf darunter liegende Körper ausübt, und welcher von der Anziehung der Erde herrührt. Die Grösse dieses Druckes kann vermittelst einer Wage gemessen werden und bestimmt das Gewicht des Körpers. Das Verhältniss des Gewichtes zu dem Raume, den ein Körper ausfüllt, bestimmt die Dichtigkeit, und mit derselben das eigenthümliche (spezifische) Gewicht des Körpers. Letzteres bestimmt man gewöhnlich durch Vergleichung mit dem Gewichte des destillirten Wassers, und hat dabei gefunden, dass von allen Körpern die Metalle, und unter ihnen wieder die Platina, Gold, Quecksilber, Blei und Silber das grösste eigenthümliche Gewicht haben.

Ein fallender Körper fällt in der ersten Sekunde 15 Fuss, welches man einen Fallraum nennt; da aber die Anziehung der Erde gegen ihn fortdauert, so nimmt die Geschwindigkeit seines Falles in jedem Augenblicke zu, und er durchfällt in der zweiten Sekunde 3, in der dritten 5 Fallräume u. s. w. Dies giebt ein Beispiel von einer gleichförmig beschleunigten, so wie die Bewegung eines aufwärts geschleuderten Körpers ein Beispiel von einer gleichförmig verzögerten Bewegung.

Das unterscheidende Merkmal fester Körper ist die Kraft, mit welcher die Theile so an einander haften, dass sie ohne Gewalt weder getrennt noch verschoben werden können, dies ist die Kraft des Zusammenhanges, eine besondere Art von Anziehung. Alle festen Körper haben ein grösseres oder geringeres Bestreben, ihre Gestalt, wenn dieselbe durch äussere Gewalt geändert worden ist, wieder herzustellen, welches man Federkraft oder Elastizität nennt. Bei vielen Körpern, als beim Salze, zeigt sich ein sichtbares Bestreben, beim Uebergange aus dem

flüssigen in den festen Zustand äusserlich eine regelmässige Gestalt, innerlich ein regelmässiges Gefüge anzunehmen, welches man Krystallisation, und die so gebildeten Körper Krystalle nennt.

Der Hebel.

Im Inneren jedes schweren Körpers findet sich ein Punkt, in welchem die ganze Schwere desselben vereinigt zu sein scheint, und durch dessen Unterstützung er vor dem Fallen gesichert ist; man nennt ihn den Schwerpunkt des Körpers.

Wenn ein unbiegsamer gerader Stab in irgend einem Punkte unterstützt, und an demselben Gewichte angebracht werden, welche ihn nach entgegengesetzten Richtungen zu ziehen streben, so heisst derselbe ein Hebel, z. B. der Wagebalken an einer Wage. Wenn diese Gewichte mit so gleicher Kraft wirken, dass sie sich gegenseitig aufheben, so ist der Hebel im Gleichgewichte. Dies findet statt, wenn entweder die Gewichte und die Entfernungen derselben vom Unterstützungspunkte gleich sind, oder wenn die Gewichte sich umgekehrt verhalten, wie die Entfernungen vom Unterstützungspunkte; wenn z. B. der Unterstützungspunkt von einem Endpunkte des Hebels 1 Fuss, vom anderen Endpunkte 2 Fuss entfernt liegt, so muss an dem näheren Endpunkte das doppelte Gewicht ziehen, als an dem entfernteren, um den Hebel im Gleichgewichte zu erhalten. Aus der Lehre vom Hebel erklärt sich die Wirkung vieler nützlichen Maschinen, z. B. der Wage, des Desemers und der Schnellwage, des Hebelbaumes, der Zange und der Scheere, der Winde, des Rades an der Welle, des Flaschenzuges, eines Räderwerkes u. s. w.

Die Luft.

Die Erde ist ringsumher von Luft umgeben, welche sich bis zu einer Entfernung von etwa 10 Meilen um dieselbe herum zu erstrecken scheint. Diesen Luftraum nennt man die Atmosphäre oder den Dunstkreis, weil alle aus der Erde aufsteigenden Dünste sich in demselben sammeln. Wenn diese für uns gewöhnlich unsichtbaren Dünste auf irgend eine Weise unserm Auge sichtbar werden, so nennt man sie Lufterscheinungen und theilt sie nach ihrem Ansehen und ihrer Beschaffenheit in:

a) wässrige Lufterscheinungen: Wolken, Nebel, Regen, Schnee, Hagel, Thau und Reif;
b) glänzende Lufterscheinungen: Regenbogen, Nebensonnen und Nebenmonde, Höfe um Sonne und Mond, Nordlichter;
c) feurige Lufterscheinungen: Gewitter, Sternschnuppen, Feuerkugeln, fliegende Drachen.

Da auch die Luft einige Schwere hat, so drückt die obere Luft auf die untere und macht diese dadurch dichter und schwerer. Je höher man daher bei Ersteigung von Bergen in die oberen Luftschichten kommt, desto dünner und leichter wird die Luft, so dass Menschen und Thiere darin zuletzt nicht mehr zu athmen vermögen. Merkwürdig ist es dabei, dass die Luft zugleich immer kälter wird, je höher man kommt.

Druck der Luft.

Die Luft hat mit allen ausdehnsamen Flüssigkeiten ein Bestreben, sich auszudehnen und in einen grösseren Raum zu verbreiten, woran sie nur dadurch gehindert werden kann, dass sie von allen Seiten gesperrt wird; sie widerstrebt also eigentlich jeder Gestalt. Vermöge dieser Ausdehnsamkeit strebt sie auch, jeden leeren Raum, zu welchem sie Zugang hat, zu erfüllen, und übt auf alle Gegenstände einen sehr starken Druck aus, welche von einer Seite her nicht unter einem gleichen Gegendrucke stehen; nur der gleichförmige Druck der Luft von allen Seiten her auf unseren Körper, so wie der Gegendruck derjenigen Luft, welche alle Höhlungen im Innern unseres Körpers ausfüllt, macht, dass wir von diesem Drucke im gewöhnlichen Zustande Nichts gewahr werden. Dieser Druck der Luft füllt einen Blasebalg von selbst wieder mit Luft, wenn die darin vorhandene durch das Zusammendrücken aus ihm herausgetrieben ist, treibt das Wasser in ein Pumpenrohr, wenn der Kolben in die Höhe gezogen wird, und bewirkt viele andere bekannte Erscheinungen. Sehr merkwürdig ist die durch den Burgemeister Otto von Guerike zu Magdeburg um das Jahr 1650 erfundene *Luftpumpe*, durch welche die unter einer Glasglocke befindliche Luft viele tausendmal verdünnt werden kann, wenn es eine Verdünnungspumpe, aber auch in hohem Grade verdichtet werden kann, wenn es eine Verdichtungspumpe ist. Erstere kann zu sehr vielen lehrreichen Versuchen benutzt werden, letztere wird bei den Windbüchsen gebraucht. Unter andern giebt die Luftpumpe auch ein bequemes Mittel an die Hand, unwidersprechlich darzuthun, dass die Luft Gewicht hat, wenn man die in einer hohlen Kugel befindliche Luft durch Auspumpen so vielmal verdünnt, dass der eingeschlossene Raum als luftleer betrachtet werden kann, und die Kugel vorher und nachher wägt. Durch solche Versuche hat man gefunden, dass ein Kubikfuss der uns umgebenden atmosphärischen Luft ungefähr $2\frac{1}{4}$ Loth wiegt, dass also diese Luft beinahe 800 mal leichter als Wasser ist, und dass der Luftdruck auf dem Körper eines erwachsenen Menschen ungefähr 30,000 Pfund beträgt.

Das Barometer.

Durch das von Torricelli im Jahre 1644 erfundene Barometer (Schwermesser der Luft), eine gewöhnlich gebogene Glasröhre, welche theilweise mit Quecksilber gefüllt, und dabei an einem Ende luftleer gemacht und verschlossen, am anderen Ende offen nnd dem Drucke der Luft ausgesetzt ist, kann man den Druck, welchen die gesammte Luft auf eine Fläche von bestimmter Grösse ausübt, sehr genau abmessen, und hat dadurch gefunden, dass dieser Druck dem Drucke einer Quecksilbersäule von ungefähr 28 Zoll, oder einer Wassersäule von etwa 32 Fuss Höhe gleich ist, dass aber dieser Druck nach der verschiedenen Beschaffenheit der Luft etwas zunimmt und abnimmt. Weil dieses Steigen und Fallen oft mit Veränderungen des Wetters in naher Verbindung steht, nennt man ein Barometer, auch wohl ein Wetterglas. Da man beim Besteigen

von Bergen über eine Luftschicht nach der anderen hinweg und zugleich in eine immer dünnere Luft kommt, so fällt das Quecksilber im Barometer um desto tiefer herab, je höher man kommt, und man kann das Barometer daher auch zum Messen der Berghöhen gebrauchen.

Der Wind.

Wenn das Gleichgewicht der Luft durch irgend ein Naturereigniss aufgehoben, wenn z. B. durch plötzlich eintretende Wärme die Luft in einer Gegend des Dunstkreises ausgedehnt oder durch Kälte zusammengezogen wird, so entsteht aus dem Bestreben der Luft, überall ihre gleichmässige Dichtigkeit wiederherzustellen, jene Bewegung der Luft, welche man Wind nennt. Nach dem verschiedenen Grade seiner Stärke nennt man ihn einen sanften, mässigen, scharfen und starken Wind, einen Sturm und einen Orkan. Nach der Dauer oder dem Wechsel ihrer Richtung unterscheidet man beständige und unbeständige Winde, deren genaue Beobachtung den Schiffern besonders wichtig ist. Nach den Gegenden selbst, woher die Winde kommen, haben sie ihre Eintheilung und Benennung erhalten: Ost-, Süd-, West-, Nordwinde. Die vier Zwischenwinde heissen: Nord-Ost, Süd-Ost, Süd-West und Nord-West.

Noch verdienen einige Winde wegen der Hitze und Austrocknung, die sie verursachen, und wegen ihres nachtheiligen Einflusses auf Pflanzen und Thiere bemerkt zu werden. Dahin gehören der Sirokko in Italien, der Samum in Asien und Afrika, der Chamsin in Aegypten und der Harmattan im westlichen Afrika.

Der Schall.

Wenn die Theile der Luft durch die zitternden Schwingungen elastischer Körper, z. B. einer Saite, Glocke, Pfeife u. dgl. in eine wellenförmige zitternde Bewegung gesetzt werden, so entsteht der Schall, welcher sich durch die Luft in jeder Sekunde etwa 1024 Fuss fortpflanzt. Das Anschlagen der Schallwellen an die inneren Theile unseres Ohres verursacht die Empfindung des Hörens. Durch das Abprallen und Zurückkehren der Schallwellen von entfernten Gegenständen entsteht der Wiederhall oder das *Echo*. Wird der Schall mehrmals wiederholt, welches geschieht, wenn er an mehrere Gegenstände anschlägt, welche nicht gleich weit entfernt sind, so entsteht ein vielfaches Echo. Bei Koblenz am Rhein hat man ein 17faches, in der Nähe von Mailand ein 40- bis 60faches Echo.

Mit der Anzahl der Schwingungen, welche ein tönender Körper in einer gewissen Zeit macht, und der dadurch erzeugten Anzahl von Schallwellen in der Luft, steht die Höhe und Tiefe der Töne in genauer Verbindung; je mehr Schwingungen desto höher, je weniger Schwingungen desto tiefer ist der erregte Ton.

Das Wasser.

Unter den tropfbaren Flüssigkeiten ist das Wasser die nützlichste, bekannteste und bemerkenswertheste. Ganz reines Wasser, welches

aber in der Natur nirgends vorkommt, sondern nur durch die Destillation gewonnen wird, ist völlig durchsichtig, farbenlos, geruchlos und geschmacklos. Durch die Kälte wird es zu einem festen Körper, welchen wir Eis nennen; aber auch durch Vereinigung mit festen Körpern wird es leicht gebunden und selbst fest, wie die tägliche Erfahrung beim Brotbacken lehrt. Durch den Einfluss der Wärme geht es in den Zustand der Ausdehnbarkeit über, nimmt denn einen vielmal grösseren Raum ein und heisst (Wasser-) Dunst, dieser Uebergang selbst aber die Verdunstung. — Die Scheidekunst hat dargethan, dass es sich in zwei luftförmige Stoffe zerlegen lässt, und dass unter 100 Theilen Wassers 85 Theile Sauerstoff enthalten sind. — Ein Kubikfuss Wasser wiegt 66 Pfund. — Wenn ein Körper ein grösseres eigenthümliches Gewicht hat als Wasser, so geht er im Wasser unter; bei einem geringeren eigenthümlichen Gewichte schwimmt er auf dem Wasser. Da der menschliche Körper nur um sehr wenig eigenthümlich schwerer ist als Wasser, so kann der Mensch durch angemessene Bewegung sich über dem Wasser erhalten und leicht die überaus nützliche Kunst des Schwimmens erlernen.

Das Wasser des todten Meeres ist, vermöge der vielen salzigen Theile, die es aufgelöst enthält, so dicht und schwer, dass ein Mensch, der auch niemals schwimmen gelernt hat, ohne alle Mühe sich auf demselben schwimmend erhalten kann.

Die Wärme

wird, wenigstens um darüber deutlich zu Andern reden zu können, als ein unsichtbarer, unwägbarer und durch alle Körper verbreiteter Stoff gedacht, welcher Wärmestoff genannt wird. Wenn er mit anderen Körpern in einer so innigen Verbindung ist, dass er auf andere in seiner Nähe befindliche Körper nicht thätig einwirkt und sich daher auch unserm Gefühle nicht kenntlich macht, so heisst er gebunden; wenn er aber mit ihnen in einer nur loseren Verbindung steht, und auf nahe Körper, wie auf unser Gefühl, thätig einwirkt, so heisst er frei. — Freier Wärmestoff, welcher in einem Körper in einem gewissen Masse vorhanden ist, hat überall das Bestreben, in die umliegenden Körper, welche weniger dieses Stoffes enthalten, überzugehen und sich ihnen mitzutheilen, bis ein Gleichmass eingetreten ist. — Abwesenheit freien Wärmestoffes heisst Kälte. — Dabei ist es allgemeine Wirkung der freien Wärme, dass sie die Körper ausdehnt, wogegen Kälte dieselben wieder zusammenzieht. — Wenn zuweilen durch Wärme die entgegengesetzte Wirkung zu erfolgen scheint, so ist dies in der That nur scheinbar und lässt sich leicht aus anderen Gründen erklären, z. B. das Zusammentrocknen des Holzes im Sommer durch das Verdunsten der in ihm enthaltenen Feuchtigkeit. — Auf diese Eigenschaft gründen sich

die Thermometer oder Wärmemesser,

Werkzeuge, mit denen man die Wirksamkeit der in der Luft oder in anderen Körpern befindlichen freien Wärme nach Graden abmisst. Ein solcher Thermometer besteht aus einer dünnen gläsernen Röhre, die am obern Ende zugeschmolzen und am untern mit einer kleinen hohlen Kugel

versehen ist. Die Kugel und ein Theil der Röhre werden vorher mit Weingeist oder Quecksilber gefüllt. Man setzt dann die Kugel in Schnee, und sieht, wie weit durch die Kälte die Flüssigkeit in der Röhre steigt, und macht ein Zeichen. Dann setzt man die Kugel in siedendes Wasser und macht wieder ein Zeichen. Den ersten Punkt nennt man den Gefrier- und den letzten den Siedpunkt. Der Raum dazwischen kann nun auf verschiedene Weise eingetheilt werden, und das Fallen und Steigen des Weingeistes oder Quecksilbers deutet dann den Grad der Wärme und Kälte an.

Die grosse Kraft, welche Wasserdämpfe äussern, wenn sie durch den Einfluss der Wärme aus tropfbarem Wasser schnell erzeugt werden, und nun sich in einen immer grösseren Raum auszubreiten streben, hat die so wichtige Erfindung der Dampfmaschinen herbeigeführt.

Die freie Wärme dringt durch einige Körper leichter, durch andere schwerer hindurch; erstere heissen gute Wärmeleiter, wie die Metalle, letztere schlechte Wärmeleiter, wie Holz, Kohle, Pelzwerk u. s. w. — Die Erregung der Wärme in bestimmten Körpern geschieht am häufigsten durch Entzündung derselben, wenn sie brennbar sind, vermittelst eines schon brennenden, ausserdem aber auch noch durch Schlagen und Reiben der Körper an einander, durch Sonnenstrahlen, durch Gährung mancher Flüssigkeiten, durch Zusammendrücken und Pressen der Körper und durch Electricität.

Das Licht.

Um über die Erscheinungen des Lichtes deutlich und fasslich sprechen zu können, denkt man sich dasselbe als eine überaus feine, unsichtbare, durch alle Räume verbreitete Materie, welche Lichtstoff genannt wird. Manche Körper haben das eigenthümliche Vermögen, diese Lichtmaterie in eine wellenförmig zitternde Bewegung zu versetzen, und also die Wirkung des Lichtes um sich her zu verbreiten; sie heissen selbstleuchtende, z. B. die Sonne, die Lichtflamme u. s. w. Andere Körper, z. B. die Erde, der Mond u. s. w., geben die Wirkung zurück, welche sie von den selbstleuchtenden Körpern empfangen haben, und heissen, je nachdem eine solche Einwirkung auf sie stattfindet oder nicht, erleuchtete oder dunkle Körper. Die wellenförmig-zitternde Bewegung des Lichtstoffes ist das Leuchten, und das Anschlagen der Lichtwellen an die Sehnerven des Auges verursacht die Empfindung des Sehens. Manche Körper, als Glas, Luft u. s. w., lassen die Wirkungen des Lichtes leicht durch sich hindurchgehen und heissen durchsichtig; andere, als Holz, Metalle u. s. w., halten sie auf und heissen undurchsichtig.

Obgleich Wärme und Licht sehr häufig mit einander verbunden sind, so scheint es doch keinem Zweifel unterworfen, dass sie als verschiedene Dinge zu betrachten sind, indem manche Körper, als faulendes Holz und Johanniswürmchen, leuchten ohne zu wärmen, andere dagegen, als geriebenes Holz, wärmen ohne zu leuchten.

Die Electricität.

Wenn man eine Stange Siegellack auf Tuch reibt, so zieht sie Sandkörner, Papierstückchen und andere kleine ganz leichte Körper an und

stösst sie dann wieder zurück; im Finstern zeigt sich dabei wohl ein matter Lichtschein und man sieht kleine Fünkchen. Dasselbe geschieht bei dem Reiben einer Glasröhre, des Harzes, des Bernsteins, der Seide, der Thierhaare u. s. w. Diese Erscheinungen nennt man, weil die alten Griechen den Bernstein, an welchem man sie zuerst bemerkt hat, Electrum nannten, electrische Erscheinungen, und die unsichtbare und unerkannte Ursache derselben heisst Electricität. In den genannten und anderen Körpern kann die Electricität durch Reiben erregt werden, haftet dann aber nur an den geriebenen Stellen und breitet sich nicht eben weiter über die Oberfläche dieser Körper aus, welche auch keine Electricität durch Mittheilung von anderen Körpern annehmen; daher nennt man sie selbstelectrische Körper oder noch gewöhnlicher Nichtleiter der Electricität. Andere Körper, als Metalle, Kohlen, Wasser u. s. w., zeigen beim Reiben gewöhnlich keine electrischen Erscheinungen, nehmen aber die in Nichtleitern angeregte Electricität begierig auf, vertheilen sie schnell über ihre ganze Oberfläche und geben sie eben so schnell ganz an andere Körper ab; man nennt sie unelectrische Körper oder lieber Leiter der Electricität. Manche Körper, als Holz, Papier, Elfenbein, Stein u. s. w., stehen zwischen beiden Arten von Körpern in der Mitte und heissen Halbleiter. — Alle electrischen Erscheinungen lassen sich durch eine künstliche Vorrichtung, welche man Electrisirmaschine nennt, sehr verstärken.

In der Natur offenbart der electrische Stoff sein Dasein durch verschiedene Erscheinungen, und unter diesen ist unstreitig das Gewitter eine der erhabensten und furchtbarsten. Die Gewitterwolken unterscheiden sich durch ihre eigenthümliche Färbung; sie gehen meistens tiefer, weil sie dichter sind und durch ihre Electricität zur Erde gezogen werden. Nähern sie sich nun einer electrischen Wolke oder besonders hervorragenden Gegenständen, so entladet sich ihre Electricität in dem Blitze, welcher in reissend schneller Bewegung genau den in der Atmosphäre vorhandenen Leitern folgt, daher er sehr oft einen Zickzack oder eine Schlangenlinie bildet. Dabei treibt er die Luft gewaltsam auseinander, die sogleich wieder mit einem rollenden Getöse, dem Donner, zusammenfährt. Das Schmettern, Knittern und Knackern, das man bisweilen hört, wird bewirkt, wenn der electrische Schlag durch mehrere Wolken fährt, was besonders bei sehr schweren Gewittern der Fall ist. Der Blitz folgt immer den Körpern, welche die wenigste Electricität besitzen, worunter vorzüglich Dämpfe, Metalle, hohe Thurmspitzen, hohe und saftreiche Bäume, Wasser u. a. m. gehören, und springt über alles hinweg, was ihn nicht leitet, wie Glas, Harz, harte Steine u. dgl. m. Daher oft nichts wunderbarer ist, als der Gang des Blitzes in einem von ihm getroffenen Gebäude. So fährt der Blitz, wenn er in Bäume schlägt, nicht selten zwischen Holz und Rinde hin, weil hier der meiste Saft sich befindet, oder er schmilzt Alles, was der Mensch von Metall an sich hat, ohne ihn selbst zu berühren. Uebrigens zünden die allerwenigsten Blitze, ja die meisten kommen nicht einmal auf die Erde herab, sondern verlieren sich in den Wolken.

Am besten werden Gebäude, Schiffe u. s. w. vor dem Blitze durch *Blitzableiter* gesichert. Es werden nämlich auf den höchsten Theilen eines Gebäudes eiserne, an der Spitze vergoldete Stangen errichtet, welche man Fangstangen nennt, und von denselben wird ein eiserner Draht oder eine eiserne Stange bis in die Erde oder in ein nahegelegenes Wasser geleitet. Wenn sich nun eine Gewitterwolke einem solchen Gebäude nähert, so wird entweder die electrishe Materie allmählig aus der Wolke durch die metallene Spitze abgeleitet, oder wenn sie sich entzündet, so fährt der Blitz an der eisernen Stange, als dem besten electrischen Leiter, herab in die Erde, ohne dem Gebäude zu schaden. Der Blitzableiter ist von Franklin, einem Naturforscher in Amerika, erfunden.

Wir sehen den Blitz in demselben Augenblick, wo er entsteht, und wenn die blitzende Wolke auch viele Meilen von uns entfernt ist; denn das Licht hat ja eine so schnelle Bewegung (42,000 Meilen Geschwindigkeit in einer Sekunde), dass man die Zeit, welche das Licht gebraucht, auf der Erde durch eine gewisse Entfernung sich zu bewegen, als Nichts ansehen kann. Den Donner hören wir immer später, weil der Schall in einer Sekunde Zeit sich nur durch einen Weg von 1024 Fuss fortbewegt. Wenn wir also die Zeit wissen, welche zwischen Blitz und Donner verstreicht, so können wir auch die Entfernung der blitzenden Wolke bestimmen. Verstreichen z. B. 8 Sekunden, 10 bis 20 Sekunden u. s. w. Zeit, so wüssten wir, dass die blitzende Wolke noch 8 mal 1024, 10 mal 1024, 20 mal 1024 Fuss u. s. w. von uns entfernt ist. Wo der Blitz einschlägt, da folgt Blitz und Donner zugleich ohne irgend einen Zeit-Zwischenraum.

Magnetismus.

Unter den schwarzen Eisenerzen findet sich hie und da eines, welches die merkwürdige Eigenschaft hat, das Eisen an sich zu ziehen. Weil man dasselbe zuerst bei der Stadt Magnesia in Kleinasien gefunden hat, nennt man es Magnet. Diese anziehende Kraft, welche auch durch andere Körper hindurchwirkt, und daher nicht zu sperren ist, zeigt sich am stärksten bei zwei Punkten, welche man die beiden Pole nennt und leicht findet, wenn man den Magnet in Eisenpfeilspäne legt, welche sich dann um die beiden Pole beträchtlich anhäufen. Wenn man den Magnet, etwa durch Aufhängen an einen Faden, in eine Lage bringt, wo er sich frei drehen kann, so dreht sich der eine dieser Pole immer gegen Norden und heisst daher der Nordpol, der andere immer gegen Süden und heisst daher der Südpol. Jede Stange Eisen oder Stahl lässt sich durch ein besonderes Streichen mit einem natürlichen Magnete in einen künstlichen Magnet verwandeln, welcher dieselben Eigenschaften zeigt; und da man diesen künstlichen Magneten jede beliebige Form geben kann, so werden sie zu Versuchen weit mehr gebraucht als die natürlichen. Am nützlichsten ist für den Menschen eine feine, durch Kunst in einen kleinen Magnet verwandelte Stahlnadel geworden, welche man so anbringt, dass sie sich auf einer feinen senkrecht stehenden Spitze frei wagerecht herumdrehen kann. Man nennt sie eine Magnetnadel, und mit der

ganzen Vorrichtung, in welcher sie angebracht ist, zusammen einen *Kompass*. Da sie dem Schiffer auf dem weiten Meere den Weg zeigt, so ist dieses kleine Werkzeug von unendlichem Nutzen für die Schifffahrt geworden. — Die Magnetnadel zeigt aber nur an wenigen Orten der Erde gerade gegen Norden, sondern an den meisten etwas gegen Westen oder gegen Osten, bei uns etwa 18 Grad gegen Westen, welches man die Abweichung derselben nennt. (Nach Grassmann.)

IV. Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der christlichen Kirche.

Jesus hatte seinen Jüngern verheißen, er wolle sie zu Menschenfischern machen; und in dem Gleichniß Matth. 13, 47 giebt er ihnen zu verstehen, was für eine Art von Fischfang er meine. Nämlich: nicht einen solchen, bei welchem es auf den Untergang der Fische abgesehen ist, sondern durch welchen sie vor den großen Raubfischen gerettet, und in ein sicheres Behältniß gebracht werden. Die Verheißung Jesu wurde bald erfüllt. Gleich das erste Mal, als Petrus das Netz des Evangeliums auswarf, zehn Tage nach Christi Himmelfahrt, fing er 3000 Fische auf einmal. Das ist ein großer Haufen, und man kann in der Kirchengeschichte lange nach einem zweiten Fischfang suchen, der auf einmal eine so große Zahl in das Netz gebracht hätte. Und doch, was ist dieser große Haufen gegen die Millionen, welche seitdem in die Grenzen der christlichen Kirche eingeschlossen worden sind.

Bald darauf (Apostelgesch. 4, 4.) erhielt die erste Christengemeinde einen bedeutenden Zuwachs von 2000 Seelen, und zählte also jetzt 5000 Mitglieder, während vor der Ausgießung des heiligen Geistes ihre Zahl sich nur auf 120 belief. (Apostelg. 1, 15.) So ist der Anfang der christlichen Kirche gewesen. Die Gemeinde in Jerusalem, die am Pfingstfest zum Glauben kam, war die erste christliche Gemeinde oder Kirche. Damals hatte der Feind noch kein Unkraut unter den Waizen gesäet; und wenn einer sich öffentlich zu Jesu bekannte, und sich taufen ließ, so durfte man in der Regel voraussetzen, das es ihm mit seinem Bekenntnisse Ernst sei. Diese ersten Christen, deren Zahl fortwährend zunahm, bildeten eine wahre lautere Gemeinde Jesu, und zeigten durch ihren Wandel, daß es mit ihnen wirklich etwas Neues geworden sei. Die ganze Gemeinde war ein Herz und eine Seele; Alle waren in Liebe mit einander verbunden, und Jeder war bereit, von seinem Uebrigen des Bruders Mangel zu ergänzen. Wer sich an die Gemeinschaft der Jünger Jesu anschließen wollte, und deshalb getauft zu werden wünschte, der wurde nur gefragt: ob er glaube, daß Jesus der Christus (d. h. der Messias, der verheißene Weltheiland) sei? und wenn er dies bejahte, so wurde ihm die Taufe nicht versagt. Uebrigens durfte man nicht fürchten, daß sich zu diesem einfachen Bekenntniß viele verstehen würden, ohne von Herzen an Jesum zu glauben; denn schon zum bloßen Bekenntnisse gehörte mehr Selbstverläugnung, als ein Jude von Haus aus vermag. Den schmachvoll gekreuzigten Jesus von Nazareth sollten sie als ihren Herrn und König anerkennen! — Das war für die meisten Juden ein Aergerniß. Ueberdies hatten die ruhigen Zeiten der Gemeinde bald ein Ende; und nachdem das junge Bäumlein innerlich genug erstarkt war, ließ der Herr die Stürme darüber kommen, die aber nur dazu dienten, es noch mehr zu befestigen. Nach dem Tode des Stephanus, der die Ehre hatte,

der Erstling der Blutzeugen zu werden, erhob sich die erste Verfolgung gegen die Christen in Jerusalem, welche zum Theil in's Gefängniß geführt, zum Theil getödtet wurden. Die Uebrigen aber zerstreuten sich, und trugen das Wort des Lebens in alle Städte von Judäa und Galiläa, nach Samarien, Phönizien und Syrien, und bis in die Insel Cypern hinüber. So wurde erfüllt, was Mark. 16, 20. steht. Es waren auch die Heiden damals zur Aufnahme einer neuen besseren Erkenntniß und Gottesverehrung vielfach vorbereitet. Des Götzendienstes waren viele müde geworden, weil sie anfingen zu merken, daß sie mit demselben betrogen seien. Aber freilich was den Juden ein Aergerniß war, das mußte auch den Heiden als eine Thorheit vorkommen: daß nämlich das Heil der Welt von einem Gekreuzigten und Gestorbenen ausgehen sollte. Deswegen waren es auch unter den Heiden nur Einzelne, welche zum Glauben an Christum kamen, so viele ihrer zum ewigen Leben verordnet waren. Die Mehrzahl derselben hatte gegen das Christenthum eine feindliche Gesinnung, welche bald in offenbare Verfolgung der Christen überging. Veranlassung dazu gab gewöhnlich die Zumuthung, welche man den Christen machte, den heidnischen Götzen zu opfern, und den Bildsäulen der Kaiser durch Räuchern u. dgl. Verehrung zu bezeugen. Weigerten sie sich deß, wie sie ja Gewissenshalber nicht anders konnten: so sah man dies nicht blos als eine Verachtung der Staatsreligion an, sondern auch als eine Unbotmäßigkeit gegen die Regierung, und glaubte deshalb, volles Recht zu haben, sie mit Gewalt zu zwingen, und ihr hartnäckiges Widerstreben mit dem Tode zu bestrafen. Furchtbar wurde allenthalben gegen die Bekenner des Gekreuzigten gewüthet, und seine Kirche mit Ast und Strunk auszutilgen gesucht; denn man wußte noch nicht, daß wohl die Welt, aber nicht Christi Wort und Reich untergehen könne. Viele Christen, welche ihren Verfolgern in die Hände geriethen, waren nicht stark genug, ihr Bekenntniß durch den Tod zu versiegeln, und fielen aus Furcht und Schwäche ab; andere aber blieben bis zum letzten Augenblick eines martervollen Todes ihrem Glauben getreu, und gaben freudig ihr Leben dahin. **Laktantius** (im dritten Jahrhundert) schreibt: „Hätte ich hundert Zungen und einen hundertfachen Mund und die stärkste Stimme der Welt, so könnte ich doch nicht alle die Verbrechen beschreiben, welche begangen wurden, noch die Martern alle nennen, die der Scharfsinn der Obrigkeiten gegen die große Menge der unschuldigen Christen ersonnen hat." Ein **Statthalter** sagte: „Es kümmere sich Niemand um die Christen, sie sind nicht werth, wie Menschen behandelt zu werden!" **Eusebius** sah in Aegypten, wie an einem Tage so viele abgethan wurden, daß die Scharfrichter darüber ermüdeten und ihre Werkzeuge sich abstumpften. Die Christen litten aber mit der größten Standhaftigkeit und Geduld. Sogar Freude und Frohlocken war an ihnen zu erblicken, und bis an ihren letzten Athemzug sangen sie Dank- und Loblieder.

Simeon, Bischof der Gemeinde von Jerusalem, war schon 120 Jahre alt, als er vor den römischen Statthalter geführt wurde. Er wurde mehrere Tage hintereinander gegeiselt, und blieb so standhaft, daß selbst seine Verfolger darüber staunten. Endlich, als er nicht von Christo lassen wollte, wurde er an das Kreuz geschlagen (im Jahre 106).

Drei Jahre später wurde der Bischof **Ignatius** von Antiochia, ein Schüler des Apostels Johannes, auf Befehl des Kaisers Trajan nach Rom geführt, um dort seinen Glauben an den Gekreuzigten mit dem Tode zu büßen. In einem Briefe, den er an die Gemeinde zu Rom schrieb, heißt es unter Anderem: „Auf dem ganzen Wege von Syrien nach Rom kämpfte ich mit wilden Thieren, gebunden an zehn Leoparden, (er meinte seine Wächter), die immer wüthender gegen mich werden, jemehr ich ihnen Gutes thue. Doch — werfe man mich in's Feuer, oder vor die wilden Thiere, nagle man mich an's Kreuz, zerreiße man mir alle meine Glieder: — was ist das Alles, wenn ich nur Jesum genießen darf!" — In Rom wurde er den wilden Thieren vorgeworfen. Als er die Löwen brüllen

hörte, sprach er: „Ich bin Christi Waizenkorn, das der Zahn wilder Thiere zuerst zermalmen muß, damit es als reines Brot erfunden werde." Bald hatten ihn die Löwen zerrissen. Die wenigen Knochen, welche sie übrig gelassen, sind in Antiochia beerdigt worden.

Im Jahre 167 wurde der 90jährige Bischof von Smyrna, **Polykarpus,** ein Schüler des Apostels Johannes, verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Als man ihm zumuthete, seinen Glauben zu verleugnen, sagte er: „Sechs und achtzig Jahre schon diene ich Christo, meinem Herrn, und er hat mir nie etwas zu Leide gethan, wie sollte ich nun ihm untreu werden, der mich erlöst hat!" Bei wiederholtem Zureden sprach er weiter: „Du giebst dir vergeblich Mühe; — höre, was ich bin: ich bin ein Christ! Willst du die christliche Lehre annehmen, so bestimme einen Tag und höre das Wort!" „Ich habe wilde Thiere!" rief der erzürnte Richter. — „Laß sie nur kommen!" erwiderte der Märtyrer. — „Wir haben auch Feuer!" schrie ein anderer. „Du drohest mit einem Feuer," entgegnete der Glaubensheld, „welches nur einen Augenblick brennt; aber du weißt nichts von dem zukünftigen Gerichte und dem Feuer der ewigen Strafe, welches für die Gottlosen aufbehalten ist." Nun wurde Polykarpus an einen Pfahl gebunden, und nachdem er noch brünstig gebetet hatte, wurde der Scheiterhaufen angezündet. Aber so hell auch das Feuer brannte, so wollte es den frommen Mann doch nicht ergreifen, wie wenn es sich vor ihm gefürchtet hätte. Sie durchbohrten ihn endlich mit einem Dolch, und ließen seinen Leichnam zu Asche brennen.

Cyprian, Bischof von Karthago wurde gleichfalls ein Opfer der heidnischen Mordgier. Vor den Richterstuhl gefordert, wollte man ihn zum römischen Gottesdienste nöthigen. Cyprian aber sprach: „Ich bin ein Christ und ein Bischof. Ich kenne keine andere Götter, als den einen und wahren Gott, der Himmel und Erde, und Alles, was darinnen ist, geschaffen hat. Diesem Gotte dienen wir Christen; zu ihm beten wir Tag und Nacht für uns und für alle Menschen, und auch für das Wohl der Kaiser." Als ihn der Statthalter weiter befragte, ob er bei dieser Gesinnung beharren wolle, so erwiderte der treue Knecht Gottes: „Das ist eine gute, gottesfürchtige Gesinnung, welche man deswegen nicht ändern darf." Hierauf wurde Cyprian in die Verbannung geschickt, aber bald wieder zurückgerufen. Man gebot ihm, zu opfern, und da er sich dessen weigerte, so wurde er mit dem Schwerte hingerichtet. Aber nicht blos Männer, sondern auch edle Frauen und Jungfrauen erkämpften sich in jenen Zeiten der Drangsale mit wahrhaft heldenmüthigem Sinne die Märtyrerkrone.

Von diesen Blutzeugen singt ein altes Lied:

Löwen, laßt euch wiederfinden,
Wie im ersten Christenthum,
Die Nichts konnte überwinden;
Seht nur an ihr Marterthum,
Wie in Lieb' sie glühen,
Wie sie Feuer sprühen,
Daß sich vor der Sterbenslust
Selbst der Satan fürchten mußt'!

Ganz großmüthig sie verlachten,
Was die Welt für Vortheil hält,
Und wonach die Meisten trachten,
Es mocht' sein Ehr', Wollust, Geld.
Furcht war nicht in ihnen;
Auf die Kampfschaubühnen
Sprangen sie mit Freudigkeit,
Hielten mit den Thieren Streit.

(Henry.)

Die Standhaftigkeit, mit welcher die Christen gewöhnlich die heftigsten Martern ertrugen, weil sie besondere Stärkung von oben erfuhren, die Freudigkeit, mit welcher sie einem schmerzhaften Tode entgegengingen, und oft sogar auf dem Scheiterhaufen in lauten Lobliedern ihre Seele aushauchten, machte auf viele der umstehenden Heiden einen tieferen Eindruck als die kräftigste Predigt, und war eines der fruchtbarsten Mittel, dem verfolgten Christenhäuflein neue Schaaren von Bekennern zuzuführen und die Lücken wieder auszufüllen.

(Nach der Calver christlichen Kirchengeschichte.)

Constantin der Große.

Diokletian war der letzte römische Kaiser, der als Heide die Christen verfolgte. Sein Nachfolger, Constantin, ward selbst ein Christ und die schrecklichen Verfolgungen hörten auf. Der Kaiser that den Christen wohl, wo er nur konnte. Ueberall wurden ihnen Kirchen erbauet. Die Heiden geriethen immer mehr in Verachtung, und die Christen wurden geehrt. Aber die viele Ehre that ihnen nicht gut. Viele lernten Pracht und Ehre lieb haben, hielten sich nicht mehr so wie vorher am Herrn Jesu und achteten nicht mehr so sorgfältig auf ihr Herz. — Constantin zog von Rom fort nach Byzanz am schwarzen Meere und ließ dort viele schöne Häuser aufbauen. Darum hat man ihm zu Ehren jene Stadt seitdem Constantinopel genannt. Kurz vor seinem Ende ließ er sich erst taufen: denn er fürchtete, noch zu sündigen; und die Sünden nach der Taufe hielt man für schwerer als diejenigen vor der Taufe. Darum machten's die meisten, die damals getauft wurden, so, wie der Kaiser. Er starb im Jahre 337 nach Christi Geburt und erhielt den Beinamen: der Große. (Nach Kappe.)

Julian, der Abtrünnige.

Auf Constantin folgten seine drei Söhne, die zwar Christen hießen, aber wie die Heiden lebten, und wo möglich noch schlimmer. Nach ihrem Tode ward ihr junger Vetter Julian Kaiser. Dieser hatte die Greuel mit angesehen, die seine Vettern verübten und meinte nun, das Christenthum mache die Leute schlecht. Darum ließ er im ganzen römischen Reiche bekannt machen: „Wer irgend Lust hat, wieder Heide zu werden, der werde es. Ich sehe es gerne und will ihn ehren. Die verlassenen Tempel sollen wieder geschmückt und reiche Opfer in ihnen dargebracht werden. Mich selbst soll man mit einem guten Beispiele vorangehen sehen, und viele, die sich vorher nur mit halbem Herzen zu den Christen gehalten hatten, wurden wieder Heiden. Nach seinem Tode ward der fromme Jovian römischer Kaiser, und die Herrschaft des Heidenthums hatte nun für immer ein Ende. (Nach Kappe.)

Das deutsche Heidenthum.

Zu der Zeit, da unser Heiland in Judäa auftrat, um seinen Tod der Welt zu bringen, waren unsere Vorfahren in Deutschland noch wilde Heiden, die in dichten Wäldern lebten, und sich an Krieg und Jagd ergötzten. Sie waren stark und kräftig und gingen beinahe ganz nackt. Nur eine Bären- oder Ochsenhaut hatten sie über die Schultern geworfen. Das war ihre einzige Kleidung. Und des Thieres Kopf mit offenem Rachen, und seine Hörner blieben gewöhnlich daran sitzen. Es sahe erschrecklich aus. Die Alles besiegenden Römer wagten es selten, und dann nie ungestraft, in unser Vaterland einzudringen, und gestehen selbst, daß die Deutschen ein biederes Volk gewesen, unter dem gute Gewohnheiten und Sitten mehr galten, als anderswo gute Gesetze. Doch auch sie gehörten zu den Heiden und beteten anstatt des Schöpfers das Geschöpf an, indem sie der Sonne, der Erde und allerlei andern Dingen göttliche Ehre erwiesen. Aber auch für unser Vaterland schlug nun die Stunde der Erlösung; es sollten auch hier Boten des Herrn auftreten und rufen: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Von England und Irland kamen nämlich Friedensboten herüber nach Deutschland. Um 600 n. Chr. kam Kolumban zu den Baiern und Franken; Gallus zu den Schweizern; Kilian um 650 n. Chr. zu den Ostfranken; Willibrod um 700 n. Chr. zu den Friesen. Am meisten aber that für unser Vaterland der Engländer Winfried.

Winfried.

Als der fromme Winfried, vom Geiste getrieben, ausziehen wollte aus seinem Vaterlande und seiner Verwandtschaft, das Evangelium zu verkündigen unter den

abgöttischen Deutschen, wehrten ihm seine Freunde und Verwandte und sprachen: Bleibe in der Heimath, da magst du auch des Guten genug schaffen, wofern du nur dieses begehrest.

Winfried aber antwortete und sprach: Höret zuvor eine Geschichte, darnach urtheilt. Als vor etlichen Jahren des Krieges Wuth unseres Landes Grenzen verheert hatte, zog ein reicher Mann durch die verwüstete Gegend. Da traf er auf dem Gebirge ein Häuflein Kinder nackend und bloß, und sie nagten an den Wurzeln, die sie aus der Erde wühlten. Da jammerten ihn die Kinder und er fragte sie: Wo ist euer Haus und euer Vater und die Mutter? Die Kinder sagten: Unser Haus ist verbrannt, und wir haben keinen Vater und keine Mutter mehr. Der Krieg hat sie getödtet.

Darauf nahm der reiche Mann die Kinder in seinen Wagen und führte sie in sein Haus und gab ihnen Alles, was sie bedurften, auch lehrte er sie arbeiten, und ließ sie unterrichten in allerlei Künsten und Weisheit.

Nach einiger Zeit kamen die Kinder zu ihm und sagten: Du bist groß und reich, aber noch größer, als dein Reichthum, ist deine Güte, womit du dich unserer erbarmt hast; ach! sage uns, mit welchem Namen wir dich nennen sollen?

Da neigte sich der barmherzige Mann zu den Kindern und sagte: nennet mich Vater, denn ich will euer Vater sein, und ihr sollt meine Kinder sein.

Als der fromme Winfried diese Geschichte erzählt hatte, lobeten alle die Güte des reichen Mannes. Da erhob er sich und sagte: Dort, wohin mein Herz verlanget, ist ein ganzes verwais'tes Völkchen. Gold und Silber habe ich nicht, aber ich will ihnen Besseres geben. Ich will sie zum Vater führen.

Darum zog er hinaus gen Deutschland und that die Götzen hinweg und lehrte das Evangelium vom Glauben und von der Liebe. Und sie nannten ihn Bonifazius, d. h. Wohlthäter und sprachen: Er hat ein gutes Werk an uns gethan.

(Krummacher.)

Am Spätabend seines Lebens, als siebenzigjähriger Greis, wollte Winfried noch einmal als Friedensbote zu den Friesen gehen. Der Herr segnete seine Arbeit. Viele bekehrten sich zu Christo. Einst nun sollten die Neubekehrten in der Gegend von Dokum eingesegnet werden. Der heilige Tag erschien, das Frühroth sandte seine leuchtenden Strahlen auf die Erde, und die Gläubigen erwarteten die heilige Stunde. Es hatte sich aber ein großer Haufe heidnischer Friesen unter den Christenhaufen gemischt, und dieser stürzte gerade in dem Augenblicke, wo der Heilige die feierliche Handlung beginnen wollte, auf ihn und seine Gehülfen los. Die jungen Christen griffen schnell zu den Waffen und drangen aus ihren Zelten auf die Feinde. Bonifazius aber rief ihnen zu: Kinder fechtet nicht; das Wort Gottes verbietet uns, Böses mit Bösem zu vergelten. Der Tag ist gekommen, den ich lange erwartet habe; hoffet auf Gott, er wird eure Seele retten. Die Heiden stürmten nun hervor und tödteten den Bonifazius und 53 der Seinen. So endete er im Jahre 755.

Nacht und Zorn und Todesgrauen
Lag, ach! so schwer auf unsern Gauen,
Blut röthete den Opferstein,
Herzen weinten heiße Thränen;
Doch ungestillt blieb all' ihr Sehnen,
Die Erde hat nur Trug und Pein.
O gold'nes Morgenroth,
Du Trost in aller Noth,
Jesus Christus,
Gelobt seist du,
Du tratst herzu
Und gabst den müden Seelen Ruh'.

Dankt dem Herrn, ihr seine Frommen,
Daß er zu uns auch ist gekommen
Mit seinem Wort und Sacrament,
Daß er hier sein Reich gegründet,
Sein heilig Feuer angezündet,
Das noch in Christenherzen brennt.
Christ, unser Morgenlicht,
Des Vaters Angesicht.
Nah' und ferne
Strahlt noch dein Schein
So warm und rein
In arme Sünderherzen ein.

Deiner Zeugen heil'ge Schaaren,
Die kühnen Beter in Gefahren,
Hast du, o Herr, hierher gesandt,
Deinen Segen auszuspenden;
Und, ihre Seelen in den Händen,
So kamen sie in unser Land.
Du stille, kleine Fluth,
Gefärbt mit Christi Blut,
Hallelujah,
Du Segensquell
Hast rein und hell
Gemacht der Väter Leib und Seel'.

Muhamed.

Seitdem das Christenthum durch Constantin auch äußerlich zu Macht und Ansehen gelangt war, riß auch bald großes Verderben in der Kirche ein.

Die Christen fingen an einzuschlafen. Sie beteten nicht mehr, oder nur zu den Bildern der Heiligen. Sie lasen nicht mehr fleißig im Worte Gottes. Sie meinten, wenn man sich steif auf eine Säule stellte und nichts thäte, oder in ein Kloster ginge und Mönch würde, das sei rechter Gottesdienst. Und weil sie den Weg des Friedens nicht mehr recht kannten, so machten sie auch in ihrem Leben dem Namen Christi lauter Unehre und wandelten nicht in Gottes Gebot. Das konnte der langmüthige, heilige Gott nicht länger dulden.

Unter Ismaels Nachkommen, den Arabern, lebte bei einer Kaufmannswittwe in Mekka ein reisender Diener, mit Namen Muhamed. Er konnte zwar nicht lesen und nicht schreiben, war aber sonst ein pfiffig kluger Mensch. Darum bewog er auch seine Herrin, ihn zu heirathen. Nun war er ein reicher Herr, legte den Handel nieder und lebte von seinen Zinsen. Dabei ward ihm aber die Zeit lang. Er machte sich gerne etwas zu thun. Das Geräusch der Städte mochte er aber auch nicht leiden. Er zog sich daher in eine wüste Gegend zurück und dachte darüber nach: „Welches mag wohl die beste Religion sein? Die Christen lehren manches Gute, die Heiden lehren manches Gute, die Juden lehren manches Gute. Aber auch Alle lehren Manches, was mir nicht gefällt. Ich will doch einmal dasjenige, was mir hübsch dünkt, aus allen drei Religionen zusammen stellen, und daraus eine neue machen. Aber werden es die Leute auch glauben und annehmen, was ich ihnen sage?" So dachte er, und indem er so sann und die Lust in ihm stieg, eine neue Religion zu stiften, wie sie seinem Sinne anständig wäre, so gab ihm der Lügengeist (Joh. 8, 44.) in's Herz, vorzugeben: Der Engel Gabriel ist mir erschienen und hat mich bis in den siebenten Himmel geführt, da hat mir Gott selber gesagt, was ich euch verkünden soll. Muhamed kam wirklich nach Mekka und lehrte: „Es giebt nur einen Gott, und ich bin sein Prophet." Von Mose und von unserm Herrn Jesu sagte er, sie seien auch Propheten gewesen, nur geringere als er. Von einer Erlösung aus Gnaden und von einer völligen Umänderung des Herzens wollte er nichts wissen. „Gebet," sagte er, „führet bis auf halbem Wege dem Herrn entgegen, Fasten bis an die Thüre seines Hauses und Almosen öffnet seine Pforten. — Alles, was in der Welt geschieht, es sei gut oder böse, ist von Gott unabänderlich vorher bestimmt. Geht nur toll und wild in die Schlacht. Wer nicht sterben soll, stirbt doch nicht. Vom Frieden im Herzen konnte er freilich nichts wissen. Er kannte nur fleischliche Freuden, erlaubte jedem Manne mehr als eine Frau zu nehmen und lehrte: „Wer meinen Worten glaubt und danach lebt, der kommt nach dem Tode in das Paradies. Da ist die Erde von Weizenmehl und der Baum Tuba hängt voll Granaten und Trauben. Wenn den Seligen nach Fleisch gelüstet, stehen alsbald gebratene Tauben

vor ihnen. Und wer gerne reiten will, gehe nur nach dem Tuba; da wachsen auch schöne Rosse d'ran, — gleich gesattelt und gezäumt. Man darf nur zugreifen!"

So lehrte Muhamed. Die Mekkaner wollten's aber nicht glauben, lachten ihn erst aus und jagten ihn endlich gar fort, 622 den 15. Juli; (Von dieser Flucht an — arabisch Hedschra — rechnen die Muhamedaner ihre Jahre.) Der Lügenprophet floh nach Medina und fing wieder an, dasselbe zu lehren. Eine Taube hatte er abgerichtet, ihm auf offenem Felde Erbsen aus dem Ohr zu fressen. Wenn das nun die zuhörende Menge sah, sagte Muhamed: „Jetzt hat mir dieser Bote Gottes wieder neue Befehle gebracht!" Und die Menge glaubte es, glaubte alles, was Muhamed lehrte. Sein Anhang wurde immer größer. Bald zog er an der Spitze bewaffneter Schaaren nach Mekka und zwang seine dortigen Feinde und Freunde zur Annahme seiner Lehre. Ueberall, wohin er kam, in Arabien und den Grenzländern, siegte er, und zu den Besiegten hieß es: „Entweder ihr werdet muhamedanisch, oder niedergehauen!" Ihr könnt denken, daß da die meisten muhamedanisch wurden. Selbst die Namenchristen im Morgenlande, die die Seligkeit des Evangeliums nicht geschmeckt hatten, dachten: O, es ist doch kein großer Unterschied. Warum sollten wir denn nicht auch muhamedanisch werden? Ohnehin können wir dann noch bequemer nach unserer Lust leben, als im Christenthum. Sollten wir also deshalb das Leben lassen? — Und die Unglückseligen verließen den Weg des ewigen Lebens und wurden Muhamedaner.

Eine von den 32 Frauen Muhamed's, eine Jüdin von Geburt, zweifelte noch in etwa daran, daß ihr Mann wirklich ein Prophet Gottes sei. Sie gab ihm eine Portion Gift ein und meinte: Einem Propheten könne das nicht schaden. Es schadete ihm aber doch. Muhamed starb und ward in Medina begraben. Und jedem Muhamedaner ist es zur Pflicht gemacht, wenigstens einmal in seinem Leben nach Mekka und Medina zu reisen und dort zu beten.

Muhamed's Chalifen, d. i. seine Nachfolger im Herrscheramt, dehnten ihre Macht schnell weiter aus. Ein Stück wurde nach dem andern von dem schwachen morgenländischen Kaiserthume abgerissen, auch Jerusalem erobert, aber, als heilige Stadt, milde behandelt. Ja selbst nach Europa drangen die Araber und unterjochten fast ganz Spanien und Portugal. Wer weiß, wie weit sie noch gekommen wären, wenn nicht der tapfere Heerführer der Franken, Karl Martell (d. i. der Hammer), sie zurückgeschlagen hätte. (732.)

Im Osten verband sich ein wildes Gebirgsvolk, die Türken, mit ihnen und nahm ihren Glauben an. Und als später die Macht der Araber abnahm, fing die der Türken an zu wachsen. Sie führten beständige Kriege mit dem morgenländischen Kaiserthume, bis sie im Jahre 1453 gar die Hauptstadt desselben, Constantinopel, einnahmen, und damit dem ganzen Reiche ein Ende machten.

(Nach Kappe.)

Die Kreuzzüge.

Jeder Mensch, dem etwas an seiner Seligkeit gelegen ist, und der seinen Gott und Heiland Jesum Christum von ganzem Herzen lieb hat, hört auch gern etwas von dem Lande erzählen, in welchem der Herr umhergewandelt ist, und wohlgethan hat und gekreuzigt und begraben wurde. Das haben die Frommen schon von jeher gerne gehört, und diejenigen, welche es konnten, sind schon in den frühesten Zeiten nach dem heiligen Lande gereis't und haben in Gethsemane und auf Golgatha gebetet und sich deß erinnert, was dort für sie geschehen ist. Nach und nach thaten es aber auch manche, weil sie meinten, Gott werde ihnen dann gnädiger sein, als daheim, und das war nicht gut. Denn Gott will uns um Christi willen die Sünden vergeben, und nicht um einer Reise willen. So lange die Christen in Jerusalem herrschten, waren solche Pilger natürlich willkommen. — Auch als die Araber die heilige Stadt einnahmen, wurden diese Wanderer noch immer freundlich behandelt. Als aber die rohen Türken Jerusalem

eroberten, änderte sich das sehr. Die Pilger wurden verlacht, verspottet, geschimpft, geschlagen. Und wenn sie in die Kirche zum heiligen Grabe gehen wollten, mußte jeder von ihnen wohl dreißig Thaler an die habsüchtigen Türken bezahlen. Das betrübte die Pilgrime. Wehklagend kamen sie nach Europa zurück und erzählten von dem Jammer in Jerusalem. Im Jahre 1095 kam auch der französische Einsiedler, Peter von Amiens, zurück, ging zum Papste Urban II. und sagte: „Heiliger Vater, ich komme gerades Wegs von Jerusalem und habe in der heiligen Stadt großen Jammer und Noth gesehen. Und als ich dort bitterlich darüber weinte, erschien mir der Heiland im Traume und forderte mich auf: „„Eile in deine Heimath und wecke die Gläubigen auf zur Reinigung der heiligen Oerter!““ „Eilig kehrte ich zurück und warte nun deiner Befehle!“ „Gut,“ sagte der Papst, „so reise umher und fordere die Menschen auf, sich zu vereinen und das heilige Grab den Ungläubigen zu entreißen!“ Und nun setzte sich Peter, obwohl lahm, im groben, wollenen Mönchsrock, einen Strick um den Leib, auf einen Esel und ritt von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Barfuß, mit nie gekämmtem, schwarzem Haare, im bloßen Kopfe, das Kruzifix in der Hand, machte er eine wunderliche Figur. Das Volk lief zusammen, wenn es ihn sah, und er redete begeistert zu der Menge: „Auf, ihr Christen, der Heiland ruft euch! Ich selbst habe oft gehört, wie aus allen Winkeln der heiligen Orte der Weheruf ertönte: „„Rettet, ach rettet uns!““ „Und ihr wollt noch säumen, ihr erkornen Werkzeuge des Herrn?“ Peter hatte sich's blos eingebildet, daß der Heiland begehre, die Christen möchten das heilige Land wieder erobern, aber die Leute glaubten es und wurden voll Eifers. Niemand bedachte in der Zeit, daß die Waffen der Christen geistlich seien, denn man kannte das Wort Gottes nicht. Der Papst berief Jedermann, wer könnte, nach Clermont in Frankreich zusammen und bewog daselbst die große Versammlung zu einem Kriegszug wider die Türken. Er redete aber seine eigenen Einfälle und nicht Gottes Wort. „Es ist unsere heiligste Pflicht,“ sagte er, „das heilige Land den Ungläubigen wieder zu entreißen. Jeder, der mit ziehet, wird sich dadurch die ewige Seligkeit erkaufen; wer aber ohne Grund daheim bleibt, bringt ewigen Fluch über sich und seine Familie. Auch die Knechte mögen mitziehen und an dem heiligen Werke theilnehmen. Von dem Augenblicke an, da sie mitziehen, seien sie frei!“ Solches und noch Vieles andere redete der Papst, und alles Volk rief: „Gott will es, Gott will es!“ Wer Lust hatte, mitzuziehen, nähete sich ein rothes, wollenes Kreuz auf die Schulter. (Deswegen werden diese Unternehmungen **Kreuzzüge** genannt.) Große Haufen schlechten Gesindels sammelten sich, zogen durch Ungarn, plünderten überall, namentlich die Juden („weil deren Vorfahren den Herrn Jesum gekreuzigt hätten“) und — wurden beinahe sämmtlich erschlagen. Erst nach der Ernte 1096 kam ein geordneter Kriegszug, dreihundert tausend Mann stark, zu Stande, und der fromme Herzog **Gottfried von Bouillon** ward der Anführer desselben. Drei volle Jahre brachte derselbe auf dem weiten Marsche zu, und sein Heer schmolz in den vielen Kämpfen mit den Ungläubigen, von Hunger und Pest geplagt, bis auf 40,000 zusammen. Mit unendlichem Jubel erblickten diese endlich nach dem unsäglich mühevollen Marsche die Thürme von Jerusalem, von der Abendsonne beleuchtet. „Jerusalem, Jerusalem!“ riefen sie unwillkührlich, und ein freudiger Schauer durchbebte ihre Gebeine. Sie naheten sich der heiligen Stadt, erstürmten sie, und — erwürgten Alles, was ihnen vorkam. Die Straßen waren mit Türkenleichen angefüllt, die Gossen flossen von Menschenblut. Die Unglücklichen! sie meinten Gott zu dienen; aber sie kannten seinen Willen und seine Liebe nicht und befleckten ihre Hände mit Blutschulden. Da erschien plötzlich Gottfried im weißen Gewande; alle thaten's ihm nach, und die Mörder wallfahrteten zur Grabesstätte des Friedefürsten. „Du sollst unser König sein!“ rief froh die Menge dem Sieger entgegen, und besorgte ihm eine goldene Krone. Gottfried nahm aber die Krone nicht an. „Nein,“ sagte er, „nimmer werde ich hier eine goldene

Krone tragen, wo mein Heiland mit Dornen gekrönt ist!" Und er litt es nicht, daß man ihn krönte. Auch ließ er sich nicht König nennen, sondern nur Beschützer des heiligen Grabes!"

Sein Bruder Balduin ward sein Nachfolger, und nannte sich König von Jerusalem. Es gab also jetzt Könige von Jerusalem. Das dauerte aber nicht lange. Die muhamedanischen Fürsten bekriegten fast unaufhörlich das junge schwache Königreich. Von Europa kamen zwar von Zeit zu Zeit große christliche Heere demselben zu Hülfe, aber sie richteten nichts aus. Selbst 50,000 französische und deutsche Knaben versammelten sich und wollten, von Priestern angeführt, die Muhamedaner bekämpfen. Sie kamen aber theils auf dem Marsche um, theils mietheten sie sich wohlfeil auf Schiffen ein, die Seeräubern gehörten, und wurden von diesen in die Sklaverei verkauft. Das kleine Reich in Palästina wurde immer ohnmächtiger und endlich gar von den Aegyptern 1187 den Christen wieder entrissen. Dennoch zogen nachher noch mehrere christliche Könige nach dem heiligen Lande; aber die heiligen Orte waren und blieben in den Händen der Ungläubigen.

Beinahe 200 Jahre hatten die Kreuzzüge gedauert, und über sechs Millionen Christen waren dabei umgekommen. Für das wahre Christenthum wurde durch diese Kreuzzüge nichts gewonnen, mehr für Handel und Gewerbe u. dgl.; aber das war theuer erkauft. (Nach Kappe.)

Irrlehren und Mißbräuche der christlichen Kirche.

Die einfache Lehre unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, wie sie in den Zeugnissen der heiligen Schrift vor achtzehnhundert Jahren niedergelegt und aufgeschrieben ist, war im Laufe der Jahrhunderte vielfältig durch Menschensatzungen verunreinigt, die Verfassung der Kirche aber durch schnöde Mißbräuche entstellt worden, wie hier im Einzelnen erzählt werden soll.

1) Die erste christliche Kirche hatte auch ihre Bischöfe, d. i. fromme, verständige Männer, welche die einzelnen christlichen Gemeinden überwachten und leiteten; sie hatte Diakonen, d. i., Diener oder Helfer, welche den Bischöfen bei der Handhabung der äußern Ordnung der Kirche hülfreiche Hand leisten mußten und insbesondere die Almosen an Dürftige vertheilten; sie hatte endlich Aelteste oder Presbyter, welche den Vorstand der Gemeinde bildeten und gleichsam die Stelle der ganzen Gemeinde vertraten. Das war eine gute und löbliche Verfassung, denn eine feste Ordnung muß Statt finden, überall, wo Menschen sich zu irgend einem Zwecke verbinden, wie viel mehr, wo Menschen sich vereinigen, ihren Gott zu verehren, der nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens ist, wie in allen Gemeinden der Heiligen (1 Cor. 14, 33).

Da geschah es aber, daß die Bischöfe der großen Gemeinden sich selbst erhöheten, auf daß sie erniedriget würden; der Bischof von Rom aber, den man nachmals den Papst genannt hat, gelangte zu ungemessener Macht über alle Bischöfe und über die ganze Christenheit auf Erden, also, daß er sich zuletzt den Statthalter Jesu Christi auf Erden nannte und Königen und Fürsten befehlen wollte. Das steht nun nicht in der heiligen Schrift, daß es also sein soll, denn es stehet geschrieben Matth. 23, 8—12: ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder. Und sollt Niemand Vater heißen auf Erden, denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist. Und ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen; denn Einer ist euer Meister, Christus. Der größeste unter euch soll euer Diener sein. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet.

Daraus nun, daß es die Päpste anders hielten und weltliche Herren sein wollten, die Könige und Kaiser in den Bann thaten, daraus ist groß Unheil auf Erden, auch Empörung und Zwietracht entstanden, und es haben darum Brüder gegen ihre Brüder, Söhne gegen ihre Väter, und Väter gegen ihre Söhne gekämpft bis auf den Tod und in bitterster Feindschaft.

2) Es hat auch der Apostel Paulus geschrieben an Thimotheus, der selber einer großen christlichen Gemeinde vorstand, wie ein Bischof solle beschaffen sein, nämlich unsträflich, eines Weibes Mann, nüchtern, mäßig, sittig, gastfrei, lehrhaftig, nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Handthierung treiben, sondern gelinde, nicht haderhaftig, nicht geizig; der seinem eigenen Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit; nicht ein Neuling, daß er sich nicht aufblase, und dem Lästerer in's Urtheil falle, und der auch ein gutes Zeugniß habe von denen, die draußen sind, auf daß er nicht falle dem Lästerer in Schmach und Stricke (1. Tim. 3, 1—7).

Das Alles nun hatten gar viele Päpste und Bischöfe vergessen und waren nicht bemüht, der Christenheit und ihren Gemeinden voranzugehen mit dem Beispiel eines heiligen Lebens, sondern nur darauf waren sie bedacht, zu herrschen durch weltliche Macht und Gewalt. Auch viele der andern Geistlichen wandelten in Unehrbarkeit und Unzucht und schändeten durch ihren Wandel die Lehre Jesu Christi; denn mit dem Munde bekannten sie ihn, aber ihr Herz war ferne von ihm.

3) Weiter hat der Apostel Paulus demselben Timotheus geschrieben (2 Tim. 3, 15.): Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum; und damit ist angezeigt, daß die heilige Schrift allein der Grund unseres Glaubens sein soll. Aber die Päpstlichen lehrten: die heilige Schrift sei nicht nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, wie doch eben daselbst ausdrücklich geschrieben steht, sondern der rechte Christ müsse sich richten nach der Ueberlieferung und dem Herkommen in der christlichen Kirche und nach dem, was der Papst und die Kirchenversammlungen beschließen. Und so verboten sie dem Volke den Gebrauch der Bibel, und viele Geistliche in jener Zeit der päpstlichen Herrschaft haben die Bibel kaum gesehen, sondern sich halten müssen an dem, was ihre Vorgesetzten ihnen vorschrieben nach menschlicher Einsicht und Willkühr. Da ward denn erfüllet, was der Prophet sagt: Mich die lebendige Quelle verlassen sie, und machen ihnen selbst ausgehauene Brunnen, die doch löcherig sind und kein Wasser geben (Jer. 2, 13).

4) Unser Herr und Heiland Jesus Christus hat das heilige Abendmahl eingesetzt zu einem Gedächtniß seines Leidens und Sterbens, und hat das Brot gebrochen für alle, die an seinem letzten Abendmahle Theil nahmen, und hat geboten, daß alle trinken sollten aus dem Kelche seines Abendmahls (Matth. 26, 27). Die Päpstlichen aber haben aus dem Gedächtnißmahle des Herrn ein ganz anderes Ding, nämlich die Messe gemacht und lehren: bei jeder Messe bringe der Priester den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Jesu Christi zum Opfer dar. Das Brot zwar dürfte der Laie, d. h., wer kein Geistlicher sei, auch genießen, aber aus dem Kelche des Abendmahls zu trinken, sei nur den Geistlichen erlaubt. Das war eine schmähliche Verunstaltung des Sakraments, und ein Raub an allen, die sich nach dem Abendmahle des Heilandes sehnten.

5) Endlich, so lehret der Apostel Paulus, der Mensch werde gerecht, oder erlange Gottes Wohlgefallen, nicht durch die Werke des Gesetzes, sondern durch den Glauben, d. i. nicht durch die Beobachtung äußerer Vorschriften, sondern durch die Gesinnung, in der er sich ganz seinem Gott hingiebt, seine Sünden ernstlich und herzlich bereut und sein sündliches Leben vom innersten Grunde aus bessert (Röm, 3, 28). Die Päpstlichen aber lehrten, die sogenannten guten Werke seien nothwendig zu unserer Seligkeit; durch Fasten und Almosengeben und Beobachtung äußerer Gebräuche könne man ein Verdienst bei Gott erwerben, und über die Summe seiner guten Werke gleichsam Abrechnung halten. Vernehmt nur, wie sie diese Lehre weiter ausgesponnen haben. Die sogenannten Heiligen, sagten sie, haben weit mehr gute Werke gethan, als zu ihrer Seligkeit erforderlich gewesen wären. Daraus sei nun ein unermeßlicher Schatz guter Werke entstanden, und der Papst habe über diesen Schatz zu gebieten; er könne allen, denen es an eige-

nen guten Werken fehle, so viel daraus mittheilen, als sie zu ihrer Seligkeit gebrauchen.

Das war nun schon an sich eine unverständige Lehre, denn die sogenannten Heiligen, welche in der katholischen Kirche verehrt werden, mögen zum Theil wohl fromme Menschen gewesen sein, aber sie waren doch immer noch Sünder vor Gott, die da sprechen mußten: Wenn wir alles gethan haben, was wir zu thun schuldig sind, so sind wir unnütze Knechte. Aber hört erst, wie diese Lehre weiter angewendet wurde.

Es war von alter Zeit her gewöhnlich, daß man denen, die eine grobe Sünde begangen, oder gar ein öffentliches Aergerniß gegeben hatten, irgend eine Büßung auferlegte zu ihrer eigenen Besserung. Diese Büßung verwandelte die päpstliche Kirche in eine Geldbuße zur Bereicherung des päpstlichen Seckels und zur Mißleitung der Gläubigen. Den Erlaß der kirchlichen Büßungen verwechselte man mit der Vergebung der Sünden, und ein Ablaßbrief galt dem unverständigen verstockten Sünder für einen Einlaß zur Seligkeit. Was soll ich, so dachten gar Viele, mich mit Reue und Buße kasteien? Ist doch für Geld Ablaß zu haben und Erlaß zeitlicher und ewiger Sündenstrafe!

Anfangs mußte der Ablaß in Rom selbst bei den sieben Hauptkirchen geholt werden, bald aber kam man auf ein leichteres Verfahren. Große Ladungen mit Ablaßbriefen gingen an die Bischöfe im Auslande; die ließen sie ausbieten und verkaufen, und theilten mit dem Papst das sündliche Sündengeld.

Von Zeit zu Zeit traten Männer auf, welche das Evangelium wieder aus seiner Verborgenheit hervorzogen, sich auf die Aussprüche desselben beriefen und über die Anmaßung des Papstes laute Klagen führten. Einer dieser Edeln war **Peter Waldus**; er zog gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in Frankreich umher und predigte dem Volke das reine Evangelium. Tausende nahmen seine Lehren an und zeichneten sich durch reine Sitten und frommen Wandel aus. Der Papst wüthete mit Feuer und Schwert gegen diese frommen Christen und schonte selbst die Kinder und Säuglinge nicht. Die Waldenser konnte er wohl unterdrücken, aber das Wort Gottes nicht.

Wie in Frankreich Peter Waldus, so trat in England **Johann Wiklef**, ein frommer und weiser Lehrer, gegen die allgemeine Sittenlosigkeit, gegen die Mißbräuche in der Kirche und gegen den Papst auf. Er übersetzte die Bibel in die Landessprache und predigte nach der Bibel, ob man es gleich von Rom aus nicht dulden wollte. Hohe und Niedere hingen ihm an und schätzten und ehrten ihn auch dann noch, als der Papst ihn verdammte.

In Böhmen wurde die Lehre Wiklefs besonders von **Johann Huß**, der Professor und Prediger in Prag war, begierig aufgefaßt. Unerschrocken verkündete er die mit der heiligen Schrift übereinstimmende Lehre, und predigte und schrieb namentlich gegen das sittenlose Leben der Geistlichen, gegen Papst, Ablaß und verfälschte Abendmahlslehre. Der Papst belegte den Prediger des Evangeliums von Jesu Christo mit dem Banne. Der Kaiser Sigismund wünschte die Religionsbewegungen in Böhmen gestillt und rief daher den Huß nach Kostnitz zur Kirchenversammlung. Huß folgte dem Rufe. Der Kaiser hatte ihm versprochen, ihn gegen jede Gefahr zu schützen. Man forderte von ihm, er solle widerrufen, was er gelehrt habe, und als er sagte, er wolle es gerne thun, wenn die heilige Schrift anders lehre, so wollten die Kläger ihn nicht weiter hören, warfen ihn in einen finstern Kerker, und sagten, man brauche einem Ketzer sein Wort nicht zu halten. Endlich wurde er lebendig verbrannt, und ein Jahr darauf auch sein Freund Hieronymus von Prag. Ihre Feinde selbst mußten ihnen das Zeugniß geben, daß sie mit großer Freudigkeit gestorben seien.

Aber in Böhmen erklärten viele laut: Huß sei unschuldig, und sie wollten für seine Lehre Gut und Leben lassen. Man verfolgte sie. Da griffen sie endlich zu den Waffen und es entstand ein 13jähriger, blutiger Krieg. (Hussitenkrieg

1420—1434.) Die wahren Anhänger des Huß sonderten sich später (1457) ab, und stifteten in einer Gegend des Schlesischen Gebirges eine Gemeine, die ganz nach dem Muster der Apostolischen Gemeinen zu leben beschloß. Sie nannten sich Brüder, und Alles, was wir von ihrem Wandel wissen, zeugt davon, daß sie ein lauteres Leben nach dem Evangelio von Jesu Christo führten und unter allen Verfolgungen standhaft der erkannten Wahrheit treu blieben.

Wie sehr die Christenheit im tiefsten Verfall war, zeigte das Schicksal der Waldenser, des Wiklef, Huß und Hieronymus. Das, was die Heiden in den ersten Jahrhunderten an den Christen gethan hatten, das thaten jetzt die, die sich Christen nannten, an denen, die Christi wahre Nachfolger zu sein sich bestrebten; und man konnte von den Christen sagen, was der Apostel (Röm. 1.) von den Heiden sagt: Sie hatten Gottes Wahrheit verwandelt in Lügen; und gleich wie sie nicht geachtet hatten, daß sie Gott erkenneten, gab sie Gott auch dahin in verkehrtem Sinn, zu thun, das nicht taugt. — Ja, Finsterniß bedeckte das Erdreich, und Dunkel die Völker. Aber schon hatte sich der Herr aufgemacht, seine verwüstete Kirche gnädiglich heimzusuchen; er that, was die Gottesfürchtigen begehrten, hörte ihr Schreien und half ihnen.

Martin Luther 1483—1546.

Im Jahre 1483 den 10ten November wurde Martin Luther zu Eisleben geboren, und, da er sehr schwach war, den Tag nachher getauft. Sein Vater war ein armer, frommer Bergmann und schickte sein Söhnchen fleißig zur Schule, trug es bei schlimmen Wetter oft selbst auf den Armen hinein. Martin war ein kluges und fleißiges Kind, darum beschloß sein Vater: Er soll studiren und ein Rechtsgelehrter werden. Der Knabe wurde nun auf höhere Schulen, erst nach Magdeburg, dann nach Eisenach geschickt, mußte aber, um sein Brot zu verdienen, nach damaliger Weise mit andern Knaben den Leuten vor den Häusern singen. Schon in seinem 18ten Jahre bezog er die Universität zu Erfurt und ward Student, und in seinem 22sten ward er gar Lehrer anderer Studenten. Darüber freute sich der alte Luther sehr. Einst aber kam Martin mit seinem besten Freunde Alexius von einer Ferienreise nach Erfurt zurück. Ein schweres Gewitter stand gerade am Himmel. Ein Blitz und Donner fiel herab, und Alexius fiel todt neben Luther nieder. Luther erbebte: „Wenn du nun getroffen wärest und ständest jetzt vor deinem Richter!" dachte er, und bebte noch mehr. „O wehe mir! Es steht schlecht mit mir. Ich muß mich ändern, muß mich bessern!" so fuhr er fort, und um damit anzufangen, ward er ein Mönch. „Wenn man nur Mönch würde, dachte man damals, dann wäre schon alles gut. Alle Sünden wären dann vergeben!" Luthers Vater aber, der die Klöster kannte, war mit dem Schritte seines Sohnes nicht zufrieden, und der arme Luther mußte auch bald merken, daß er damit nichts besser gemacht habe. Aeußerlich hatte er es sehr schlimm, mußte im Kloster die geringsten und schwersten Dienste thun und mit dem Bettelsack in der Stadt umherziehen. Dabei war er in seinem Gemüthe ganz verzweifelt, dachte immer an seine Sünden, wollte sie durch gute Thaten wieder abbüßen und gut machen, suchte unsträflich zu leben, und — das wollte alles nicht gehen, alles nichts helfen. — Da endlich fand er oben zwischen den Büchern des Klosters an einer Kette eine lateinische Bibel. Er las begierig darin und las zu seinem großen Troste: „Daß der Mensch nicht durch gute Werke gerecht und selig werde, sondern allein durch den Glauben an Christum Jesum!" Nun war seine Freude groß, und ein stiller Friede und ein heitrer Muth erfüllten nach und nach sein ganzes Wesen. — Im Jahre 1508 machte ihn der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, zum Professor an der neugestifteten Universität zu Wittenberg und zum Pastor. Als solchen schickten ihn seine Ordensbrüder 1510 nach Rom. Da sollte er den Papst bitten, zu erlauben, daß alte,

schwache Mönche in der Fastenzeit Fleisch essen dürften. Luther reiste gerne nach Rom, denn er hatte dazumal noch großen Respekt vor dem Papste und vor der Heiligkeit der römischen Mönche. In Rom wurde er aber anderer Meinung. Er hörte dort die schändlichsten Dinge von dem Papste und den Mönchen erzählen, sahe, wie sie soffen und fluchten und logen, hörte, wie unandächtig sie in den Kirchen die Messen und Gebete herplapperten und über seine Andacht dabei spotteten. Das betrübte ihn schmerzlich, trieb ihn aber auch desto mehr zum Worte Gottes. Mehrere Jahre verlebte er nun wieder predigend und lehrend ruhig in Wittenberg, und sein Vater war wieder ganz zufrieden mit ihm. Auf einmal aber begann eine unruhige Zeit für ihn. Seine Gemeindeglieder mußten nach damaligem Brauche vor dem Genusse des heiligen Abendmahls einzeln zu ihm kommen, und ihm ihre Sünden beichten. (Ohrenbeichte.) Dann stellte er ihnen das Sündige der Sünde noch besonders lebhaft vor, und forderte sie auf, ihre Missethaten herzlich zu bereuen, und Gott um Vergebung derselben anzuflehen und ein anderes Leben anzufangen. Sie antworten aber: „Das haben wir nicht nöthig; der Mönch Tetzel ist in der Nähe gewesen und hat uns Ablaßzettel verkauft; die haben wir ihm gut bezahlt!" — Natürlich war Luther darüber sehr erzürnt, und schrieb auf einen großen Bogen Papier 95 Sätze auf, worin er behauptete: „daß der Papst kein Recht habe, für Geld Sünden zu vergeben, daß nichts davon in der Bibel stehe" rc. — und ließ den Bogen an der Schloßkirchenthür zu Wittenberg ankleben, 1517 den 31sten Oktober. Es dauerte nicht lange, so waren die Sätze gedruckt und durch ganz Europa verbreitet. Der Papst Leo X. schickte erst den harten Kardinal Cajetan und dann den freundlichen Kammerherren von Miltitz; die sollten Luther auf andre Gedanken bringen und überreden, daß er Unrecht habe. Luther behauptete aber immer: „Beweist mir aus der heiligen Schrift, daß ich Unrecht habe, dann will ich es vor aller Welt bekennen!" Auch der Eck konnte ihn zu keiner andern Erklärung bringen. Darum reis'te derselbe wüthend nach Rom und bewog den Papst, Luther und seine Bücher vor aller Welt zu verfluchen, — in den Bann zu thun. In mehreren Städten ließ man aber die gedruckten Bannzettel gar nicht ankleben, und in Wittenberg warf sie gar Luther mit eigener Hand, mitten zwischen seinen Studenten und Tausenden von Bürgern, in's Feuer. 1520. Nun war im Jahre 1519 Kaiser Maximilian von Deutschland gestorben und Kaiser Karl V. war ihm gefolgt. Dem wurde die Sache bedenklich. Darum befahl er den deutschen Fürsten und hohen Geistlichen, sie sollten sich zum Reichstage in der Stadt Worms versammeln. 1521. Da wollten sie denn mit einander überlegen, wie der Streit beizulegen und „die Mönche zu versöhnen seien!" Luther mußte auch kommen, und ging so getrost, daß er unterwegs das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" dichtete und sich durch Hussens Beispiel nicht schrecken ließ. Nahe bei Worms angekommen, warnte man ihn noch: „Geh' nicht hinein!" Er antwortete aber: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, ich gehe doch hinein!" — Durch ein unzähliges Volksgedränge wurde er endlich in den großen Saal geführt, wo der Kaiser und seine Räthe, wohl 1200 vornehme Männer saßen. Seine Bücher, die er geschrieben hatte, lagen alle da auf einem Tische. „Hast du die Bücher geschrieben?" fragte man ihn. „Ja," war seine Antwort. „Willst du, was du darin geschrieben, für Lüge erklären und widerrufen, oder nicht?" fragte man ihn weiter. Luther besann sich. „Darauf kann ich nicht gleich antworten," sagte er dann. „Laßt mir Zeit bis Uebermorgen!" Am dritten Tage wurde er wieder vorgeführt und sprach: „Beweis't mir aus der Schrift, daß ich geirrt habe, und ich will widerrufen, will mit eigner Hand meine Bücher zuerst in's Feuer werfen!" „Ei was," erwiderte man. „Hier ist nicht Zeit zum Disputiren. Antworte rund und kurz: willst du widerrufen oder nicht?" „Nun," antwortete Luther, „so will ich euch denn eine Antwort geben, die weder Hörner noch Zähne hat: Ich kann nicht widerrufen, es sei denn, daß

man mir aus der heiligen Schrift widerlege. Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!"

Freunde und Feinde waren über dies standhafte Bekenntniß Luthers erstaunt. Luthers edler Landesherr, Churfürst Friedrich der Weise, war besonders hocherfreut, und sprach zu seinem Hofprediger Spalatin: Wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich. Ja, Kaiser Karl selbst rief voll Verwunderung: Der Mönch redet unerschrocken und getrosten Muthes. —

Etliche riethen nun dem Kaiser, er möge Luthern hinrichten lassen, einen Ketzer brauche man kein Versprechen zu halten; aber der Kaiser gab ihnen diese Antwort: „Weil Dr. Luther sich auf Unser Kaiserlich Wort und versprochen Geleit hiehero begeben, so wollen Wir auf keine Weise gestatten, daß ihm das geringste Leid zugefügt werde. Denn wenn schon Treue und Glauben von der ganzen Welt vertrieben sein sollten, will es sich doch gebühren, daß dieselben noch bei einem Kaiser gefunden werden." So ließ er ihn sicher und unbeleidigt nach Hause ziehen. Unterwegs überfielen ihn aber verkleidete Männer im Thüringer Walde, rissen ihn aus dem Wagen und führten ihn nach der Wartburg bei Eisenach. Da war er vor seinen Feinden sicher, mußte sich wie ein Ritter kleiden, trug auch einen Schnurrbart und — fing an, die Bibel zu übersetzen. Friedrich der Weise hatte jene Männer gesandt. Der Kaiser hatte nämlich die Reichsacht über Luther ausgesprochen, d. h. jedermann aufgefordert, den gefährlichen Mönch zu fangen oder todtzuschlagen. Jetzt war er in Sicherheit, und nur wenige seiner Freunde wußten, wo er war. Er blieb aber nur zehn Monate auf der Wartburg. Da hörte er, daß mehrere seiner Freunde in seinem Namen die Bildsäulen in den Kirchen zerbrächen, kam nach Wittenberg, und predigte gegen sie. Die Zahl seiner Anhänger aber wuchs von Tage zu Tage. Im Jahre 1527 schrieb er den kleinen Katechismus für die Kinder und den großen für die Lehrer. Im Jahre 1530 verlangte der Kaiser von den Protestanten (so wurden die genannt, welche fortan nur nach der Bibel, nicht nach der Lehre des Papstes leben wollten): „Nun schreibt mir doch einmal auf, was ihr von Gott und göttlichen Dingen glaubt!" Melanchthon, Luthers sanfter Freund, schrieb es auf, und in Augsburg wurde diese Schrift (Augsburgische Confession) dem Kaiser übergeben und vorgelesen. Durch diese und andere Schriften wurde Luthers Lehre weit verbreitet. Besonders segensreich war es, daß 1534 die Bibel vollständig übersetzt war, und nun in vielen tausend Exemplaren gedruckt wurde. Da wurde sie mit großer Begierde gelesen. Abends nach der Arbeit setzten sich die Leute zusammen, einer las vor, die andern hörten zu; die Weiber hatten in den Spinnstuben das neue Testament vor sich, und wußten Gottes Wort besser als die Mönche, die sie überreden wollten. Das Lesen der heiligen Schrift wirkte tief auf die Herzen der Menschen und wirkte erst recht eine große Verbreitung der Reformation. Manche fromme Lehrer erklärten es auch dem Volke, das meilenweit darnach ausging, und Luther arbeitete unermüdet im Dienste des Herrn fort bis an seinen Tod. Im Jahre 1546 den 18ten Februar starb er in seiner Geburtsstadt Eisleben, tief betrauert von allen denen, welchen der Herr durch ihn die Augen geöffnet hatte. Er wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine Frau, eine geborne Katharina von Bora, überlebte ihn mehrere Jahre. (Kappe.)

Zwingli und Calvin.

Fast um dieselbe Zeit, als Luther in Deutschland die Kirchenverbesserung begann, erhob sich in gleicher Absicht Zwingli in der Schweiz. In den meisten Lehren stimmte Zwingli mit Luther überein; wich aber besonders in der Abendmahlslehre von demselben ab (Zwingli erklärte, Brot und Wein im Abendmahle seien blos Zeichen des Leibes und Blutes Jesu, Luther dagegen behauptete, nach dem Worte Gottes, in, mit und unter dem Brot und Wein des heiligen Abendmahles sei der wahre Leib und Blut Jesu gegenwärtig und werde da mit ge-

nossen), und da jede Partei fest bei ihrer Meinung beharrte, so gab dies zu der Trennung der beiden Schwesterkirchen die nächste Veranlassung.

Nach Zwingli's Tode trat zu Genf, wo die neuen Lehren großen Eingang gefunden hatten, Calvin auf, ein angesehener Prediger und Lehrer daselbst, und ward der zweite Begründer der reformirten Kirche. In mehreren Stücken wich aber Calvin von der Lehre Zwingli's ab. Am meisten Aufsehen erregte seine Lehre von dem unbedingten Rathschlusse Gottes oder der sogenannten ewigen Gnadenwahl. Er behauptete nämlich, Gott habe einen Theil der Menschen schon von Anbeginn zum Verderben, einen andern Theil zur Seligkeit vorher bestimmt.

Die Anhänger der durch Zwingli und Calvin reformirten, d. i. verbesserten Kirche, breiteten sich nun auch in andern Ländern, vorzüglich in Frankreich, aus, waren aber hier, wie anderwärts, vielen Bedrückungen ausgesetzt.

Der dreißigjährige Krieg, 1618—1648.

Gleich nach Luthers Tode (1546) brach in Deutschland ein Krieg aus; denn Kaiser Karl wollte mit Gewalt, im Einverständniß mit dem Papst, die evangelische Kirche unterdrücken. Da griffen die evangelischen Stände in Gottes Namen zu den Waffen. Allein der Kaiser siegte mit Hülfe des Herzogs Moritz von Sachsen, und in der Schlacht bei Mühlberg (1547) ward sogar der Churfürst Friedrich von Sachsen gefangen genommen, und auch der Landgraf Philipp von Hessen ergab sich ihm auf Gnade und Ungnade. Da dachte nun der Kaiser das Aergste zu thun; der Herr demüthigte ihn aber durch denselben Moritz, der ihm zum Siege verholfen hatte, und er mußte im Passauer Vertrag (1552), und im Religionsfrieden zu Augsburg (1555) den Evangelischen Glaubensfreiheit gestatten. Doch hörten die Bedrückungen von Seiten der Katholiken nicht auf. In den Niederlanden wüthete der grausame Herzog Alba, der sich rühmte, 18,000 Evangelische mit dem Schwerte haben hinrichten zu lassen. In Böhmen wurden die Anhänger Hussens, die Böhmischen und Mährischen Brüder, hart bedrückt. Da brach denn ein heftiger Religionskrieg aus, der Deutschland 30 Jahre verwüstete, und namenloses Elend herbeiführte. Schon waren die Katholischen Sieger, und es wurde ein kaiserlicher Beschluß, das Restitutionsedikt, den 6ten März 1629 bekannt gemacht, wonach die Evangelischen die ihnen rechtmäßig gehörenden geistlichen Güter wieder an die Katholiken zurückgeben sollten. Große Heere standen bereit, um Alles in's Werk zu setzen, was der Kaiser wollte. — Doch wenn die Noth am größten, ist Gott mit seiner Hülfe am nächsten.

Gustav Adolph.

Von Norden her kam diesmal die Hülfe, und der Bote, der sie brachte, war König Gustav Adolph von Schweden. In Wien nannte man den schwachen Schwedenkönig damals spottweis nur immer den „Schneekönig!" und der kaiserliche General Wallenstein äußerte sich: „Kommt mir der Schneekönig nach Deutschland, gewiß! ich lasse ihn mit Ruthen wieder nach Hause peitschen!" So wenig Respekt hatte man damals vor den Schweden. Das kam aber bald anders. König Gustav und sein edles Volk waren tief betrübt über den Jammer der Glaubensgenossen in Deutschland. — Es sammelte sich ein kleines, aber tapferes Heer, und der König führte es nach Deutschland hinüber. Solche Soldaten waren aber in unserm Vaterlande nimmer gesehen. Da hörte man keinen Fluch, kein Scheltwort, sondern Gebete, Lobgesänge und verständige Gespräche. Kein Kartenspiel duldete der König, und ein Betrunkener wurde auf das härteste bestraft. Und Gott war mit dem Heere. Wohin es kam, zogen sich die Kaiserlichen zurück. Eine Stadt nach der andern öffnete den Schweden ihre Thore, und wurden von diesen Feinden unvergleichlich milder behandelt, als von ihren früheren Beschützern. Aber leider ging doch noch eine Stadt zu Grunde, welcher der König nicht bald genug

zu Hülfe kommen konnte: Magdeburg. Diese Stadt hatte nämlich Tilly den 10ten Mai 1631 erobert und in Brand stecken lassen. Während des Brandes plünderten die schrecklichen Eroberer alles, was sie fanden; mordeten jeden, der ihnen begegnete und zerschmetterten selbst die Säuglinge an den Straßenecken, oder spießten sie lebendig und hielten sie in die Flammen. Nur 300 Häuser blieben stehen von 2000, und 1500 Menschen am Leben von 40,000. So wütheten Tilly's Soldaten, und er selbst, der Mordbrenner, hielt ruhig vor dem Thore auf seinem Pferde, und sahe zu. Und als einige seiner Offiziere herbeisprengten, und baten: „O, General! so laß doch endlich einmal das Blutvergießen ein Ende nehmen, laß die Soldaten zurückkommen!" antwortete er: „Kommt nach einer Stunde wieder! Der Soldat muß doch auch etwas haben für seine saure Mühe!" —

Von Magdeburgs rauchendem Schutthaufen zog Tilly mit gequältem Gewissen nach Leipzig. Dort traf er den edlen Schwedenkönig und sein frommes Heer. Noch nie hatte man ihn, den rauhen Krieger, trunken gesehen; noch nie hatte er eine Schlacht verloren, wohl aber in sechs und dreißig Schlachten gesiegt. Bei Leipzig nahm sein Siegeslauf ein schmähliches Ende. Gustav besiegte ihn, folgte ihm nach Schwaben, und besiegte ihn dort zum zweiten Male. Tilly erhielt in dieser zweiten Schlacht eine Wunde in die Lende, und starb einige Zeit nachher daran. So war die Macht der Katholicken in Deutschland gebrochen, und Gustav Adolph zog siegreich durch Deutschland, und wurde von den Protestanten überall als Retter bewillkommt. Nun schickte der Kaiser den tapfern Feldherrn Wallenstein gegen ihn aus, und nach langem Zögern kam es am 16ten November 1632 auf der Ebene von Lützen zur Schlacht. Als der Morgen anbrach, lag ein dichter Nebel über der Gegend. Gustav Adolph benutzte diese Frist, um mit seinem ganzen Kriegsheer einen Gottesdienst auf freiem Felde zu halten. Das Lied von Luther: „Ein' feste Burg ist unser Gott" wurde von dem ganzen Heere gesungen, darauf das Lied: „Es wolle Gott uns gnädig sein„ 2c. Kurz vor der Schlacht hatte der König seinem Hofprediger das schöne Lied angegeben, das also beginnt: „Verzage nicht, du Häuflein klein, obgleich die Feinde Willens sein, dich gänzlich zu zerstören" 2c. Die Melodie dieses Liedes wurde nun von der Kriegsmusik vor dem ganzen Heere gespielt und nachdem der König auf diese Weise die Herzen seiner Soldaten mit dem Vertrauen auf Gott gestärkt hatte, bestieg er sein Pferd mit den Worten: „Nun wollen wir daran! Das walte der liebe Gott! Der helfe uns heute streiten zu seines Namens Ehre!" Das war Morgens um 9 Uhr. Zwei Stunden später traf ihn eine Kugel, und sterbend fiel er vom Pferde. Sein Tod aber war für sein Heer der Führer zum Siege, und die Feinde mußten das Schlachtfeld räumen.

Auch nach Gustav Adolphs Tode halfen die Schweden den deutschen Protestanten, bis endlich nach 16 Jahren (den 24sten Oktober 1648) zu Münster der westphälische Friede geschlossen wurde, in welchem den Protestanten völlige Religionsfreiheit ausgewirkt worden ist. Aber wie verwüstet sah Deutschland am Ende dieses dreißigjährigen Krieges aus! Im Ganzen hatte es gegen zwei Drittheile seiner Einwohner, in manchen Gegenden noch viel mehr, verloren. Ganze Dörfer standen leer, verwüstet, verbrannt; die Aecker waren verwildert, und die Menschen ebenfalls.

Wie hoch Deutschland Gustav Adolph schätzte, zeigte sich im Jahre 1832, als zum Zweihundertenmale der Tag seines Todes wiederkehrte. Da wurde von Vielen beschlossen, dafür zu sorgen, daß über dem Schwedensteine, den damals der Reitknecht des Königs auf dem Schlachtfelde errichtet hatte, ein Denkmal sich erhebe, welches der Nachwelt Zeugniß gebe von der hohen Achtung, welche Gustav Adolphs Name genossen hatte in unserer Mitte. Im Jahre 1837 wurde dieses Denkmal aufgerichtet und eingeweiht in Gegenwart von Tausenden, die mit Begeisterung und mit Liebe weither sich eingefunden hatten, um dem großen Todten ihre Huldigung zu bringen. Preußen, Sachsen, Hannover, Braunschweig, Hessen, Baden,

Würtemberg, Mecklenburg, die freien Reichsstädte Hamburg, Bremen und Lübeck, Dänemark mit Holstein und Schleswig, Norwegen und Schweden, Holland, die Schweiz und England (obgleich dies Letztere eine eigene Kirche, nämlich die sogenannte bischöfliche, bildet), das sind die vornehmsten protestantischen Länder. Aber auch in den übrigen Reichen Europa's, leben Protestanten zerstreut und oft unter hartem Druck, oder doch wenigstens ohne Mittel, Kirchen und Schulen bauen, Geistliche und Lehrer anstellen und überhaupt sich einen eigenen Gottesdienst einrichten zu können. Viele müssen meilenweit gehen, um sich mit protestantischen Brüdern zu einem Gottesdienst oder zur Feier der Sakramente vereinigen zu können. Vielen ist das Abhalten besonderer Gottesdienste, das Läuten der Glocken, das Spielen der Orgel, die feierliche Bestattung ihrer Todten u. s. w. nicht erlaubt; Viele haben weder Kirchen noch Schulen. Das hat ihren protestantischen Glaubensbrüdern immer wehe gethan, und sie haben es als ihre Pflicht erkannt, ihnen zu Hülfe zu kommen nach dem Worte St. Pauli: Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.

Die Mission.

Die ganze Erde soll voll werden vom Erkenntniß des Herrn, wie mit Wellen des Meeres bedecket. Aber noch bedeckt Finsterniß das Erdreich. Denn von den **1000 Millionen** nach dem Ebenbild Gottes geschaffenen Menschen sitzen noch gegen **600 Millionen** in der Finsterniß des Heidenthums, ferne von dem Reiche Christi. Gott will aber, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen sollen, und der Befehl Christi fordert seine Diener auf: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes.

Die Mission ist das Werk der Ausbreitung der christlichen Kirche durch die Missionare oder Glaubensboten, welche, von Gott aus allerlei Volk und Stand erwählt und mit Gaben des Leibes und der Seele ausgerüstet, von der Kirche gesendet, zu den nichtchristlichen Völkern gehen, vor ihnen zu zeugen von dem unsichtbaren Gotte, ob auch sie ihn fühlen und finden möchten, ihnen das Evangelium Jesu Christi zu bringen und sie an seiner Statt zu bitten: Laßt euch versöhnen mit Gott! — Diese Missionare übernehmen freiwillig die Beschwerden der Reise, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Gefahren und Verfolgung, ja selbst den Tod, und verlassen Aeltern, Geschwister, Freunde und Vaterland für immer. Zur Betreibung ihres Werks errichten sie Schulen an ihren Wohnplätzen oder Missionsstationen, lehren und predigen, und suchen die Kraft des heiligen Geistes durch einen gottseligen Wandel zu bewähren.

Das Werk der Mission wurde von den Aposteln begonnen, welche zu allen Zeiten Nachfolger gehabt haben. Von der evangelischen Kirche gingen bald nach der Reformation einzelne Männer als Glaubensboten nach Ostindien, Brasilien, Nordamerika, Grönland; aber in neuerer Zeit, besonders seit vierzig Jahren, hat sich die Zahl derselben so gemehrt, daß jetzt die Gesammtzahl der Arbeiter und Arbeiterinnen auf 1243 Missionsplätzen über 13,000 beträgt, unter denen etwa 2000 eigentliche Missionare sind. In Grönland und Labrador, umgeben von Eisbergen und ewigem Schnee, in den Sandwüsten von Afrika, bei den Sklaven in Westindien, bei den freien Indianern in Nordamerika, unter den Kaffern und Hottentotten, unter den menschenfressenden Neuseeländern, unter den Wilden auf den Südseeinseln, bei den Chinesen, die ihr Land vergeblich verschließen, bei den Hindus, die mit ihrer Weisheit prahlen — es ist kaum ein Land, wohin das Evangelium nicht gebracht, kaum eine Sprache, in welcher Christus nicht gepredigt würde.

Das Werk der Mission recht zu fördern, giebt es Missionsanstalten und Missionsvereine. Missionsanstalten (auch Missionsschulen oder Missionsseminare genannt) sind Häuser, in denen diejenigen, welche Glaubensboten werden wollen, die nöthige Ausrüstung empfangen in Kenntniß der Völker, der Sprachen

und der heiligen Schrift. Solche Anstalten sind in England, in der Schweiz, in Frankreich und Deutschland. In Deutschland nämlich zu Berlin, Barmen, Dresden und Hamburg. Auch ist die Brüdergemeinde selbst eine Missionsanstalt und ein Missionsverein.

Missionsvereine oder Missionsgesellschaften sind Verbindungen derjenigen Christen, welche zur Förderung des Missionswerkes mitwirken wollen. In ganz Europa giebt es jetzt 28 Haupt- oder Muttergesellschaften, wovon 10 auf Deutschland und die Schweiz kommen. In der ganzen Welt giebt es aber 33 Missionsanstalten. Auch für die Verbreitung des Reiches Gottes unter den Juden wirken besondere Vereine. Alle diese Vereine haben ihre Tochtergesellschaften, dergleichen über ganz Deutschland verbreitet sind, so daß fast in allen Gegenden allen Christen Zutritt und Mitwirkung möglich ist. Sie sorgen dafür, daß Missionare gebildet, nach ihren Stationen befördert und mit dem Nöthigen versehen werden. Die Kosten dazu werden durch freiwillige Beiträge aufgebracht und sind bisher aufgebracht worden; aber mehr Boten sind nöthig, also auch mehr Mittel, denn die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenig. Darum sollen Alle, darum sollst auch du mitwirken, mitwirken durch Beten und Reden, durch Geben und Leben; durch Beten, daß der Herr der Ernte Arbeiter sende, durch Reden, um Allen zu bezeugen, daß Alle sollen der Wahrheit Gehülfen werden, durch Geben, damit du deine Liebe bethätigest und selbst auch reicher werdest; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, durch Leben, damit du dein Licht leuchten lassest vor den Leuten, daß sie deine guten Werke sehen und auch Lust gewinnen am Werke des Lichts.

O, geht hinaus auf allen Wegen
Und ruft die Irrenden herein,
Streckt Jedem eure Hand entgegen
Und ladet froh sie zu uns ein!
Der Himmel ist bei uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Zwar ist die Zahl der Bekehrten noch nicht groß, aber doch ist aller Orten eine Sehnsucht nach dem Heile zu spüren. Und die das Heil gefunden haben, an ihnen werden auch die Früchte des Heils sichtbar. Denn sie sind eifrig besorgt um ihr Wachsthum in der Gottseligkeit, wandern meilenweit nach dem Gottesdienste, sparen oft Jahre lang, um eine Bibel kaufen zu können, lernen im Alter noch lesen, beten für die Ausbreitung des Reiches Gottes, geben von ihrer Armuth Beisteuer für christliche Anstalten, meiden ihre Lieblingssünden. — Ein Neger von 103 Jahren sagte: „Der mir die Bibel gab, der gab mir das Leben." Wo sonst Armuth, Krieg, Plünderung herrschte, wo die Säuglinge gemordet, die Kinder verwahrlost, die Weiber gemißhandelt, die Wittwen verbrannt wurden, da ist nun, wo das Christenthum herrscht, Friede und Sicherheit, häusliches Glück und Wohlsein.

Mit welcher Treue viele der bekehrten Heiden ihrem Herrn anhangen und ihm dienen, beweiset folgende Geschichte:

Der Sklavenprediger.

Jack, ein Neger, früher Sklave, jetzt Missionsgehülfe, erzählte einst in einer seiner Erbauungsstunden Folgendes: Als ich noch jung war, gab es an meinem Wohnorte noch keine fromme Leute. Aber der Sohn meines Herrn war von meinem Alter und ging in die Schule; er hatte mich sehr lieb. Abends kam er in die Küche und unterrichtete mich in dem, was er Tags in der Schule gelernt hatte. So lernte ich lesen. Als ich ein bischen größer ward, nahmen wir das

neue Testament und lasen es Vers für Vers durch. Wenn der Eine einen Fehler machte, korrigirte ihn der Andere; so lernten wir beide fertig lesen.

Mit der Zeit aber fühlten wir beide unter dem Lesen, daß wir Sünder vor Gott seien; wir fingen beide an, nach dem Heil unserer Seelen zu fragen, und der Herr erhörte uns und gab uns die Gnade, auf Christum unsere Hoffnung setzen zu dürfen. Da fing ich denn auch bald an, meine Mitsklaven im Worte Gottes zu unterrichten.

Mein alter Herr aber erfuhr dies schnell. Er war sehr zornig, besonders auch darüber, daß sein Sohn fromm geworden sei. Er verbot mir das Versammlunghalten und drohte, wenn ich nicht gehorchte, mich tüchtig auszupeitschen.

Ich konnte es aber nicht lassen, sondern verkündigte jeden Sonntag Morgen und jeden Sonntag Abend das Evangelium. Jeden Montag Morgen aber wurde ich regelmäßig dafür von meinem Herrn ausgepeitscht mit einer ledernen Geißel, und zwar ward der Rücken so zerfleischt, daß ich nie von Montag zu Montag heil ward. Meine Arbeit konnte ich täglich nur mit der größten Mühe verrichten. So ging's ein Jahr und ein halbes. Eines Montags Morgen hatte mein Herr wie gewöhnlich meinen Mitsklaven geboten, sie sollten mich an einen Baum auf den Hof binden, mir die Kleider ausziehen, daß er mich auspeitsche. Das war geschehen. Mein Herr kam mit einer entschlossenen Miene, setzte sich, sah mich starr an, aber die Peitsche hing noch an seiner Seite. Sein Gewissen war erschüttert, es war ein entscheidender Augenblick seines Lebens gekommen.

Nun, Jack, sagte er, dein Rücken ist ja ganz voller Wunden und Narben; ich weiß nicht mehr, wo ich hinschlagen soll. Wie lange willst du Elender denn noch eigensinnig auf deinem Wege beharren? So lange, Herr, antwortete ich, als mein Herr und Heiland mir das Leben läßt. Aber warum bist du doch so halsstarrig? fragte er. Ich antwortete: Herr, am Morgen der Auferstehung, wenn mein armer Leib aus dem Staube sich erhebt, dann zeige ich diese Narben alle meinem himmlischen Vater, als Zeichen meiner Treue.

Mein Herr schwieg, befahl den Sklaven, mich loszubinden und schickte mich auf's Feld zur Arbeit. Abends sehr spät kam er zu mir auf's Feld, riß da und dort etliches Unkraut aus und näherte sich mir so immer mehr. Endlich war er bei mir. Setz' dich, Jack, da auf die Erde und sag' mir einmal aufrichtig die Wahrheit. Du weißt, dein Rücken ist schon lange, lange voller Wunden, du hast dabei saure Arbeit und bist ein armseliger Sklave. Sag' mir, bist du denn wirklich glücklich in all' diesem Elend? Mein Herr, erwiederte ich, ich glaube, auf der ganzen weiten Erde kann es keinen glücklicheren Menschen geben, als ich bin. — Er schwieg. Dann sagte er: Jack, du sagtest immer, die Religion heiße dich auch für solche beten, die dich beleidigen; wolltest du denn jetzt auch wohl einmal für deinen alten Herrn beten? O gewiß, sagte ich, von ganzem Herzen. Wir fielen zusammen auf die Kniee. Ich betete für ihn. Er kam noch öfter zu mir hinaus auf's Feld, und ich betete mit ihm und für ihn. Endlich fand er Frieden im Blute des Lammes. Von da lebten wir wie Brüder zusammen in einer Gemeine. Auf seinem Sterbebette schenkte er mir die Freiheit. Er legte es mir an's Herz, das Evangelium, so lange ich lebe, zu verkündigen. Er sagte mir auch, im Himmel würden wir uns wiederfinden. Ich habe manche Christen kennen gelernt, die ich lieb habe; aber noch keinen, den ich so lieb hatte, wie meinen alten Herrn. Ja, ich hoffe, im Himmel finde ich ihn wieder.

(Barmer Missionsblatt)

Missionslied.

Es kann nicht Ruhe werden,
Bis deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt;

Bis du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie dir gegeben,
Vor's Angesicht gestellt.

So sprich dein göttlich „Werde“!
Laß deinen Odem weh'n,
Daß auf der finstern Erde
Die Todten aufersteh'n;

Daß, wo man Götzen fröhnet,
Und vor den Teufeln kniet,
Ein willig Volk versöhnet
Zu deinem Tempel zieht.

(A. Knapp.)

Die Verbreitung des Wortes Gottes durch die Bibel-Gesellschaften. (Luk. 11, 28.)

„Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht;“ so sprach in heiliger Vorschau der Evangelist unter den Propheten, Jesaias (9, 2); und als die Zeit erfüllet war, so sandte Gott seinen Sohn, und dieser war das Licht und das Leben der Menschen (Joh. 1, 4), wie er selber sagt, Joh. 8, 12: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Das Licht der Welt hat ein Reich des Lichtes geschaffen, welches in dauerndem Kampfe gegen die Herrschaft und Obrigkeit der Finsterniß, gegen Sünde, Tod und Teufel geführt wird, das ist das Wort Gottes — eine gar blanke und scharfe Lichtwaffe (Röm. 13, 12. Ephes. 6, 7). Dieses Wort und diese helle Sprache Gottes ist von Ewigkeit, und hat sich leibhaftig geoffenbaret in Jesus von Nazareth. offenbart sich aber auch noch täglich, kraft des heiligen Geistes in allen Gläubigen, welche predigen. Es giebt aber einen Prediger, der keinen äußerlichen Mund und keine äußerlich hörbare Stimme hat, dennoch vor allen übrigen Predigern zu den Herzen spricht und das Wort Gottes, die heilige Schrift, die Bibel, das ist: das Buch aller Bücher genannt wird. Dieses Buch aller Bücher ist eine Sammlung von den verschiedenen Gottesstimmen unter dem Volk Israel vor Christus und unter den ersten Christen. Die erste Sammlung, das alte Testament, und die zweite, das neue, beide sind herrliche Vermächtnisse, sind Urkunden, die den, welcher daran glaubt und sich darnach richtet, zum ewigen Bundesgenossen mit Gott und zum seligen Bewohner seines Reichs machen.

Das Volk Israel verehrte das Wort Gottes, welches, außer dem Gesetz, die herrliche Verheißung von dem Messias enthielt, vor allen seinen Heiligthümern, und den Christen war es, nachdem darin auch die Erfüllung der Verheißung in der Menschwerdung des Sohnes Gottes sich befand, ein Schatz aller Schätze. Jedoch konnten nur Wenige zu diesem Schatz kommen; denn es kostete viel Geld und Mühe, eine Bibel auf Häuten abzuschreiben; und da neben den Bibelsprachen (der hebräischen im alten Testament und der griechischen im neuen) noch viele andere Sprachen seit dem babylonischen Thurmbau (1 Mos. 11) gesprochen wurden, so konnten auch die Meisten die Bibel nicht lesen, weil sie nicht die Bibel zu sprechen verstanden, wenn sie auch sonst wären von dem Geiste Gottes getrieben worden. Man hatte wohl das Testament in die griechische und die ganze Bibel in die lateinische Sprache übersetzt, aber nur die Geistlichen konnten sie lesen, und auch diese oft nicht. Da hieß es denn: „Finsterniß bedeckt das Erdreich!“ Aber der Herr, der bei der Weltschöpfung gesprochen: es werde Licht! der machte seinem Lichte Boten, der Bibel Bahn und Weg. Zuerst ließ er Johann Guttenberg zu Mainz eine Kunst erfinden, wodurch es möglich ward, eben so leicht tausend von Bibeln herzustellen als sonst eine; das ist die Buchdruckerkunst; dann gab er Martin Luther die Einsicht, den Willen und die Kraft, die ganze heilige Schrift in die deutsche Sprache zu übersetzen, und das ist die Bibel, wie wir sie jetzt in unsern Häusern und Schulen haben. Guttenberg ward 1400 und Luther 1483 geboren, und machte so der Erste dem Werke des Letztern Bahn. Luthern folgten unter andern Völkern andere fromme Männer, und so bekamen wenigstens bald alle evangelischen Völker die Bibel auch in ihrer Sprache.

Zweierlei blieb, nachdem Luther statt des menschlichen Papstes die heilige Schrift zum Gesetzgeber für die ganze christliche Kirche erklärt hatte, noch zu thun übrig: 1) Sie so wohlfeil wie kein anderes Buch, halb umsonst möchte man sagen, in aller Christen Hände zu bringen und Aller Christen Augen und Mund zum Lesen zu öffnen; 2) sie in alle Sprachen der Welt zu übersetzen und sie so zu dem großen Weltapostel, zu einem nie sterbenden, nie sich irrenden Prediger für alle Völker zu machen. Die Wohlfeilheit der heiligen Schrift bewirkte in Deutschland schon 1712 der Baron v. Canstein, indem er mit dem Halleschen Waisenhause eine Anstalt verknüpfte, welche in verschiedenen Ausgaben, wie sie das Bedürfniß erfordert, die Bibel verbreitet und bis zum Jahre 1840 nicht weniger als 4 Millionen Bibeln unter die deutschen evangelischen Christen verbreitet hat. — Aber die heilige Schrift allen Völkern wohlfeil in die Hände zu liefern, das hat der Herr den Engländern vorbehalten, weil sie in ihrer weit verbreiteten Geschäftigkeit und bei ihrem Verkehr mit allen Völkern die Lastträger des Wortes Gottes in alle Welt sind.

Die Sache selbst ging aber also zu: Ein Geistlicher in England, welcher bemerkte, daß in seiner Gemeinde das Wort Gottes nur spärlich zu finden sei und in London bei christlichen Mitbrüdern sich Raths erholen wollte, wie diesem großen Uebel abzuhelfen sei, gab die Veranlassung dazu, daß am 7. März 1804 die brittische und ausländische Bibelgesellschaft gestiftet ward. Viele hochgestellte Männer, denen das Kreuz Christi höher stand, als ihre eigne Ehre, schlossen sich dieser Gesellschaft an und unterstützten sie mit reichen Beiträgen. In ganz England bildeten sich Zweiggesellschaften, deren man im Jahre 1815 schon 484 zählte. In diesem Jahre nahm die Hauptgesellschaft schon 600,000 Thaler ein und verausgabte fast eben so viel. Ihre Thätigkeit besteht in der wohlfeilen Verbreitung der Bibel in der ganzen Welt unter Christen, Juden, Muhamedanern und Heiden, in der Veranlassung von neuen Uebersetzungen und in Beförderung des Drucks derselben. Sie schickt deshalb Boten zu allen Völkern, ladet sie ein, mit ihr dasselbe Werk zu treiben, Bibelgesellschaften zu errichten, Geld dafür zu sammeln, Bibeln wohlfeil zu verkaufen, nach Umständen auch zu verschenken und das Lesen der Bibel zu befördern. Die entstehenden Gesellschaften unterstützt sie mit Geld und Bibeln, mit Rath und Ermunterung. Sie hat einen Faden an den andern geknüpft, so ein ganzes Netz von Bibelgesellschaften über alle Theile der Erde geworfen und so evangelische Stimmen an vielen Orten erweckt. Die einzelnen Bibelgesellschaften sammeln gleich der Muttergesellschaft Beiträge, verbreiten Gottes Wort in ganzen Bibeln und neuen Testamenten und feiern Jahresfeste, auf denen sie Rechenschaft über ihre Wirksamkeit ablegen. Solche Feste führen die lebendigsten Glieder der christlichen Kirche zusammen, werden an manchen Orten mit verwandten Festen, z. B. Missionsfesten, zu gleicher Zeit gefeiert und man bemerkt dabei oft lebendige Pfingstregungen.

Es ist unmöglich, zu berechnen, wie viele Herzen durch die Bibelgesellschaften von der Finsterniß zum Licht gekommen sind. Wie muß man aber staunen, wenn man liest, daß am Schlusse des Jahres 1841 die brittische und auswärtige Bibelgesellschaft die heilige Schrift in 22 Millionen Exemplaren und zwar in 136 Sprachen oder Mundarten vertheilt hat. Sie hat das Bibelwerk in mehr als 100 Sprachen neu übersetzen und drucken lassen. Aus dieser Thätigkeit, die viele tausend Hände der Uebersetzer, Schreiber, Schriftgießer, Schriftsetzer, Drucker, Versender und Verbreiter in Bewegung setzt, ersieht man schon, welche Geldsummen jährlich dazu gehören, und davon kommt kein Pfennig durch ein Gesetz und Vorschrift, sondern Alles durch freie Liebe ein, welche eine Frucht von der Liebe Christi zu uns ist.

In Europa haben nicht blos die evangelischen Christen die heilige Schrift wohlfeil bekommen, sondern auch Katholiken. Selbst in das doppelt verfinsterte Spanien wie nach Portugal hat man Bibeln gebracht, in den letzten fünf Jahren

(vor 1841) allein 14,000 Stück. Die abgestorbenen christlichen Gemeinden in Asien sind durch die Verbreitung der Bibel wieder belebt worden und die indischen Bibelgesellschaften haben viel Bibeln unter den Heiden verbreitet, bis zum Jahre 1841 über 800,000 Stück. Eben so viel hat man in frühern Zeiten in Rußland verbreitet, wo jedoch seit 1826 die Bibelgesellschaften äußere Hindernisse gefunden haben. In Schweden sind halb so viel Bibeln verbreitet, in Frankreich wieder 800,000. Reich bedacht mit neuen Testamenten sind in neuern Zeiten die freigelassenen Neger in Westindien, und in Griechenland, Syrien und Aegypten hat man hoffnungsvolle Anfänge mit der Verbreitung des Wortes Gottes gemacht.

In dem englischen Gebiete innerhalb und außerhalb Europa befinden sich 3200 Bibelgesellschaften, und die Muttergesellschaft nimmt durchschnittlich alle Jahre 7 bis 800,000 Thaler ein. Die Berliner Hauptbibelgesellschaft hat mit ihren 77 Tochtergesellschaften bis 1841 über 1 Million Bibeln und neue Testamente verbreitet; die baiersche Hauptbibelgesellschaft 86,000 Stück; die Hamburg-Altonaer 66,000 Stück; die nordamerikanische $2\frac{1}{2}$ Millionen und hatte im Jahre 1840 eine Einnahme von 130,000 Thalern; die französische allein im Jahre 1839 über 100,000 Stück. Doch wer wollte alle die Zahlen lesen, welche angeben, wie viel Bibeln in den einzelnen Ländern verbreitet sind. Wir halten uns an dem Einen: Durch das Bibelwort werden wir immer mehr errettet von der Obrigkeit der Finsterniß und versetzet in das Reich des Sohnes Gottes. — Die Bibel ist ein stiller Glaubensbote, der keine Speise und keinen Trank, kein Lager und keine Wohnung braucht, sondern nur Eins verlangt, daß man ihn ansieht und ihm das Herz schenkt. Wie viele Seelen dieser Himmelsbote gewonnen hat, das kann man nicht berechnen, die Wege, auf denen dies geschieht, sind oft gar wunderbar und alle Bibelgesellschaften wissen davon etwas zu berichten. Das Wort Gottes ist ein Wüstenprediger und ein Tröster im Kämmerlein. Wo es hinkommt und freudig aufgenommen wird, da sieht man den Himmel sich öffnen. Darum sagt Gellert: „Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen, Christ, so versäume nicht, das Wort des Herrn zu lesen; bedenke, daß dies Wort das Heil der ganzen Welt, den Rath der Seligkeit, den Geist aus Gott enthält.“

(Harnisch.)

Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht's gar öd' und traurig aus.
Da kehrt der böse Feind gern ein,
Da mag der liebe Gott nicht sein.
D'rum Menschenkind, ach Menschenkind!
Daß nicht der Böse Raum gewinnt,
Gieb deinen blanksten Thaler aus
Und kauf' ein Bibelbuch in's Haus!
Schlag's mit dem früh'sten Morgen auf;
Hab' all' dein Sehnen und Sinnen d'rauf;
Fang' d'rin die ABC-Schul' an,
Und buchstabier' und lies sodann,
Und lies dich immer mehr hinein;
Schlag' auf darin dein Kämmerlein,
Und lies dir immer mehr heraus;
Mach' dir ein wahres Bollwerk d'raus,
Und pflanze still hoch oben d'rauf
Die allerschönsten Sprüchlein auf!
Hell laß sie flattern, muthig weh'n,
Als deinen Banner laß sie seh'n,
Als deinen Schild drück's an dein Herz
Und halt' dich d'ran in Freud' und Schmerz.

O du, mein liebes Menschenkind!
Hast du noch kein's so kauf's geschwind,
Und ging' dein letzter Groschen d'rauf,
Geh', eile, flieg' und schlag' es auf;
Lies mit Gebet und schlag' es du
Nur mit des Sarges Deckel zu!
Des Lesens und des Lebens Lauf
Beginn' und höre mit ihm auf! (Dr. Luther.)

Bibelkunde.

Die Bibel besteht aus zwei Hauptheilen, aus dem alten und neuen Testamente, oder aus den Schriften des alten und neuen Bundes. Testamente heißen diese beiden Abtheilungen, weil sie ein doppeltes, wichtiges Vermächtniß Gottes an die Menschen enthalten, den heiligen Willen Gottes im Gesetze und den gnädigen Willen Gottes im Evangelio. Beide Theile der Schrift gehören auf's Genaueste zusammen und machen Ein Ganzes aus. Das Alte Testament bereitet auf das neue vor, das neue Testament weiset auf das alte zurück. Obgleich das Wort unsers Herrn und seiner Apostel zunächst im neuen Testament enthalten ist, so wäre uns doch die ganze Erlösungsanstalt unverständlich, wenn wir nicht vorher aus dem alten Testamente lernten, wie die Sünde mit ihren Folgen in die Welt gekommen sei, und wie Gott die Sendung Seines Sohnes zum Erlöser verheißen und vorbereitet habe. Gott verfuhr mit Seinen Offenbarungen an die Menschen, wie ein weiser Erzieher, er gab nicht alles auf einmal, sondern immer so viel die Menschen zu fassen vermochten, und so viel gerade zu der Zeit noth that. So wurde die Verheißung des kommenden Weltheilandes immer deutlicher und bestimmter, je näher die Zeit der Erfüllung kam. David wußte schon mehr von Christo, als Abraham, und durch Jesaias kamen wieder neue Offenbarungen hinzu. Die ganze Gesetzesanstalt war eine Erziehungsanstalt, in welcher die Israeliten zum Gehorsam gegen Gott, zum Haß gegen die Sünde und zum Verlangen nach der Erlösung erzogen werden sollten. (Gal. 3, 24.) Dies alles zeigt uns das alte Testament. Das neue aber verkündigt uns, wie die Erlösung durch Jesum Christum vollbracht sei, und wie wir daran Antheil nehmen sollen. (Joh. 1, 17.) Das alte Testament, zunächst für die Juden bestimmt, ist ursprünglich in der hebräischen Sprache geschrieben. Einige Theile des Daniel und des Buches Esra, sind chaldäisch, einer mit dem Hebräischen sehr verwandten Sprache. Das neue Testament, das der ganzen Welt die Freudenbotschaft von Christo bringen sollte, ist in der damals am weitesten verbreiteten Weltsprache, in der griechischen, verfaßt.

Beide Theile der Bibel bestehen aus vielen einzelnen Büchern, die wie die einzelnen Steine zu dem großen wunderbaren Bau der Schrift gehören. Jedes dieser Bücher ruht auf den vorhergehenden, setzt diese nothwendig voraus und führt dann die Sache des Reiches Gottes um etwas weiter, bis das Ganze vollendet ist. So ist jedes an seiner Stelle unentbehrlich, und enthält etwas, was die andern nicht enthalten. 39 Bücher des alten Testaments und 27 Bücher des neuen Testaments, welche eigentlich die heilige Schrift ausmachen, nennt man kanonische Bücher, zum Unterschiede von den Apokryphen. Kanonisch heißt auf deutsch, was zur Regel und Richtschnur dient; es sind also solche Bücher, die ein göttliches Licht und Leben in sich haben, und also die Richtschnur unseres Glaubens und Lebens sein sollen, weil die heiligen Männer Gottes sie geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geist. Die Apokryphen (verborgene Bücher) heißen so, weil sie in den Synagogen der Juden nicht zugleich mit den übrigen biblischen Büchern aufgestellt wurden, sondern als von geringerem Ansehen, mit einem Vor-

hange bedeckt blieben. Es sind Bücher, die der heiligen Schrift nicht gleich gehalten werden, und doch nützlich und gut zu lesen sind. Sie sind von verschiedenen Verfassern nach der Zeit der Propheten und vor der Zeit Christi in griechischer Sprache geschrieben. Gewöhnlich sind unsern Bibeln 14 apokryphische Schriften beigefügt, theils eigene Bücher, theils Zusätze und Anhänge zu den kanonischen Schriften. Daß sie keine göttlichen Bücher sind, sondern bloß menschliche, geben sie selbst deutlich zu verstehen 2. Macc. 15, 38. 39. Auch enthalten sie Einiges, was nicht mit den übrigen biblischen Schriften übereinstimmt, ja selbst manches Erdichtete und Irrige, doch sind sie ein sehr nützlicher Anhang zum alten Testament, theils weil sie die Geschichte der Juden in jener Zeit fortführen, theils weil sie sonst noch so viele herrliche Geschichten und Lehren enthalten. Die wichtigsten darunter sind die beiden Bücher der Maccabäer, die uns berichten, wie die Juden nach der Babylonischen Gefangenschaft 170 Jahre vor Christo von den Syrischen Königen zur Abgötterei gezwungen werden sollten, aber durch die heldenmüthige Familie der Maccabäer freigekämpft wurden.

Nach der alten Weise zu schreiben, waren die biblischen Bücher ohne alle Abtheilungen geschrieben, selbst die Wörter wurden aneinanderhängend geschrieben. Zu größerer Deutlichkeit theilte man sie später in Kapitel und Verse ein. Auch die Ueberschriften über die Kapitel so wie die Unterschriften unter den apostolischen Büchern sind später hinzugesetzt und gehören eigentlich nicht zur Bibel.

Dem Inhalte nach theilt man die Bücher der heiligen Schrift in historische oder Geschichtsbücher, in Lehrbücher und prophetische Bücher. Doch will man mit dieser Eintheilung nur den Hauptinhalt eines jeden Buches bezeichnen, denn Geschichte und Lehre und Weissagung sind abwechselnd in allen Büchern der Schrift zu finden.

Die Geschichtsbücher des alten Testaments.

Die 17 Geschichtsbücher des alten Testaments, vom ersten Buche Mosis bis zum Buche Esther, enthalten nicht, wie andere weltliche Geschichtsbücher, die großen Thaten der Menschen, sondern die großen Thaten Gottes zum Heil der Menschen. Insbesondere finden wir in ihnen die Geschichte des Volkes Israel auf's genaueste aufgezeichnet, weil Gott Jahrtausende hindurch unter diesem Volke die Erlösungsanstalt vorbereitete, und weil die Führung Israels ein Exempel aller Führungen Gottes und eine große Offenbarung Seiner Herrlichkeit ist.

Die frühesten Offenbarungen Gottes, so wie die älteste Geschichte des Menschengeschlechts überhaupt und des Volkes Gottes insbesondere, ist in den 5 Büchern Mosis enthalten. Sie umfassen einen Zeitraum von 2500 Jahren, von Erschaffung der Welt bis auf Mosis Tod. Den besondern Inhalt eines jeden bezeichnet ein lateinischer Name, den diese Bücher in manchen Bibeln noch führen. Das erste heißt Genesis (Entstehung); es giebt uns Nachricht von der Schöpfung der Welt und des Menschen, vom Ursprunge der Sünde und von dem Leben der Stammväter des israelitischen Volks, Abraham, Isaac und Jakob. Die gewisse Geschichte des Menschengeschlechts in den ersten zwei Jahrtausenden und der Anfang der Geschichte des Reiches Gottes ist in diesem wichtigen Buche enthalten. Das Leben Abrahams ist ein großes Exempel des Glaubens und des Gehorsams gegen Gott. Außerdem finden wir hier noch wichtige Aufschlüsse über die erste Verbreitung der Menschen auf Erden und über die Abstammung der ältesten Völker. Das zweite, Exodus (Auszug), enthält die Geschichte des Auszugs der Kinder Israel aus der ägyptischen Dienstbarkeit und der Gesetzgebung auf Sinai. In diesem Buche finden wir auch den Bund, den Gott mit dem Volke Israel gemacht hat (2 Mose 19, 2—8.). In dem dritten, Leviticus (Priesterbuch) genannt, ist die Einrichtung des jüdischen Gottesdienstes enthalten, die Gesetze für die verschiedenen Arten des Opfers, und die Anordnungen für die Priester sind dort aufgezeichnet. Das vierte Numeri (Zählung), beginnt mit

der Zählung des Volks, und erzählt dann die fernere Reise durch die Wüste bis an die Gränzen des Landes Canaan. Das fünfte, Deuteronomium (Wiederholung), ist eine Wiederholung und Einschärfung des Gesetzes. Ein Anhang am Schlusse dieses Buchs enthält noch den herrlichen Lobgesang Mosis, seinen letzten Segen und seinen Tod. —

Unter Josua, Mosis Diener und Nachfolger, zog das Volk Israel in das verheißene Land ein, und empfing sein Erbe. Die Geschichte der Einnahme und Vertheilung des Landes Canaan unter die Stämme macht den Inhalt des Buches Josua aus. Gott that Wunder und Zeichen für Sein Volk, 31 Könige wurden überwunden, und die gottlosen, heidnischen Völker auf Gottes besonderm Befehl ausgerottet.

Nach dem Tode des Josua wurde das Volk Israel durch Trägheit und Abfall von Gott bald von diesem, bald von jenem Feinde überwunden und kam in große Noth, aber wenn sie sich wieder zu dem Herrn wandten, sandte er ihnen Richter oder Helden, die sie durch Gottes Kraft erretteten. Das Buch der Richter erzählt die Geschichte dieser Helden und ihrer Errettungsthaten. Im 2. Cap. desselben ist der kurze Inbegriff des ganzen Buches enthalten. Man zählt 14 solcher Richter, die nach einander regierten: Athniel, Ehud, Samgar, Deborah (mit Barak), Gideon, Thola, Jair, Jephta, Ebzan, Elon, Abdon, Simson, Eli und Samuel. Die ganze Richterzeit währte 450 Jahre und ist ein großes Zeugniß von der Untreue der Menschen und von der Geduld und Treue des Herrn.

Auf die kriegerischen Geschichten der Richterzeit folgt die stille, friedliche Geschichte der armen, aber frommen Ruth, einer Moabitin, die durch ihren Glauben in das Volk Gottes aufgenommen ward, und darnach die Frau des Boas, und also eine Stammmutter des Königs David und unseres Heilandes wurde.

Die beiden Bücher Samuels und die beiden Bücher der Könige machen ein zusammenhängendes Geschichtswerk aus, das die Geschichte des Volkes Israel von Samuel bis zum Untergange des jüdischen Staats (eine Zeit von 250 Jahren) fortführt.

Die zwei Bücher Samuels berichten, wie Eli und Samuel Richter in Israel waren, und nach ihnen Saul und David als Könige regierten. Da lernen wir neben einem schwachen, weichherzigen Manne, wie Eli war, den herrlichen und demüthigen Gottesmann, Samuel, kennen, der in einer schweren Zeit so treu und stark sein dreifaches Amt als Priester, Prophet und Richter vollbrachte, und neben dem wankelmüthigen, ungehorsamen Saul steht der fromme Hirte und König David, als ein Mann nach dem Herzen Gottes. Aus der wunderbaren Führung seines Lebens können wir vieles lernen von den Wegen Gottes mit den Menschen, und wie man sich in allen Lagen Gott wohlgefällig verhalten soll. Auch finden wir die Veranlassung zu vielen Psalmen Davids in seiner Lebensgeschichte, und diese werden um so verständlicher und wichtiger dadurch. Der König David lebte 1000 Jahre vor Christo, und der verheißene Erlöser heißt von da an der Sohn Davids.

Die 2 Bücher der Könige erzählen die Regierung Salomo's und die Geschichte des Tempelbaus. Unter Rehabeam, dem Sohne Salomo's, theilte sich das Reich in die beiden Königreiche Juda und Israel (975 vor Christo). Die Bücher der Könige folgen von da an der besondern Geschichte des Reiches Israel, und erzählen uns nur gelegentlich und am Schlusse etwas von dem Reiche Juda. 19 abgöttische Könige regierten nach einander in Israel, aber jede Regentenfamilie nur bis in's dritte und vierte Glied, dann suchte Gott ihre Missethaten heim und stürzte sie vom Thron. 250 Jahre nach der Trennung (722 vor Christo) wurde das Reich selbst durch den assyrischen König Salmanassar zertrümmert und das Volk gefangen nach Assyrien geführt. In den Büchern der Könige ist auch die wichtige Geschichte der Propheten Elias und Elisa enthalten.

Die 2 Bücher der Chronika (Jahrbücher) enthalten die Geschichte des Reiches Juda. Sie beginnen von Adam, und reichen bis auf die Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft. Unter den 20 jüdischen Königen waren 8 gottesfürchtige: Assa, Josaphat, Joas, Amazia, Usias, Jotham, Hiskias und Josias; durch diese wurde das Reich 143 Jahre länger als das israelitische erhalten, bis Jerusalem im Jahre 588 vor Christo von dem babylonischen Könige Nebucadnezar erobert und zerstört ward. In der Gefangenschaft wandte sich das Volk zu Gott, und der König Kores (Cyrus) erlaubte ihnen (536 vor Christo) in ihr Vaterland zurück zu kehren.

Die Geschichte des zurückgekehrten Volkes Gottes und der Wiedererbauung der Stadt und des Tempels ist in den Büchern Esra und Nehemia enthalten. Der Fürst Serubabel und der Hohepriester Josua waren die ersten Anführer der Juden, dann kam Esra, ein Priester und Schriftgelehrter, aus Babylon herüber, und richtete den Gottesdienst wieder ein, und bald darauf Nehemias, der Mundschenk des persischen Königs, und stellte die bürgerliche Ordnung wieder her.

Das letzte Geschichtsbuch des alten Testaments, das Buch Esther, giebt uns Nachricht, wie die Juden in Babylon in großer Gefahr des völligen Untergangs gewesen, aber durch die Esther, eine Jüdin, die zur Königin erhoben war, gerettet worden sind.

Die Geschichtsbücher des alten Testaments schließen mit der Rückkehr des Volkes Gottes aus der babylonischen Gefangenschaft und der neuen Einrichtung im Lande Canaan; denn mit der Erbauung des zweiten Tempels und der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung waren die äußeren Vorbereitungen zum Erscheinen des Reiches Gottes vollendet, die weitere Zubereitung dazu sollte innerlich in den Herzen des Volks geschehen. Zwar geschah seitdem bis auf die Zeit des neuen Bundes noch viel Denkwürdiges unter Israel, aber das Volk stand nun schon mit andern Völkern, mit den Persern, Macedoniern, Aegyptern, Syrern und Römern in solche Verbindung, daß ihre äußere Geschichte der Welt nicht unbekannt bleiben konnte. Durch die Bücher der Maccabäer haben wir noch eine besondere Nachricht über das wichtigste Ereigniß in dieser Zeit.

Die Lehrbücher des alten Testaments.

Auf die Geschichtsbücher des alten Testaments folgen 5 Lehrbücher: Das Buch Hiob, die Psalmen, die Sprüche, der Prediger und das Hohelied Salomonis. Die Lehrbücher weisen uns an, wie wir dasjenige, was uns die Geschichtsbücher verkündigt haben, in heilsame Anwendung bringen sollen.

Das Buch Hiob ist eine Lehrgeschichte aus der ältesten Zeit, deren Verfasser nicht genannt ist. Sie zeigt uns an Hiob's Geschichte, wie Gott die Seinen oft durch Leiden prüft, und wie die Leiden derjenigen, die Gott im Glauben durch Geduld und Gehorsam ehren, ein herrliches Ende nehmen. Hiob und seine drei Freunde, mit denen er sich über die Wege Gottes unterredete, gehörten nicht zu dem jüdischen Volke, aber zu einem Volksstamme, unter dem die reine Gotteserkenntniß noch nicht ausgestorben war; sie waren wahrscheinlich Nachkommen Nahors, des Bruders Abrahams, oder Esau's, des Sohnes Jakobs.

Die Psalmen sind eine Sammlung von 150 heiligen Gesängen. Der größte Theil derselben ist von David in den mannichfaltigsten Lagen seines Lebens verfaßt, andere sind von Assaph, einem heiligen Sänger und Freunde Davids, andere von Heman und Ethan, den Sängern, andere von Solomo, und Ps. 90. ist ein Lied von Moses. Die Psalmen wurden beim israelitischen Gottesdienste von den Leviten gesungen. Ihr Inhalt ist bald das Lob des Herrn und Dank für seine Wohlthaten, bald Klage und Gebet. Einige Psalmen besingen die Geschichte des Volkes Israel, andere enthalten Weissagungen auf Christum (Ps. 2, 8, 16, 22, 68, 110.), andere (wie Ps. 6, 32, 38, 51, 102, 130, 143.) sind Bußgebete eines reuigen Sünders.

Die Sprüche Salomons enthalten Lehren der wahren Weisheit in kurzen und kräftigen Worten, die uns Alle, und vornehmlich die noch unerfahrene Jugend unterweisen sollen, ein gutes Leben zu führen vor Gott und der Welt. Die, so Gottes Gebote verachten, werden in diesem Buche Narren genannt, und Weise diejenigen, die zu Gottes Geboten sich halten.

Der Prediger Salomonis stellt uns die Nichtigkeit aller irdischen Dinge dar, um uns dadurch vor der Lust und Sorge der Welt zu bewahren. Die Absicht des ganzen Buchs ist an seinem Schlusse zusammengefaßt, Pred. 12, 13, 14.

Das Hohelied ist ein sinnbildliches Lied von der Liebe eines Gläubigen zu seinem Herrn.

Die prophetischen Bücher des alten Testaments.

Die Propheten waren Botschafter Gottes an die Menschen, die Lehrer und Erzieher Israels, von Gott ausgerüstet und verordnet, um dem Volke seinen Willen zu verkündigen, die eingerissenen Sünden zu strafen, und von Christo und seinem Reiche zu weissagen. Nicht selten verkündigen sie auch den anderen umherwohnenden Völkern auf Gottes Befehl ihre künftigen Schicksale, zum Beweise, daß der Gott Israels der allmächtige und gerechte Herr der ganzen Welt sei.

Schon Moses und Samuel werden Propheten des Herrn genannt, und von Zeit zu Zeit traten immer in Israel einzelne solcher Gesandten Gottes auf, die den Geist der Weissagung hatten; aber die eigentliche Prophetenzeit, in der alle Propheten lebten, deren Schriften wir noch haben, war die Zeit vom 8ten bis zum 4ten Jahrhundert vor Christo. Es war die Zeit, wo das jüdische Volk durch seine gehäuften Sünden in großer Gefahr des völligen Untergangs war, und wo Gott durch besondere Ermahnungen, Drohungen und Verheißungen sein Werk unter diesem Volke zu erhalten suchte.

Nicht alle Propheten haben ihre Weissagungen schriftlich aufgezeichnet. Das alte Testament enthält 17 prophetische Schriften; vier von größerem Umfange, die darum die großen Propheten heißen, und 12 kürzere, die man die kleinen Propheten nennt. Diesen ist noch das Klagelied des Propheten Jeremias beigefügt.

Die vier großen Propheten heißen: Jesaias, Jeremias, Ezechiel oder Hesekiel und Daniel.

Der Prophet Jesaias lebte im jüdischen Reiche um die Zeit, als das israelitische Reich seinem Untergange entgegeneilte. Er sollte die Juden auf dies Strafgericht Gottes hinweisen und sie ernstlich zur Buße ermahnen, damit ihnen nicht ein Gleiches widerfahre. Zugleich sollte er sie durch die große Hoffnung auf die kommende Erlösung ermuntern, sich Gott auf's Neue zu ergeben. Darum redete er theils strafend, theils tröstend. Vorzüglich zeigt er, daß man nicht durch Beobachtung äußerer Gebräuche, sondern durch wahre Bekehrung Gott wohlgefällig werde. Seine Rede ist erhaben, voll Geist und Kraft. Seine Weissagungen von dem leidenden und sterbenden Erlöser (Jes. 53.) sind so deutlich, und seine Beschreibung von der Herrlichkeit seines Reiches ist so erfreulich, daß man ihn auch wohl den Evangelisten des alten Testaments genannt hat.

Die drei folgenden Propheten Jeremias, Ezechiel und Daniel weissagten ungefähr um dieselbe Zeit, doch der erstere etwas früher, als die beiden anderen. Es war die Zeit, als das Reich Juda durch Nebucadnezar zerstört und das Volk in die babylonische Gefangenschaft geführt wurde. Jeremias mußte in seinem langen und beschwerlichen Amte 40 Jahre hindurch dem verderbten Volke die letzten Warnungen Gottes zurufen. Er klagt wehmüthig über ihre Bosheit und drohet mit heiligem Ernste die kommende Strafe; doch verheißt er auch die Rückkehr des Volkes und neue und ewige Gnade Gottes auf die Zeit der Erlösung. Bei der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier wurde er wunderbar erhalten, und besang auf den Trümmern in seinen Klageliedern das traurige Schicksal der verwüsteten Stadt.

Indeß Jeremias, der aus niederem Stande war, bei dem armen, zurückgelassenen Ueberreste der Juden in dem gelobten Lande blieb und später mit ihnen nach Aegypten zog, sorgte Gott in großer Treue dafür, daß es auch den weggeführten Juden im heidnischen Lande nicht an göttlicher Unterweisung fehlte. Der Prophet Ezechiel, aus priesterlichem Geschlechte, mußte am Flusse Chebar in Chaldäa den Gefangenen bezeugen, daß Jerusalem zwar um der Sünden des Volkes willen untergehen müsse, daß aber Gott einen neuen und ewigen Bund mit seinem Volke aufrichten wolle. Zu derselben Zeit mußte Daniel am Hofe der Könige zu Babylon den Namen Gottes verherrlichen und die Zeit bestimmen, wann die Gefangenschaft enden und wann Christus kommen würde.

Die kleinen Propheten können wir der Zeitfolge nach je drei und drei zusammenordnen. Jonas, Joel und Amos lebten etwas vor Jesaias, im Anfange des achten Jahrhunderts vor Christo. Hosea, Micha und Nahum weissagten mit Jesaias um dieselbe Zeit. Habakuk, Zephanja und Obadjah sind Zeitgenossen des Jeremias und lebten gegen das Ende des jüdischen Reichs. Haggai, Sacharja und Maleachi traten erst nach der babylonischen Gefangenschaft auf und stärkten das zurückgekehrte Volk in Gehorsam und im Glauben.

In den Schriften der kleineren Propheten wechselt ebenfalls Lehre, Strafe und Trost mit einander. Auch in ihnen finden wir viele fröhliche Verheißungen von Christo und von seinem Reiche. Die deutlichsten darunter sind folgende: Hosea und Amos vergleichen die Zeit des Messias mit der glücklichen Zeit Davids (Hos. 3, 5.; Am. 3, 11.); Joel redet von der Ausgießung des heiligen Geistes (Cap. 3.); Micha nennt Bethlehem als den Geburtsort des Herrn (Micha 5, 1.); Habakuk weissagt die allgemeine Ausbreitung seines Reichs (Hab. 3, 14.); Sacharja beschreibt die Aemter des Messias, seinen Einzug in Jerusalem, seine Verkaufung für 30 Silberlinge, seinen Tod und seinen Sieg; Haggai sagt, daß er zur Zeit des zweiten Tempels kommen werde, und Maleachi bezeichnet seinen Vorläufer Johannes und verkündigt, daß sein Kommen nahe sei. So schließt sich die letzte Prophetenstimme genau an den Anfang des neuen Testaments an.

Die Geschichtsbücher des neuen Testaments.

Wie im alten Testamente, so finden wir auch im neuen zuerst die Geschichte des Heils in den Geschichtsbüchern, dann die Anwendung derselben auf uns in den Lehrbüchern, und endlich noch prophetische Blicke in die Zukunft.

Die 5 Geschichtsbücher des neuen Testaments sind die vier Evangelien und die Apostelgeschichte.

Die vier Evangelien enthalten die Geschichte des Erdenlebens Jesu Christi, von seiner Geburt bis zu seiner Himmelfahrt, von vier glaubwürdigen Zeugen, nämlich von zwei Aposteln und von zwei Gehülfen der Apostel aufgezeichnet. Wir haben Gott dafür zu danken, daß wir von der Geschichte unseres Herrn, der größten und wichtigsten, die je geschehen ist, einen vierfachen, treuen Bericht haben. Die Zeugnisse der vier Evangelisten stimmen vollkommen überein. Dennoch hat jedes wieder etwas Besonderes, da die Absicht der Schreiber verschieden war, so wie auch die Menschen, für die sie zunächst schrieben. Matthäus, der Apostel, der vorher ein Zöllner war, richtete sein Evangelium an die Christen aus dem Judenthume, und zeigt ihnen, daß Jesus Christus der große Prophet und König des Himmelreichs sei, der im alten Testamente verheißen war. Daher beruft er sich sehr häufig auf Stellen des alten Testaments, die nun erfüllt seien, und beschreibt ausführlich die Reden und Wunderthaten des Herrn. Auch führt er uns die vielen herrlichen Gleichnißreden an, in welchen der Herr die Beschaffenheit seines Himmelreichs näher erklärt, (z. B. Matth. 13, 18, 20, 22, 25.) — Der Evangelist Markus, der die Apostel Paulus und Petrus auf ihren Reisen begleitete, hat die Absicht, den Christen aus dem Heidenthume und zunächst den Christen zu Rom einen Bericht von dem Leben und Wandel des Herrn zu geben.

Darum ist dies Evangelium kurz zusammengefaßt in klare und nachdrückliche Worte, wie es für solche, die erst vor Kurzem vom Heidenthum zum Christenthum bekehrt waren, besonders nöthig war. — Lucas, ein Gefährte des Apostels Paulus, berichtete seinem Freunde Theophilus, was sich mit Jesu zugetragen habe; seine besondere Absicht ist, den Herrn als den Freund und Heiland der Sünder in seiner herablassenden und helfenden Liebe darzustellen. In den Reden, Gleichnissen und Geschichten dieses Evangeliums finden wir den Herrn vorzüglich oft im Umgange mit Sündern und als Tröster und Retter der Elenden (z. B. Luc. 5, 7, 10, 15, 19.). Der Inbegriff dieses ganzen Zeugnisses ist in den Worten enthalten, Luc. 19, 10.: Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist. — Der Apostel Johannes, früher ein Fischer, nachher der vertrauteste Jünger des Herrn, bezeugt in seinem Evangelium den Christen in Kleinasien, daß Jesus Christus der eingeborne Sohn Gottes sei (Joh. 20, 31.). Er hat uns mehr als die übrigen Evangelisten von den herrlichen Reden des Herrn aufbewahrt, und berichtet uns vorzüglich diejenigen seiner Thaten, aus denen seine göttliche Herrlichkeit mitten unter seiner tiefen Erniedrigung hervorleuchtet.

An die vier Evangelien schließt sich die Apostelgeschichte an, die uns die Gründung der christlichen Kirche und ihre erste Ausbreitung berichtet. Sie ist von dem Evangelisten Lucas verfaßt und an denselben Theophilus gerichtet, für den er sein Evangelium schrieb. Es soll in diesem Buche die genaue Erfüllung der Verheißung des Herrn, Apg. 1, 8., nachgewiesen werden, und so vernehmen wir zuerst, wie der heilige Geist über die Jünger ausgegossen und damit die christliche Kirche gegründet ward, und wie die Apostel dann die Zeugen des Herrn wurden, zuerst unter den Juden in Jerusalem und in Judäa, dann unter den Halbheiden zu Samaria und den zerstreuten Judengenossen umher, und wie endlich das Evangelium zu den Heiden überging. Daher folgt die Apostelgeschichte, nachdem sie zuvor von mehreren Aposteln und vorzüglich von Petrus erzählt hat, zuletzt fast allein den Wanderungen des Apostels Paulus durch die Heidenwelt. Sie erzählt uns von ihm vier größere Reisen zu den Heiden, auf welchen der Apostel das Evangelium ausbreitete, und auf welchen Lucas und andere Gehülfen seine Begleiter waren. Die erste (Apg. 13. u. 14.) ging durch einen Theil von Kleinasien; auf der zweiten (Apg. 15, 36. c. 18, 22.) kam der Apostel auch nach Europa, wanderte nach Philippen, Thessalonich und Athen, und blieb ein Jahr und sechs Monate in Korinth. Auf der dritten Reise (Apg. 18, 23. c. 21, 15.) verweilte er erst über zwei Jahre in Ephesus und zog dann nach Griechenland. Die vierte Reise (Apg. 27, 28.) machte Paulus als ein Gefangener nach Rom. Die Begebenheiten dieser Reisen sind nicht nur an sich große Zeugnisse von der siegreichen Kraft des Evangeliums, sondern wir lernen in ihnen auch die Veranlassung und die Lage kennen, unter welcher der Apostel seine Briefe schrieb, sie dienen uns also wesentlich zum Verständniß derselben.

Die Lehrbücher des neuen Testaments.

Von den Aposteln Paulus, Petrus, Johannes, Jacobus und Judas sind uns 21 Briefe aufbehalten worden, welche zusammen die Lehrbücher des neuen Testaments ausmachen.

Dreizehn dieser Briefe sind ausdrücklich vom Paulo geschrieben, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist auch noch der Brief an die Hebräer von ihm. Diese Briefe sind theils an ganze Gemeinden, theils an einzelne Gehülfen und Freunde gerichtet. Der Apostel unterweiset darin die Christen über die wichtigsten Wahrheiten des Heils, belehrt sie über einzelne Gegenstände des Glaubens und christlichen Lebens, beantwortet die an ihn gerichteten Fragen, bestraft eingerissene Unordnungen, ermahnt und warnt in Liebe und Ernst nach dem verschiedenen Bedürfnisse derjenigen, an die er schrieb.

Die Briefe Pauli sind im neuen Testamente nicht nach der Zeitfolge geordnet, in der sie geschrieben wurden, sondern nach der Größe und nach dem Ansehen der Gemeinde, an die sie gerichtet sind. Der Zeitordnung nach könnte man sie in drei Abtheilungen bringen, 6 derselben sind vor der römischen Gefangenschaft des Apostels (etwa in den Jahren 53—58 nach Christo) geschrieben; 4 gehen von dem Kerker zu Rom aus (Jahr 60 und 61), und 4 sind nach der Befreiung des Apostels aus seiner ersten Gefangenschaft geschrieben.

Die beiden Briefe an die Thessalonicher sind wahrscheinlich die ersten des Apostels, und zu der Zeit geschrieben, als Paulus auf seiner zweiten Reise anderthalb Jahre in Korinth verweilte. Sie gehören also zu Apg. 18, 1—11. und enthalten eine väterliche Ermahnung des Apostels an die junge Gemeinde in der griechischen Handelsstadt Thessalonich, zur Treue in ihrem Glauben und zu einem rechtschaffenen Wandel. Der Hauptinhalt beider Briefe ist kurz zusammengefaßt in der Stelle 1. Theß. 3, 6—13.

Auf der dritten Reise schrieb der Apostel 4 Briefe; den an die Galater und den ersten an die Korinther von Ephesus aus, wo er sich dritthalb Jahre aufhielt, Apg. 19, etwas später von Macedonien aus (Apg. 20, 1. 2.) den 2ten Brief an die Korinther, und von Korinth aus (Apg. 20, 2.) den Brief an die Römer.

Die Gemeinden der kleinasiatischen Landschaft Galizien waren in großer Gefahr, von jüdischen Irrlehrern verführt zu werden, die ihnen die Beschneidung und das Gesetz Mosis aufdringen wollten. Davor warnt sie der Apostel und bittet sie, seinem Vorbilde zu folgen und ihr Heil allein bei Christo zu suchen, in welchem man gerecht und heilig werde, Gal. 5, 1—6. — In der Gemeinde zu Korinth hatte der Apostel gegen Spaltungen und allerlei eingerissene Mißbräuche zu streiten, die er mit Ernst bestraft. Er warnt die Gemeinde vor dem stolzen, unlautern und sichern Sinn so Vieler, die sich nur äußerlich Christen nennen, und zeigt ihnen, wie der Glaube an Jesum Christum eine herzliche Liebe und eine selige Hoffnung wirke. Der Inhalt des ersten Briefes ist in den Worten 1. Kor. 13, 13. ausgesprochen; der des zweiten Briefes, in welchem der Apostel sich freut, daß die Gemeinde seinen ersten Ermahnungen Gehör gegeben hat, und sein apostolisches Ansehn gegen die Irrlehrer vertheidigt, ist in den Schlußworten 2. Kor. 13, 8—11. zusammengefaßt. — Der Brief an die Gemeinde zu Rom ist besonders wichtig, er enthält den Kern der ganzen christlichen Lehre von der Sünde, von der Gnade Gottes, vom Glauben und vom neuen Leben in Christo. Erst zeigt der Apostel, wie Heiden nnd Juden gleich sündhaft und verderbt seien, und wie es darum für jene und diese, und für alle Menschen überhaupt nur einen Weg zur Seligkeit gebe, der Glaube an Den, der die Gottlosen gerecht mache; über [illegible] Weg des Lebens giebt der Apostel vollständige und gründliche Anweisung, u[illegible] fügt dann noch tiefe Blicke über den wunderbaren Zusammenhang des ganzen Reiches Gottes hinzu (Röm. 9—11.), wodurch er den Christen zeigen will, wie Gott zwar jetzt die Juden um ihres Unglaubens willen nach gerechtem Urtheil verworfen habe, sie aber doch einst, wenn die Heiden zum Reiche Gottes gekommen wären, wieder annehmen wolle. Am Schlusse ertheilt der Apostel väterliche Ermahnungen. Der Inbegriff dieses Sendschreibens ist in der Stelle Röm. 3, 23—26. ausgedrückt.

Vier Briefe schrieb Paulus aus seiner Gefangenschaft zu Rom. Dem Philemon, einem Colossischen Christen, sandte er einen entlaufenen, nun aber bekehrten Sclaven, den Onesimus, zurück. Außerdem schrieb er noch an die beiden Christengemeinden zu Colossä und Ephesus in Kleinasien und an die europäische Gemeinde zu Philippi in Macedonien. Diese 3 letzteren Sendschreiben haben einen sehr verwandten Inhalt. In allen dreien preiset der Apostel Jesum Christum, als den Herrn und das Haupt der ganzen Kirche und die Fülle alles Heils und alles Lebens. Und dann weiset er jede Gemeinde an, das in Christo

zu suchen, was sie besonders bedurfte. Will man das kurz bezeichnen, so kann man sagen, er schreibt an die Colosser von der christlichen Erkenntniß (Col 2, 2. 3.); an die Epheser von der christlichen Liebe (Eph. 4, 1—6.); an die Philipper von der Freude in dem Herrn (Phil. 4, 4).

Kurz nach seiner Gefangenschaft, noch von Italien aus, schrieb Paulus den Brief an die Hebräer (Christen aus dem Judenthum). Da einige derselben gegen ihn, als den Heidenapostel, noch einiges Vorurtheil haben konnten, so nennt er seinen Namen nicht, wie bei den übrigen Briefen, zu Anfang desselben. Er vergleicht in diesem Sendschreiben das Gebäude des alttestamentlichen Glaubens und Gottesdienstes mit dem Christenthum, und zeigt, wie dort nur Schatten und Vorbilder, hier aber das Wesen und die volle Wahrheit sei. Hebr. 1, 1—3. Endlich schrieb der Apostel noch 3 Briefe an seine geliebten Schüler und Gehülfen, Timotheus und Titus, von denen der erste Aufseher der Gemeinde zu Ephesus und der letzte in Creta war. Beiden schärft er die Pflichten eines wahren Seelsorgers ein und unterweiset sie, wie sie die ihnen übergebenen Gemeinden recht verwalten sollen. Daher werden diese Briefe auch Pastoralbriefe (Hirtenbriefe) genannt. Der 2te Brief an den Timotheus ist kurz vor dem Tode des Apostels geschrieben.

Die Briefe der übrigen Apostel werden mit dem Gesammtnamen katholische (d. i. allgemeine) Briefe bezeichnet, weil sie nicht an eine einzelne, bestimmte Gemeinde, sondern an viele Gemeinden insgesammt gerichtet sind.

Die beiden Briefe Petri sind an Christen gerichtet, die unter den Heiden zerstreut lebten und von diesen viele Verfolgungen erdulden mußten. Aus den Briefen selbst geht deutlich hervor (2. Petri 3, 15.), daß er sich zunächst an diejenigen Gemeinden wendet, die durch den Apostel Paulus zum Glauben gekommen waren; und da Paulus hinwiederum den Brief an die Hebräer an die von Petrus unterwiesenen Christen schrieb, so ist es lieblich zu sehen, in welcher Einigkeit des Geistes ein Apostel die Pflanzung des andern begießt (1. Cor. 3, 6. 7). Petrus tröstet die Christen in ihren vielen Leiden, ermahnt sie zur Standhaftigkeit und zu einem heiligen Wandel, und warnt sie vor Verführern und Spöttern. Wenn wir die Stellen 1. Petri 4, 1—5. und 2. Petri 3, 1—4. 17. 18. lesen, so werden wir in ihnen den Hauptinhalt dieser herrlichen Sendschreiben erkennen.

Vom Apostel Johannes haben wir drei Briefe. In dem ersten zeigt er, wie der Glaube an Christum sich durch wahre Gottes- und Menschenliebe thätig beweise. 1. Joh. 3, 14—21. Die beiden andern sind freundschaftliche Briefe voll herrlicher Ermahnung.

Der Brief Jacobi handelt vom thätigen Christenthum, zusammengefaßt in dem Spruche Jac. 2, 26. Wenn Jac. 2, 24. der Stelle Röm. 4, 1—5. zu widersprechen scheint, so vereinigt sich das darin, daß Paulus zu solchen redet, die ihre Seligkeit auf ihre Werke gründen wollten, und diese auf den Glauben und die Gnade Gottes hinweist, und daß Jacobus solchen, die sich mit einem todten Glauben begnügen wollten, die Werke als ein sicheres Kennzeichen des lebendigen Glaubens vorhält.

Der Brief Judä warnt vor gottlosen Irrlehrern, die sich gegen die Obrigkeit empören, und ermahnt die Christen, am Glauben und am Gebete zu bleiben.

Das prophetische Buch des neuen Testaments.

Das einzige prophetische Buch des neuen Testaments ist die Offenbarung Johannis, d. i. die Offenbarung, die der Apostel Johannes von Christo empfing. Jesus Christus, zur Rechten Gottes erhöht, offenbart darin seinem Jünger den schweren Kampf und herrlichen Sieg seines Reiches in bedeutungsvollen Bildern. Zuletzt wird uns die Seligkeit derer beschrieben, die bis ans Ende getreu waren. Dies Buch enthält noch viel Unerklärliches, und es ist auch wohl nicht dazu gegeben, daß es ganz auf einmal verstanden werden soll. Durch den bisherigen

Gang der Kirche Christi ist schon vieles aufgehellt, und wenn das, was noch zukünftig ist, geschieht, so werden wir aus diesem Buche erkennen können, daß und warum es also kommen mußte. Das Wort der Weissagung ist der vorwitzigen Neugierde verschlossen, wer aber darin Trost und Glaubensstärkung sucht, und auf die Zeichen der Zeit achtet, der lernt es verstehen. Denn nur in dieser Absicht verkündigt Jesus den Seinigen, was zukünftig ist. Joh. 13, 19.

Das Wort Gottes schließt mit dem Segenswunsche: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen. Amen.

(Aus den Werderschen Bibelberichten.)
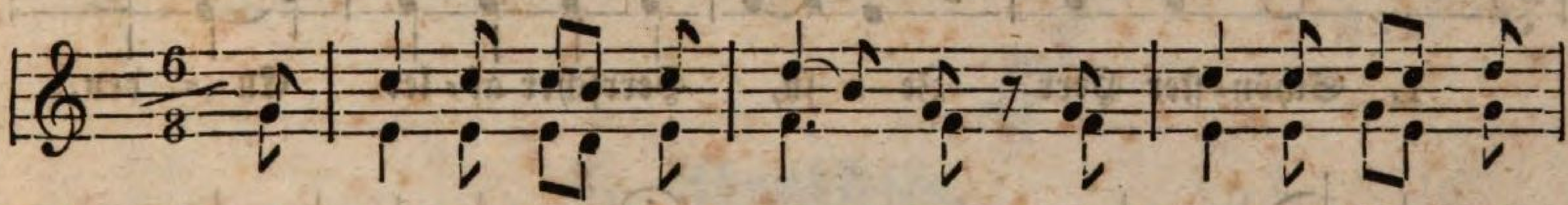
Das Einmal Eins.

1 mal 2 ist 2	1 mal 3 ist 3	1 mal 4 ist 4
2 mal 2 ist 4	2 mal 3 ist 6	2 mal 4 ist 8
3 mal 2 ist 6	3 mal 3 ist 9	3 mal 4 ist 12
4 mal 2 ist 8	4 mal 3 ist 12	4 mal 4 ist 16
5 mal 2 ist 10	5 mal 3 ist 15	5 mal 4 ist 20
6 mal 2 ist 12	6 mal 3 ist 18	6 mal 4 ist 24
7 mal 2 ist 14	7 mal 3 ist 21	7 mal 4 ist 28
8 mal 2 ist 16	8 mal 3 ist 24	8 mal 4 ist 32
9 mal 2 ist 18	9 mal 3 ist 27	9 mal 4 ist 36
10 mal 2 ist 20	10 mal 3 ist 30	10 mal 4 ist 40
1 mal 5 ist 5	1 mal 6 ist 6	1 mal 7 ist 7
2 mal 5 ist 10	2 mal 6 ist 12	2 mal 7 ist 14
3 mal 5 ist 15	3 mal 6 ist 18	3 mal 7 ist 21
4 mal 5 ist 20	4 mal 6 ist 24	4 mal 7 ist 28
5 mal 5 ist 25	5 mal 6 ist 30	5 mal 7 ist 35
6 mal 5 ist 30	6 mal 6 ist 36	6 mal 7 ist 42
7 mal 5 ist 35	7 mal 6 ist 42	7 mal 7 ist 49
8 mal 5 ist 40	8 mal 6 ist 48	8 mal 7 ist 56
9 mal 5 ist 45	9 mal 6 ist 54	9 mal 7 ist 63
10 mal 5 ist 50	10 mal 6 ist 60	10 mal 7 ist 70
1 mal 8 ist 8	1 mal 9 ist 9	1 mal 10 ist 10
2 mal 8 ist 16	2 mal 9 ist 18	2 mal 10 ist 20
3 mal 8 ist 24	3 mal 9 ist 27	3 mal 10 ist 30
4 mal 8 ist 32	4 mal 9 ist 36	4 mal 10 ist 40
5 mal 8 ist 40	5 mal 9 ist 45	5 mal 10 ist 50
6 mal 8 ist 48	6 mal 9 ist 54	6 mal 10 ist 60
7 mal 8 ist 56	7 mal 9 ist 63	7 mal 10 ist 70
8 mal 8 ist 64	8 mal 9 ist 72	8 mal 10 ist 80
9 mal 8 ist 72	9 mal 9 ist 81	9 mal 10 ist 90
10 mal 8 ist 80	10 mal 9 ist 90	10 mal 10 ist 100
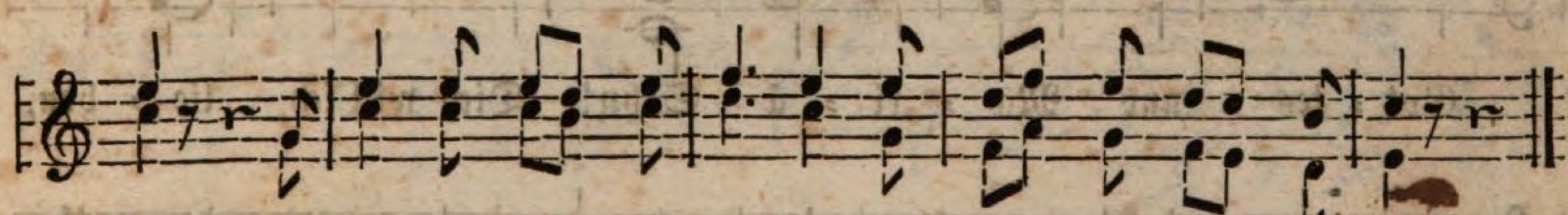
Lieder
mit zwei- und dreistimmigen Sangweisen.

---

1. Lob des Gesanges.



1. Ge - sang ver - schönt das Le - ben, Ge - sang er - freut das
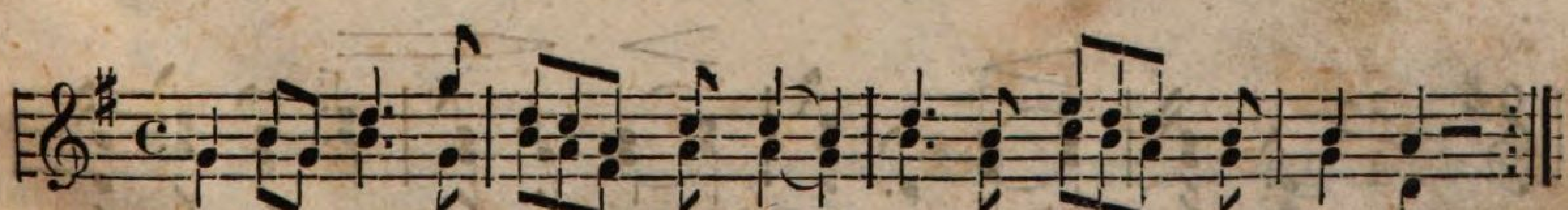


Herz; ihn hat uns Gott ge - ge - ben, zu lin - dern Sorg' und Schmerz.

2. Die Vöglein alle singen ein lieblich Mancherlei, laßt unsre Lieder klingen, an Lust und Freude reich.
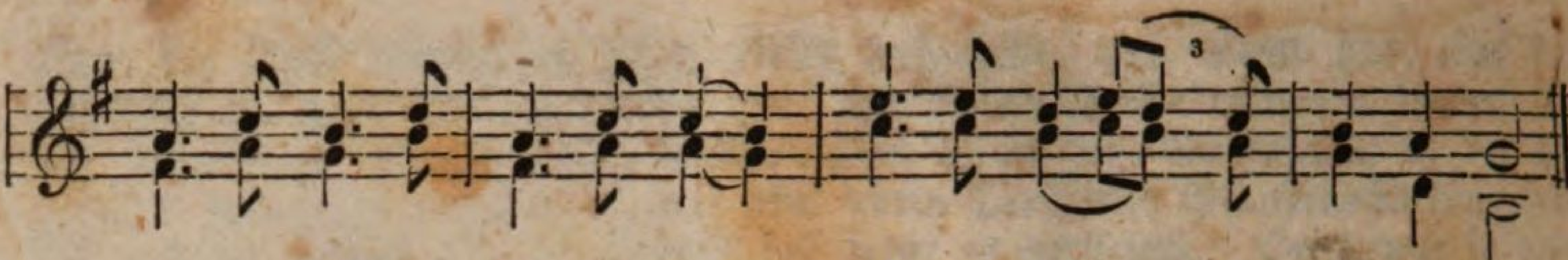
3. Es tönet aus den Lüften ein süßes Jubilo, in Wäldern und in Triften singt Alles, Alles froh.

4. Wohlauf denn, laßt uns singen den muntern Vögeln gleich, laßt unsre Lieder klingen, an Lust und Freude reich.

2. Frühlingslied.



1. { O wie ist die Welt so schön in dem Früh - lings - klei - de!
In den Thälern, auf den Höh'n Le - ben, Frie - de, Freu - de!



sü = ße Düf = te, Vo = gel = sang, stim=met ein mit Har = fen=klang.
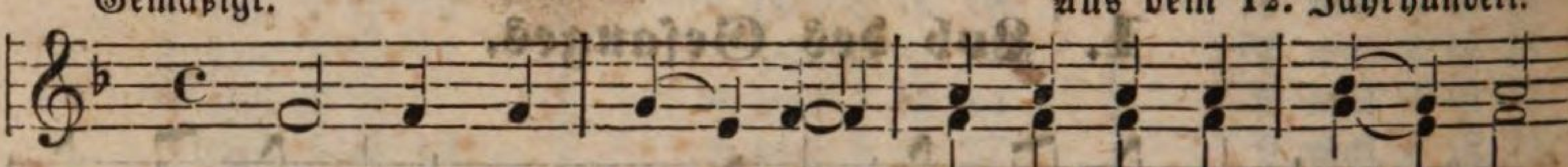
2. Singt ein heil'ges Lied dem Herrn, da im Brautgewande prangen Fluren nah und fern. Jauchzt ihm alle Lande! Wo sein Lebensodem weht, Alles neu=verjüngt ersteht.

3. Ja die schöne Wunderwelt preist des Schöpfers Ehre, an dem hohen Sternenzelt jauchzen seine Heere. Tag verkündigt's froh dem Tag, und die Nacht, sie singt es nach.

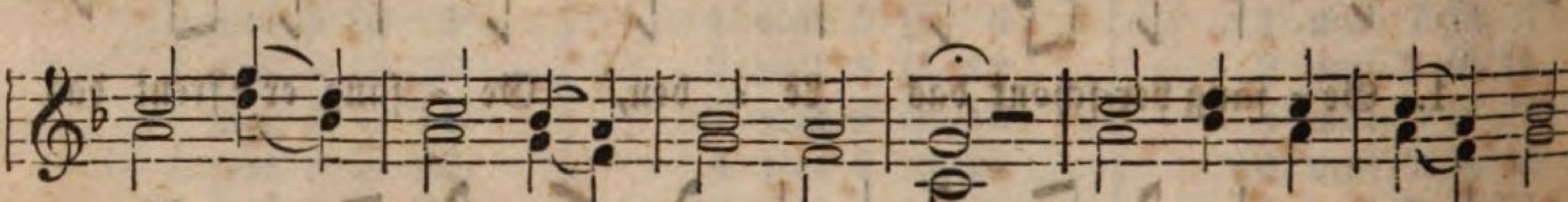
4. Darum soll auch Preis und Dank meine Seele bringen, und den heil'gen Lenzgesang meinem Schöpfer singen! Ist die Erde schon so schön, was wird's sein in Himmelshöh'n!

3. Jesus, der Schönste.
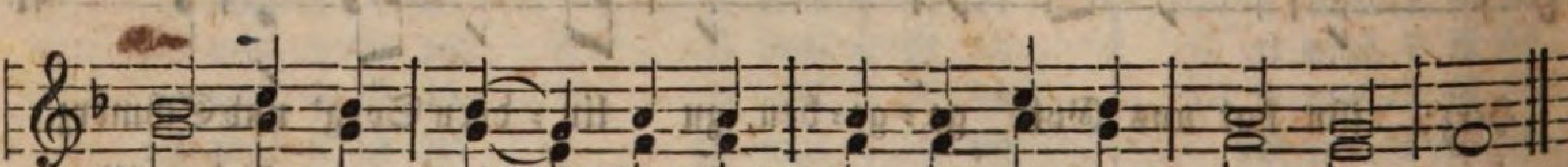
Gemäßigt. Aus dem 12. Jahrhundert.



1. Schön = ster Herr Je = su, Herrscher al = ler En = den,



Got = tes und Ma = ri = ä Sohn! Dich will ich lie = ben,
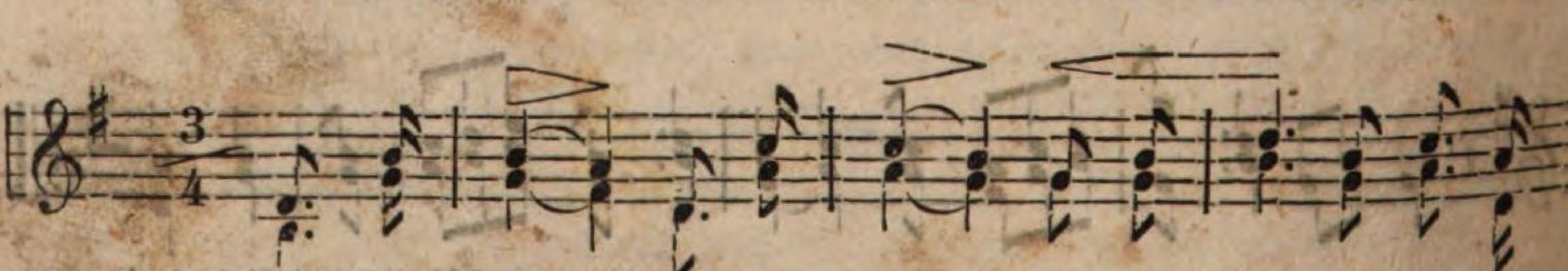


Dich will ich eh = ren, du mei = ner See = len Freud' und Kron!
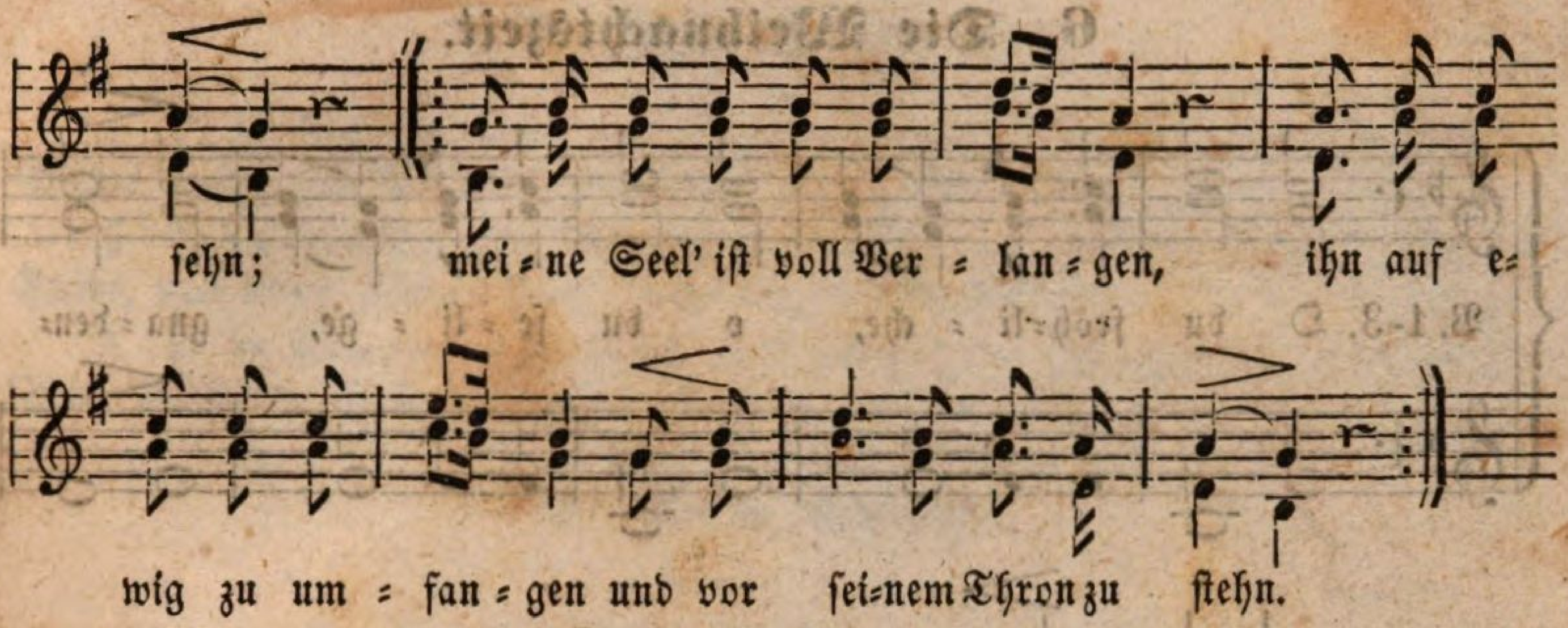
2. Schön sind die Felder, noch schöner sind die Wälder in der schönen Frühlingszeit: Jesus ist schöner, Jesus ist reiner, der unser traurig Herz erfreut.

3. Schön leucht't die Sonne, noch schöner leucht't der Monden. Und die Sternlein allzumal: Jesus leucht't schöner, Jesus leucht't reiner, als die Engel im Himmelssaal.

4. Heimweh nach Jerusalem.



1. Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Je = sum mö = ge



2. Süßes Licht, Sonne, die durch Wolken bricht, o wann werd' ich dahin kommen, daß ich dort mit allen Frommen schau dein holdes Angesicht?

3. Ach wie schön ist der Engel Lobgetön! Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel, flög' ich über Thal und Hügel heute noch nach Zions Höh'n.
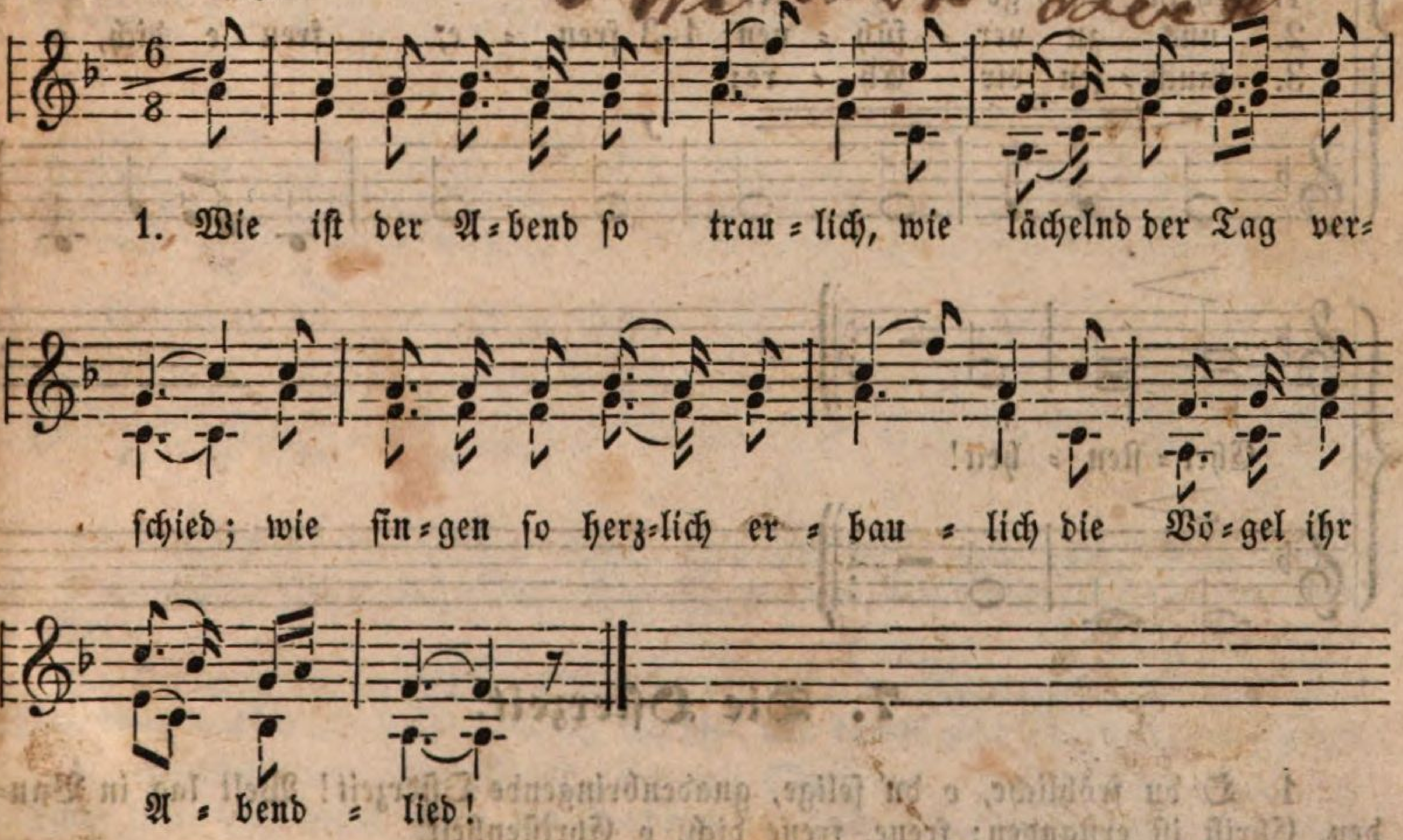
4. Wie wird's sein, wenn ich zieh' in Salem ein, in die Stadt der gold'nen Gassen! Herr, mein Gott, ich kann's nicht fassen, was das wird für Wonne sein.

5. Paradies! wie ist deine Frucht so süß! Unter deinen Lebensbäumen wird uns sein als ob wir träumen! Bring' uns, Herr, ins Paradies!

Knak.

5. Abendfeier.
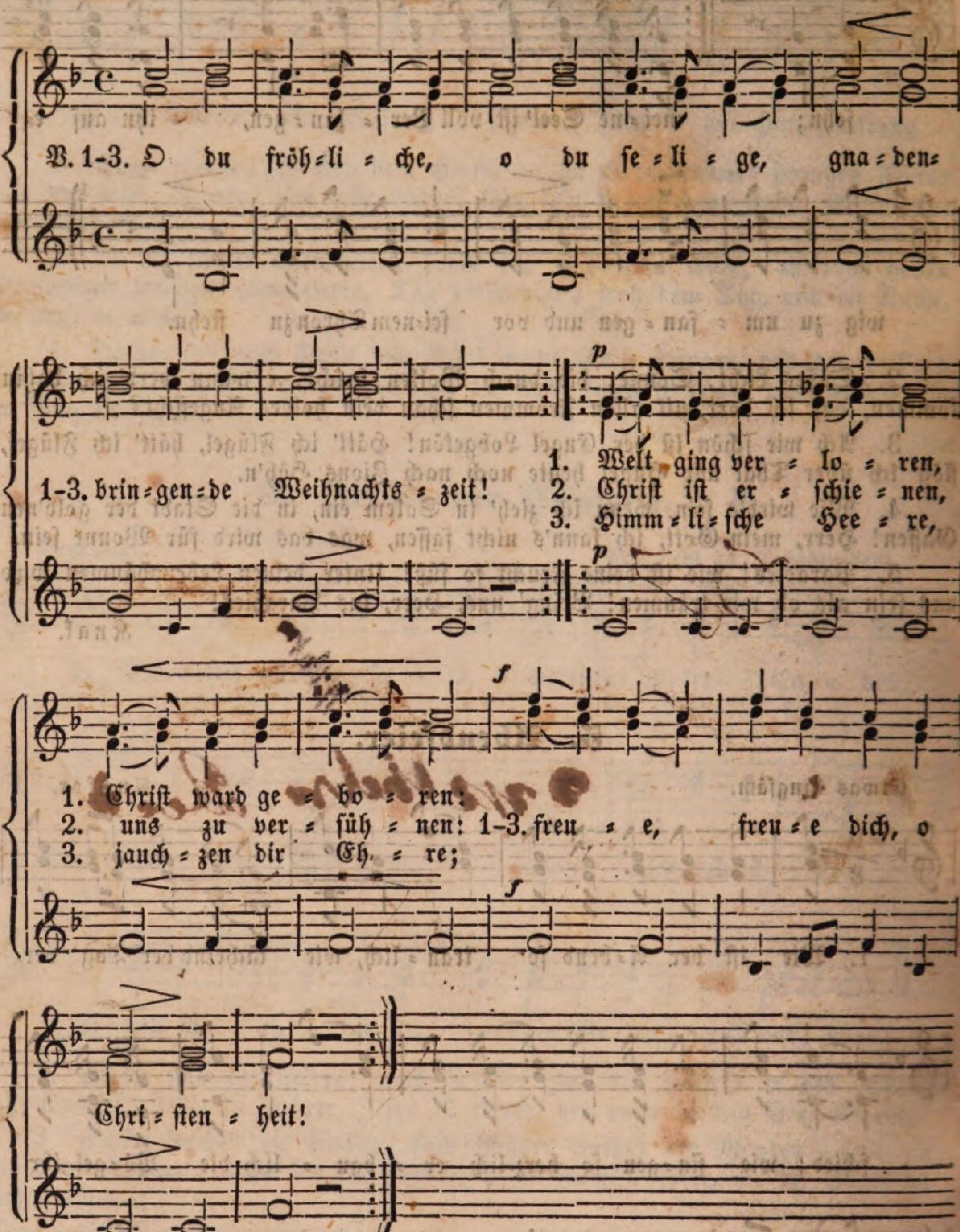
Etwas langsam. Anker.



2. Die Blumen müssen wohl schweigen, kein Ton ist Blumen beschert; doch stille Beter neigen sie alle das Haupt zur Erd'.

3. Und alles betet lebendig um eine selige Ruh', und Alles mahnt mich inständig: O Menschenkind, bete auch du!

6. Die Weihnachtszeit.



7. Die Osterzeit.

1. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit! Welt lag in Banden, Christ ist erstanden; freue, freue dich, o Christenheit.

2. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit! Tod ist bezwungen, Leben errungen: freue, freue dich, o Christenheit!

3. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit! Kraft ist gegeben, göttlich zu leben: freue, freue dich, o Christenheit!

8. Die Pfingstzeit.
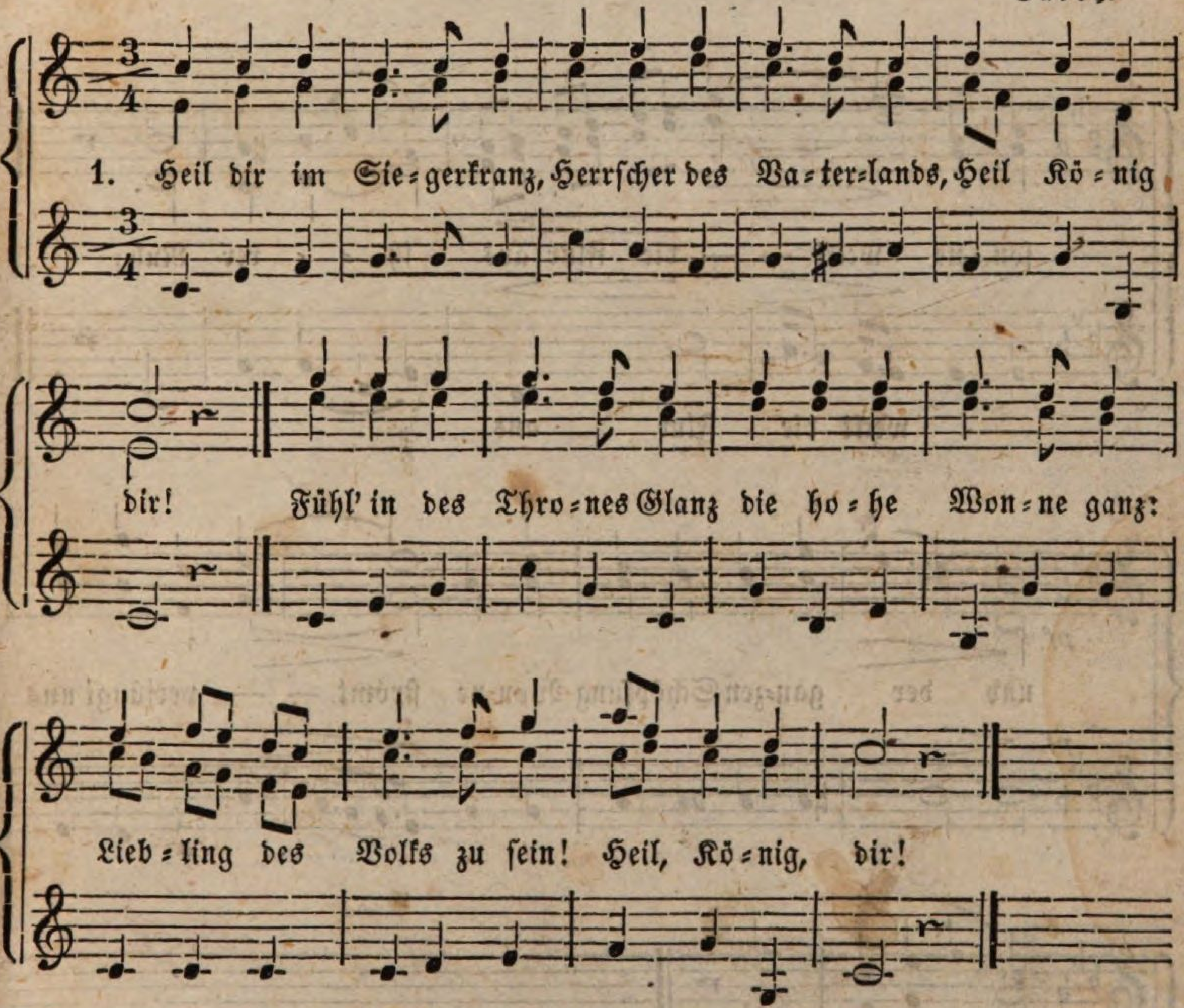
1. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Pfingstenzeit! Christ, unser Meister, heiligt die Geister, freue, freue dich, o Christenheit!

2. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Pfingstenzeit! Führ', Geist der Gnade, uns deine Pfade! freue, freue dich, o Christenheit!

3. O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Pfingstenzeit! Uns, die Erlösten, willst du, Geist, trösten! freue, freue dich, o Christenheit!

9. Dem Könige.

Carey.



2. Nicht Roff' und Reisige sichern die steile Höh', wo Fürsten stehn; Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Mann's gründet den Herrscherthron wie Fels im Meer.

3. Heilige Flamme, glüh', glüh' und verlösche nie für's Vaterland! Wir Alle stehen dann muthig für Einen Mann, kämpfen und bluten gern für Thron und Reich.
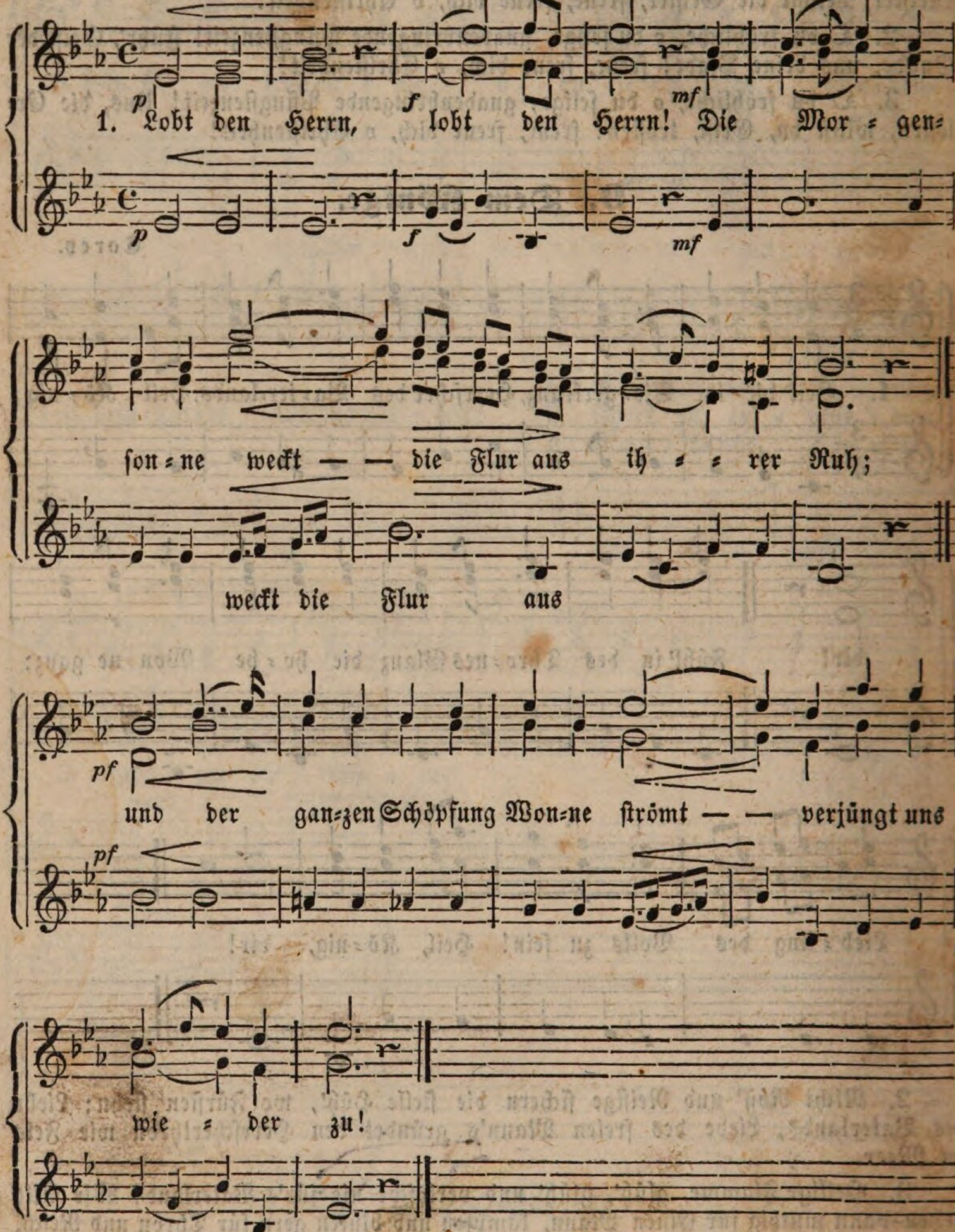
4. Handlung und Wissenschaft hebe mit Muth und Kraft ihr Haupt empor! Krieger und Heldenthat finde ihr Lorbeerblatt treu aufgehoben dort an deinem Thron!

5. Sei, Friedrich Wilhelm, hier lang deines Volkes Zier, der Menschheit Stolz! Fühl' in des Thrones Glanz die hohe Wonne ganz: Liebling des Volks zu sein! Heil, König, dir!

Harries.

10. Morgengesang.

Mit Einfalt und Würde. Rolle.



2. Lobt den Herrn, lobt den Herrn! In frühen Düften lobet ihn der Blumen Flor; auf den Wipfeln, in den Lüften singet ihm der Vögel Chor.

3. Lobt den Herrn, lobt den Herrn! Aus seiner Höhle jauchzt das Wild ihm seinen Dank; o vor Allem, meine Seele, tön' ihm früh dein Lobgesang!

J. S. Patzke.

11. Danklied.

(Nach voriger Weise.)

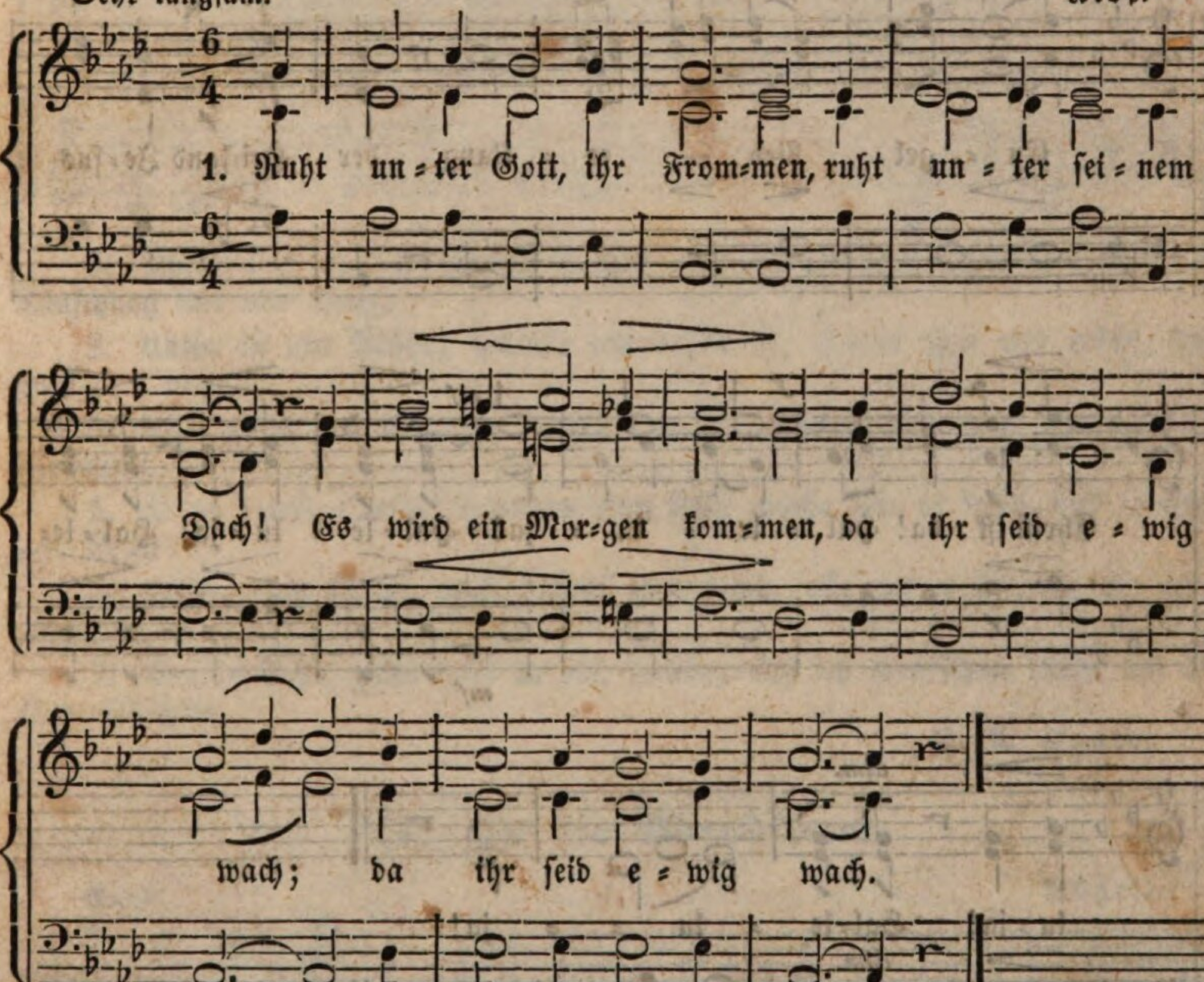
1. Danket dem Herrn! Mit frohen Gaben füllet er das ganze Land! Alles, Alles, was wir haben, kommt aus seiner Vaterhand.

2. Danket dem Herrn! Er giebt uns Leben, giebt uns Segen und Gedeih'n: schafft uns Brot, giebt Saft der Reben, uns zu stärken, zu erfreun!

3. Danket dem Herrn! Vergiß, o Seele, deines guten Vaters nie! Werd' ihm ähnlich und erzähle seine Wunder spät und früh!

12. Am Todtenfeste.

Sehr langsam. Kloß.



2. Da rührt das Herz kein Jammer und keine Qual mehr an, kein „Ach!" tönt aus der Kammer, die Gott euch aufgethan.

3. Er führt in Himmelsräumen der Geister sel'gen Lauf; da geht aus schönen Träumen die neue Welt euch auf.
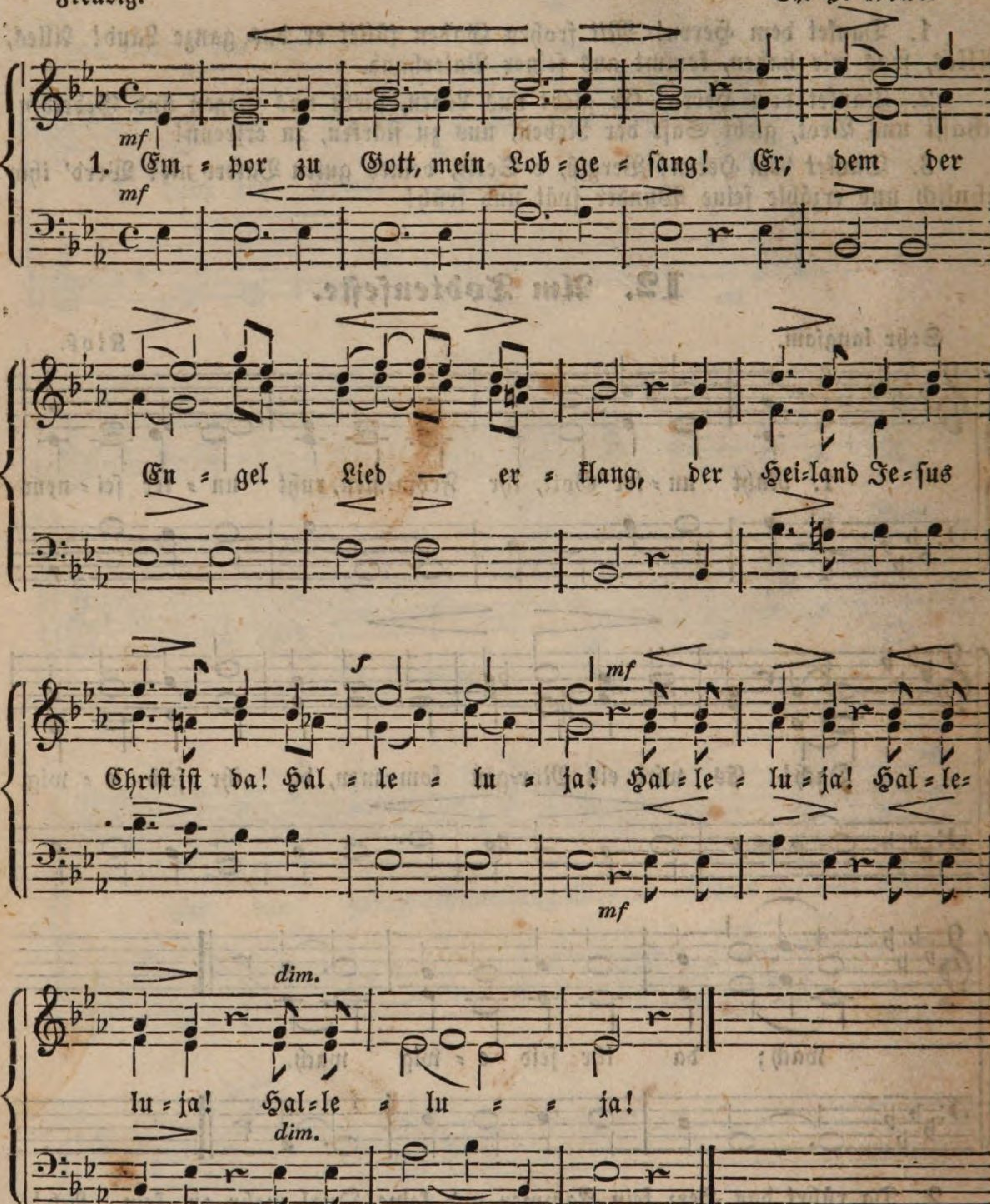
4. Hoch über unsern Wegen, da wohnt der Frommen Glück. Ihr Grab, ihr Bild, ihr Segen bleibt tröstend uns zurück.

5. Ruht unter Gott, ihr Frommen, ruht unter seinem Dach! Es wird ein Morgen kommen, wo ihr seid ewig wach.

6. Und wir mit euch, ihr Lieben! wenn Gottes Stimme rief, was wach im Herrn geblieben und auch im Herrn entschlief.

13. Weihnachtsgesang.

Freudig. Ch. H. Rink.



2. Vom Himmel kam in dunkler Nacht, der uns das Lebenslicht gebracht; nun leuchtet uns ein milder Strahl durch's Erdenthal! Halleluja!
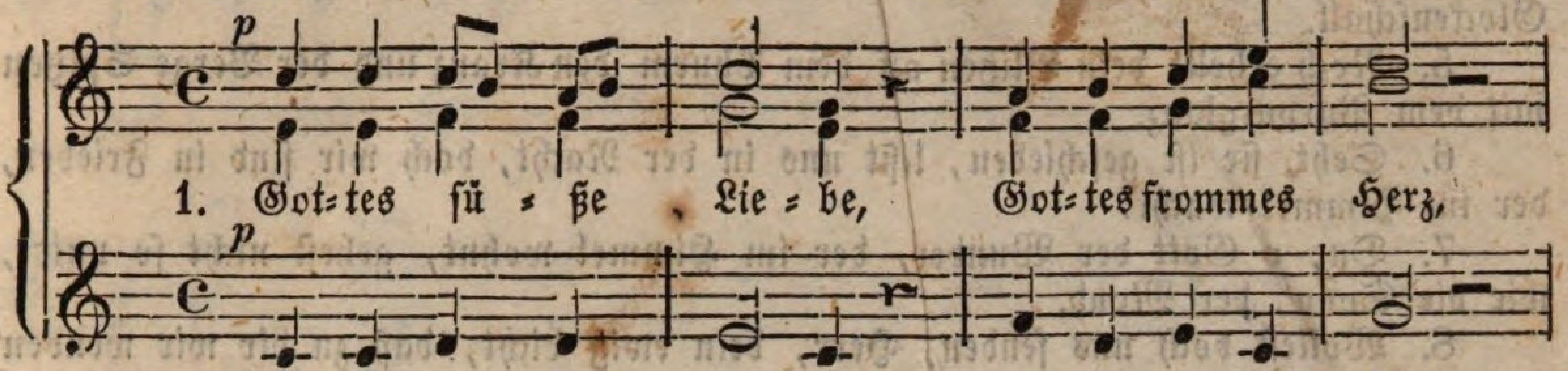
3. Er kam, des Vaters Ebenbild, vom schlichten Pilgerkleid umhüllt, und führet uns mit sanfter Hand in's Vaterland. Halleluja!
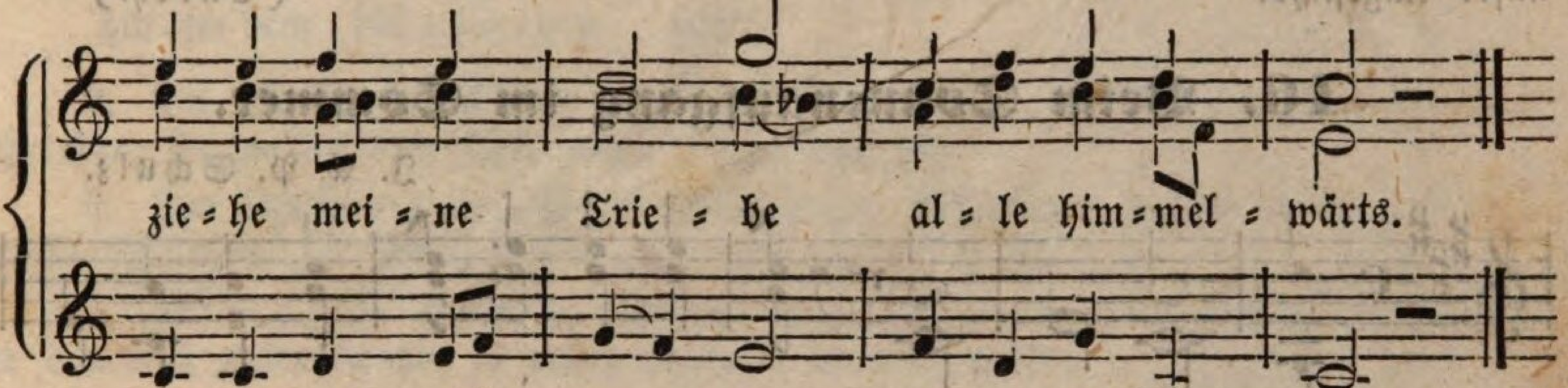
4. Er, der jetzt bei dem Vater thront, hat unter uns, ein Mensch, gewohnt; daß wir hier und im Himmelreich ihm werden gleich! Halleluja!

5. Einst führet er zur Himmelsbahn uns, seine Brüder, auch hinan, und wandelt unser Pilgerkleid in Herrlichkeit. Halleluja!

14. Sehnsucht nach Licht.

Nicht zu schnell. Rink.





2. Unten sind nur Thränen, ist nur Lug und Trug; ungestilltes Sehnen, Täuschung nur und Trug.

3. Unten ist nur Mühe, wann's am besten ist, Hader spät und frühe, daß man dein vergißt.

4. Alle, gleich den Blinden, tappen ungewiß, können dich nicht finden in der Finsterniß.

5. O du reiche Quelle, Brunnen jeder Lust, mache mir es helle, hell in Aug' und Brust!
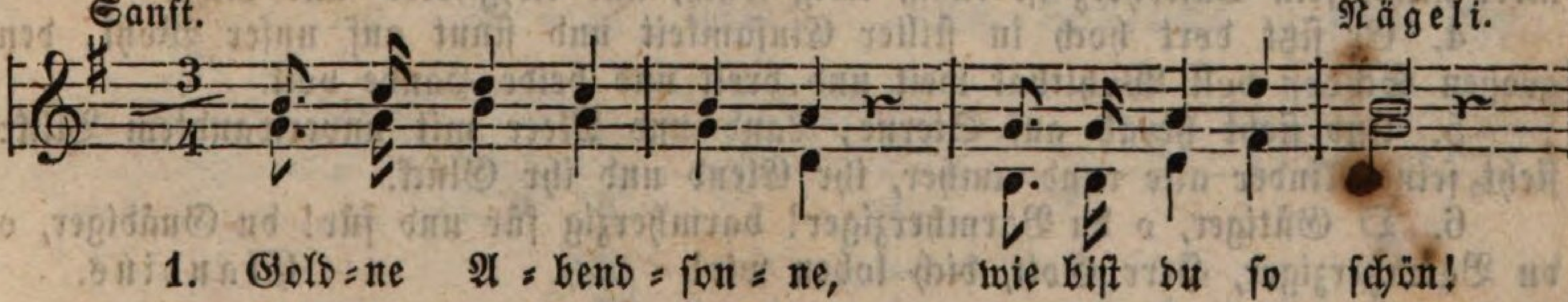
6. Ziehe, süße Liebe, mich hinauf zum Licht, alle meine Triebe, all mein Angesicht.
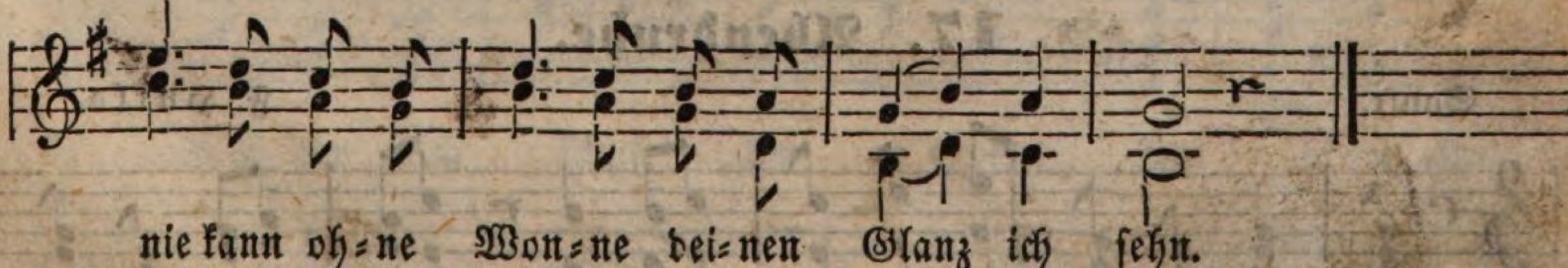
7. Gottes Liebe, ziehe mich in dich hinein, daß ich hier schon blühe wie ein Himmelsschein.

E. M. Arndt.

15. An die Abendsonne.

Sanft. Nägeli.





2. Willst nun, Sonne, fliehen mit dem schönen Strahl? Nach dem Meere ziehen über Berg und Thal?

3. Abendglocken singen von der Thürme Dach mit gewalt'gem Schwingen dir den Abschied nach.

4. Und die Hände heben zum Gebet sich all', die Gebete schweben auf zum Glockenschall.

5. Noch erhellt dein Blitzen auf dem Thurm den Kranz und der Berge Spitzen mit dem Purpurglanz.

6. Seht, sie ist geschieden, lißt uns in der Nacht, doch wir sind in Frieden, der im Himmel wacht!
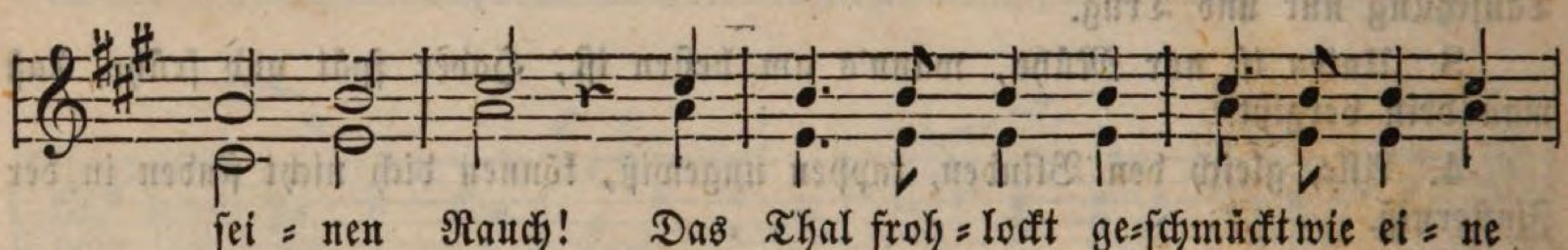
7. Du, o Gott der Wunder, der im Himmel wohnt, gehest nicht so unter, wie die Sonn', der Mond.
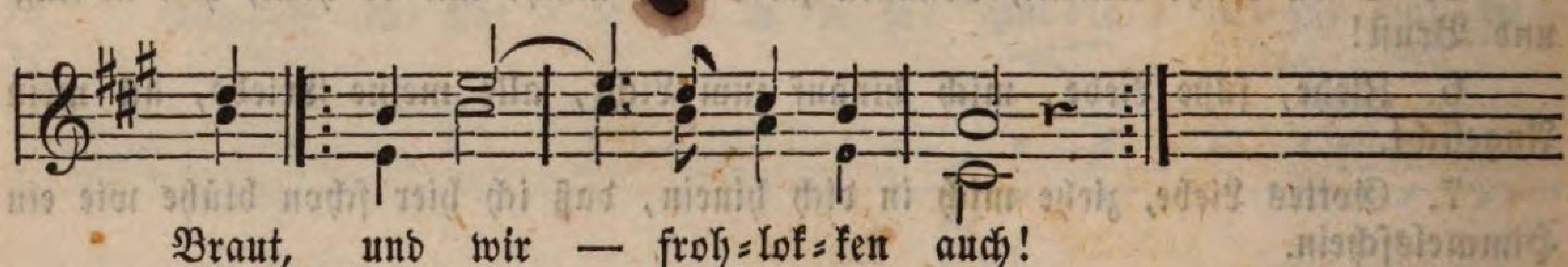
8. Wollest doch uns senden, Herr, dein ewig Licht, daß zu dir wir wenden unser Angesicht! (Barth.)

16. Beim Sonnenaufgang im Sommer.

J. A. P. Schulz.







2. Auf, denkt an den, der sie geschaffen hat, der ist ein großer Herr, Held, Friedefürst und Vater, Kraft und Rath und keiner ist, wie er!

3. Ihm wird's nicht Tag, er hat kein Schlafgemach, er schläft und schlummert nicht, sein Vaterherz ist ewig, ewig wach, und ewig Lieb' und Licht.
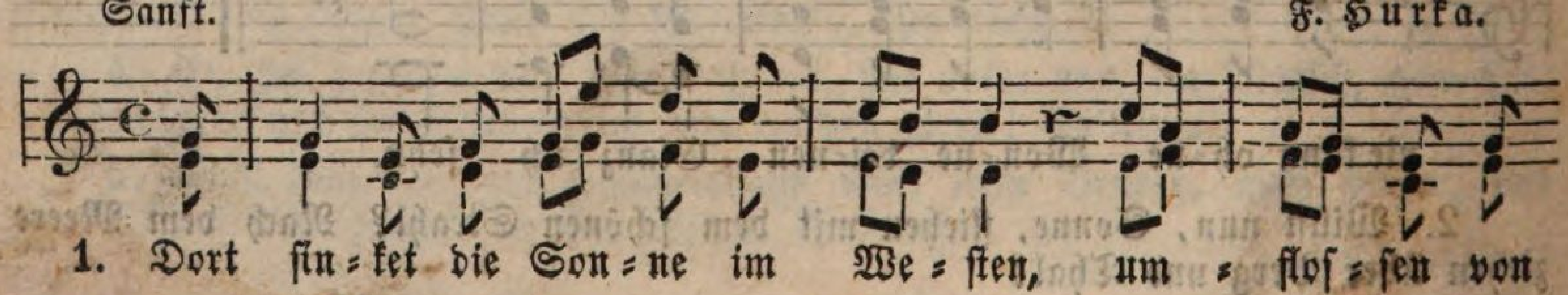
4. Er sitzt dort hoch in stiller Einsamkeit und sinnt auf unser Wohl, den großen Schooß voll Wohlthat weit und breit und beide Hände voll.

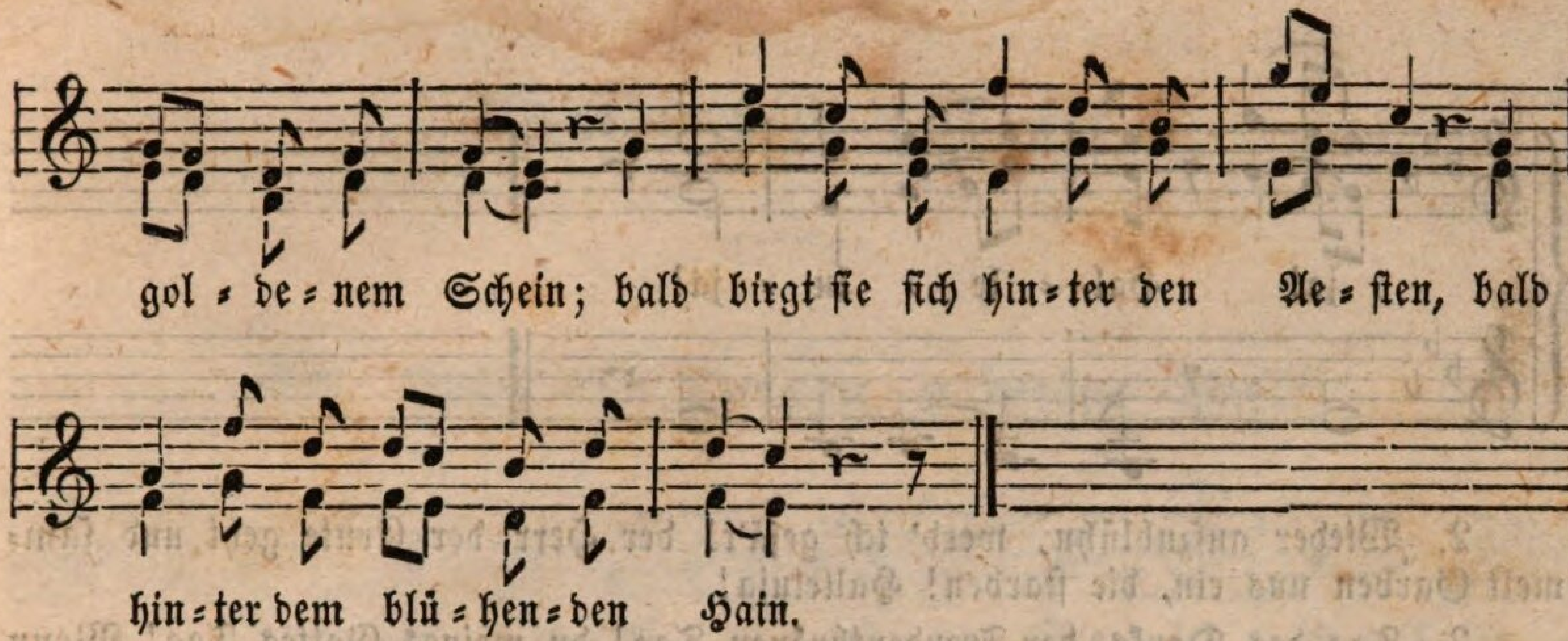
5. Und sieht herab auf Sterne, Land und Meer mit unverwandtem Blick: sieht seine Kinder alle rund umher, ihr Elend und ihr Glück.

6. O Gütiger, o du Barmherziger! barmherzig für und für! du Gnädiger, o du Barmherziger, Herr Gott, dich loben wir! Claudius.

17. Abendruhe.

Sanft. F. Hurka.





2. Die Glocken der Dörfer erschallen, verkünden erquickende Ruh, und läutende Heerden, sie wallen dem schützenden Dache nun zu.
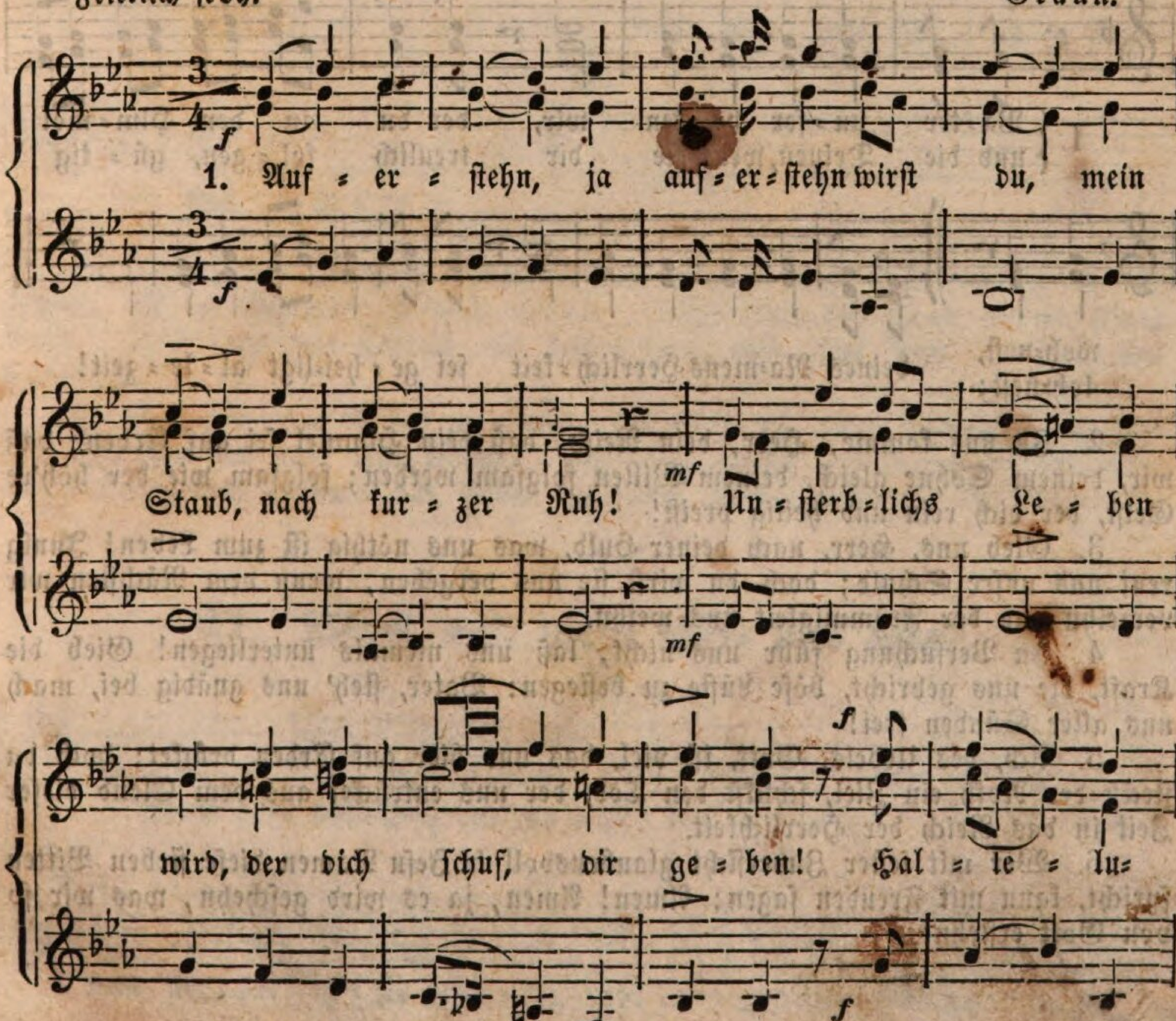
3. Der Landmann verläßt die Gefilde und Schweigen bedeckt die Natur; die Lüfte umwehen mit Milde erfrischend die blühende Flur.

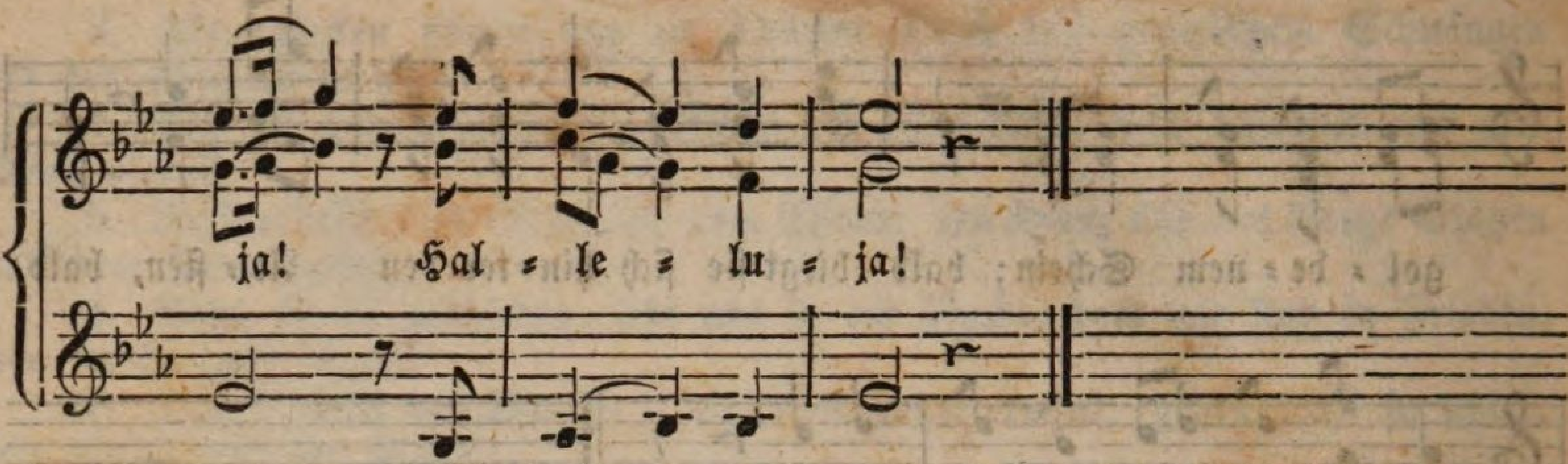
4. So ruhig, so heiter, so labend, — dies Eine ersleh' ich von dir, o Vater! so dämm're mein Abend, so ruhig erschein' er einst mir.

(Schwabe.)

18. Die Auferstehung.

Feierlich froh. Graun.





2. Wieder aufzublühn, werd' ich gesä't! der Herr der Ernte geht und sammelt Garben uns ein, die starben! Halleluja!
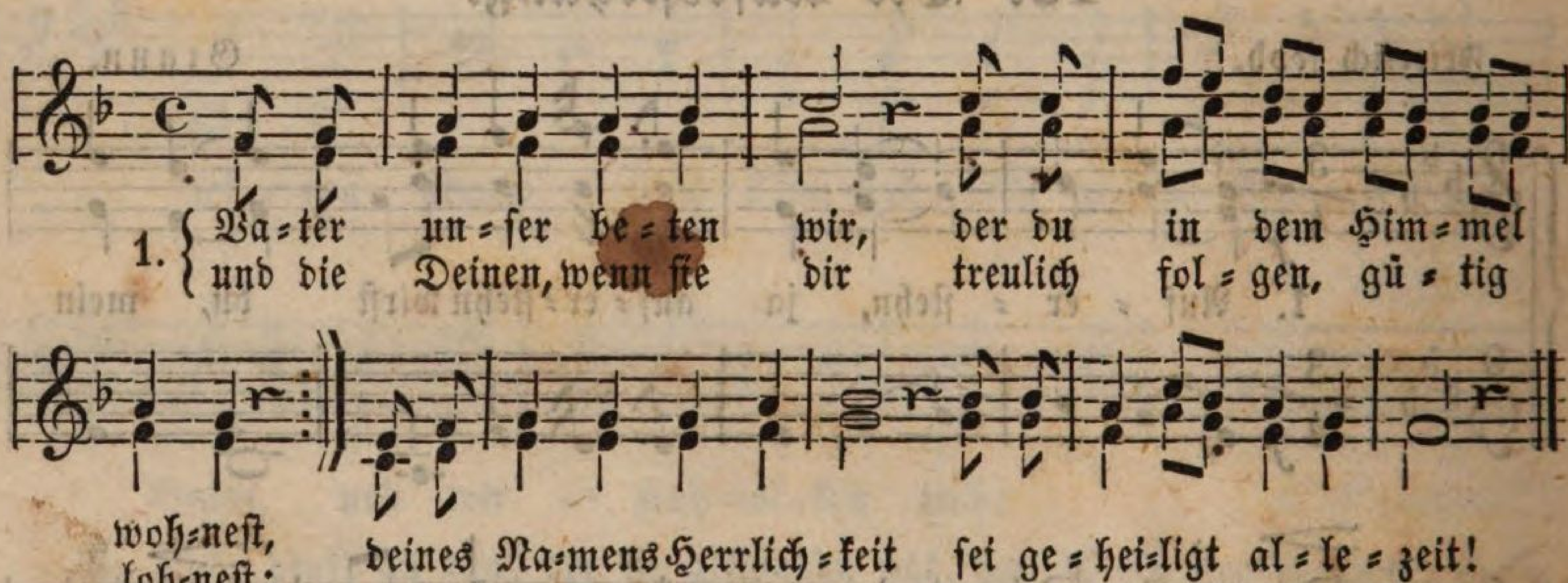
3. Tag des Danks, der Freudenthränen Tag! du meines Gottes Tag! Wenn ich im Grabe genug geschlummert habe, erweckst du mich!

4. Wie den Träumenden wird's dann uns sein! mit Jesu gehn wir ein zu seinen Freuden! Der müden Pilger Leiden sind dann nicht mehr!

5. Ach, in's Allerheiligste führt mich mein Mittler; dann leb' ich im Heiligthume, zu seines Namens Ruhme! Halleluja!

(Klopstock.)

19. Das Gebet des Herrn.



2. Zu uns komme, Herr, dein Reich, daß dein Himmel sei auf Erden; daß wir, deinem Sohne gleich, deinem Willen folgsam werden; folgsam wie der höh're Geist, der dich rein und heilig preist!

3. Gieb uns, Herr, nach deiner Huld, was uns nöthig ist zum Leben! Innig reut uns unsre Schuld; doch du wirst sie uns vergeben, wenn dem Nächsten wir verzeihn und der Frömmigkeit uns weihn.
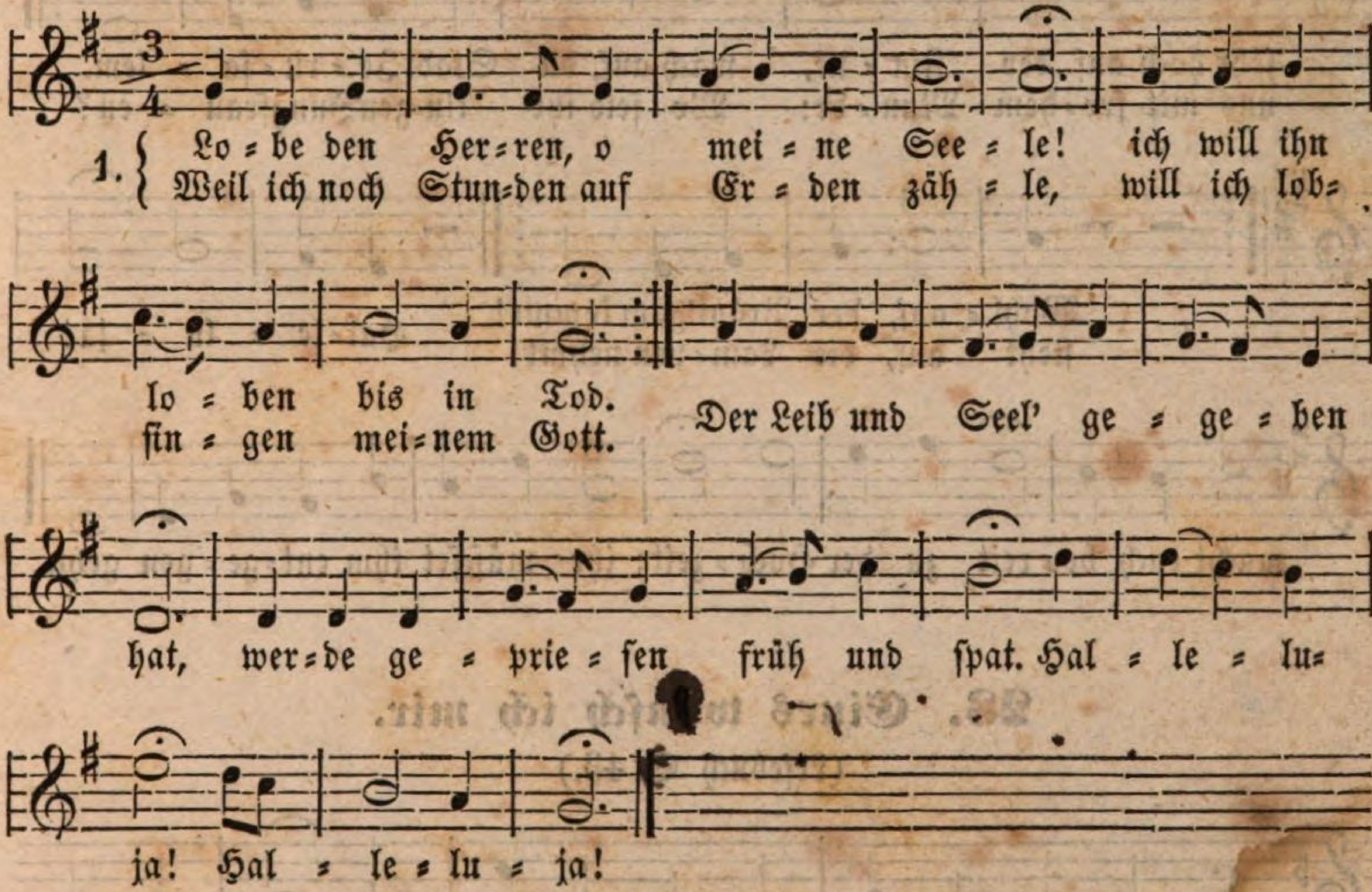
4. In Versuchung führ uns nicht, laß uns niemals unterliegen! Gieb die Kraft, die uns gebricht, böse Lüste zu besiegen: Vater, steh' uns gnädig bei, mach uns aller Sünden frei!

5. Ach, des Uebels, Gott, ist viel, das uns hier auf Erden drücket; doch du steckst der Noth ein Ziel, schickst den Tod, der uns entrücket aus dem Elend dieser Zeit in das Reich der Herrlichkeit.

6. Wer mit fester Zuversicht glaubensvoll in Jesu Namen diese sieben Bitten spricht, kann mit Freuden sagen: Amen! Amen, ja es wird geschehn, was wir so von Gott erflehn!

Rhythmische Choräle.
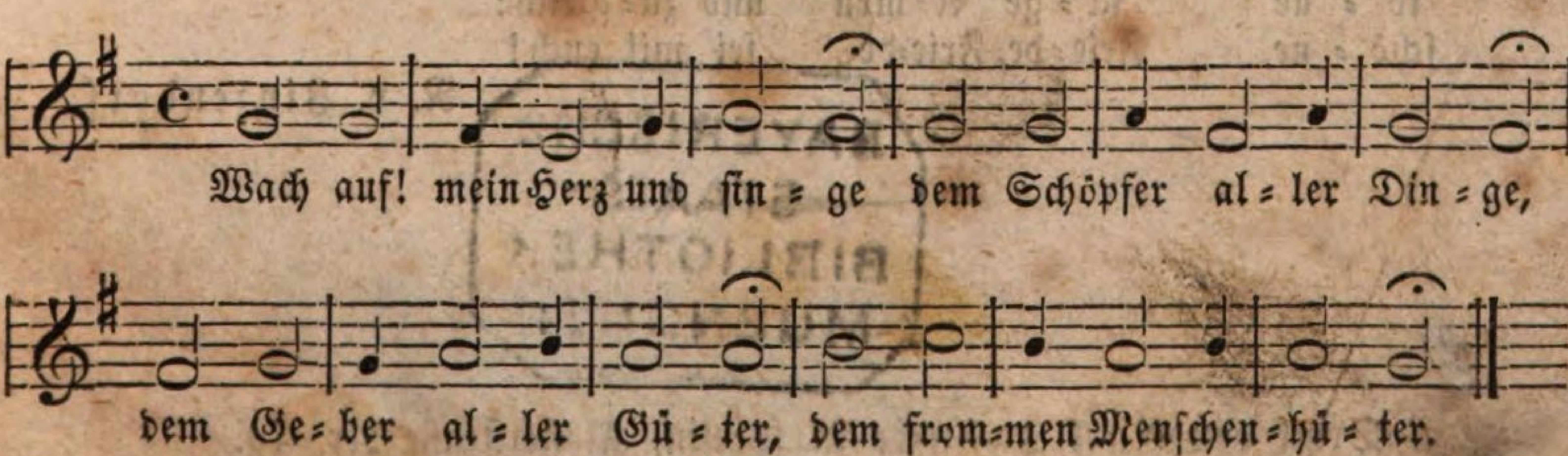
20. Lobe den Herren, o meine Seele.



2. Fürsten sind Menschen, vom Staub geboren, und sinken wieder in den Staub; all ihr Regieren ist auch verloren, wenn nun das Grab nimmt seinen Raub. Weil denn kein Mensch uns helfen kann, rufe man Gott um Hülfe an! Halleluja!

3. Selig, ja selig ist der zu nennen, deß Hülfe der Gott Jakobs ist, welcher vom Glauben sich nicht läßt trennen, und hofft getrost auf Jesum Christ. Wer diesen Herrn zum Beistand hat, findet am besten Rath und That. Halleluja!
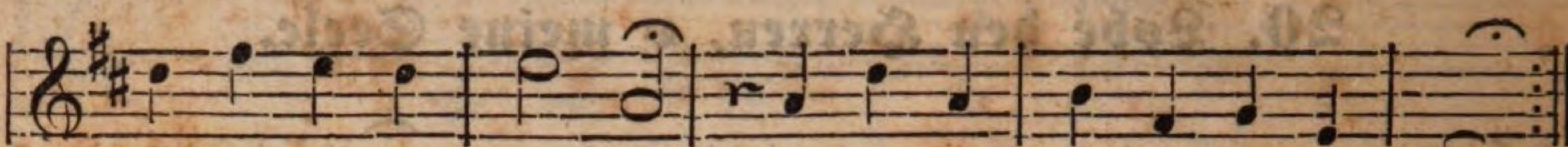
21. Wach auf, mein Herz und singe.
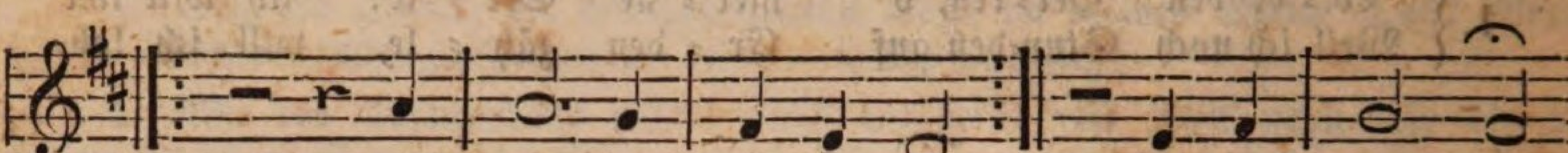


22. Wachet auf, ruft uns die Stimme.
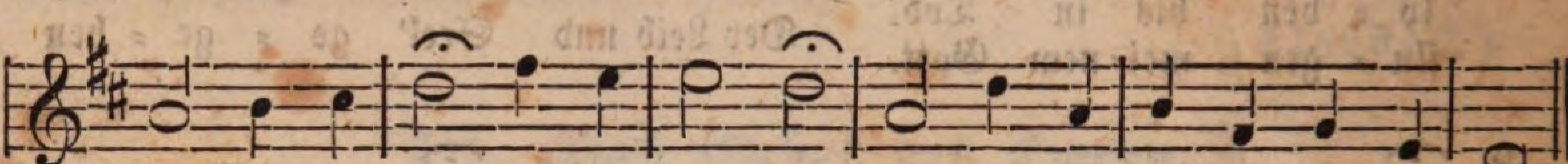


Wa = chet auf, ruft uns die Stim = = me der Wächter
Mit = ter = nacht heißt die = se Stun = = de; sie ru = fen



sehr hoch auf der Zin = ne, wach auf, du Stadt Je = ru = sa = lem.
uns mit fro = hem Mun = de: Wo seid ihr klu=gen Jungfrau = en?



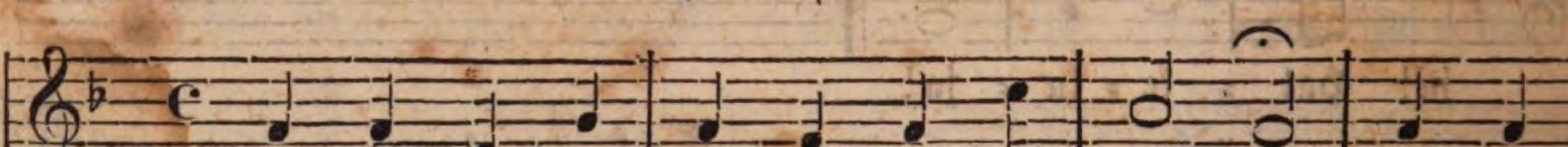
Wohl = auf, der Bräut'gam kömmt! Hal=le = lu = ja!
steht auf, die Lam = pen nehmt!



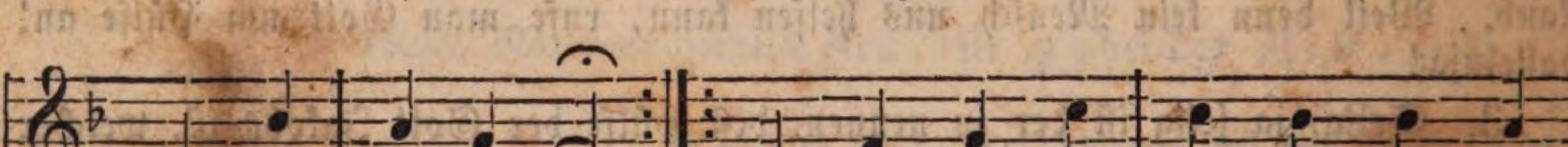
macht euch be = reit zu der Hoch = zeit; ihr müs=set ihm ent=ge = gen gehn.

23. Eines wünsch ich mir.

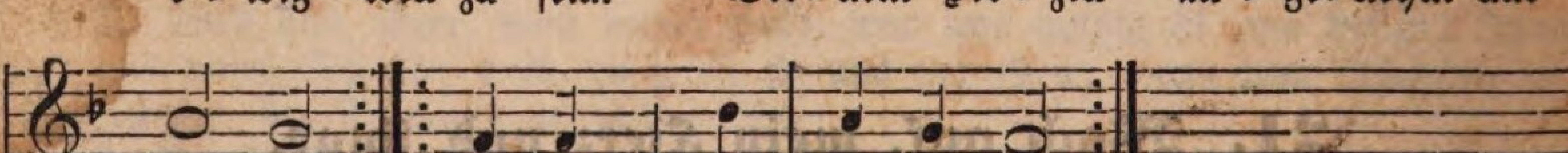
(Lesebuch S. 43.)



Die wir uns all = hier bei = sam = men fin = den, schla = gen
uns auf dei = ne Mar = ter zu ver = bin = den, dir auf



uns're Hän=de ein, Und zum Zei = chen, daß dies Lob = ge=
e = wig treu zu sein. Dei = nem Her = zen an = ge = nehm und



tö = ne sa = ge A = men und zu = gleich:
schö = ne, Frie = de, Frie=de sei mit euch!

N. v. Zinzendorf.

Druck von Carl Jahncke in Berlin, Klosterstraße Nr. 49.

Theel, F. W.

Festgabe Denkwürdige, nützliche Geschichten und lehrreiche Lesestücke für lernbegierige Kinder, herausgegeben von F. W. Theel

Berlin und St. Adelaide [1851]

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761783-1